

MARX-ENGELS JAHRBUCH

2005



Akademie Verlag

Internationale Marx-Engels-Stiftung

Vorstand

Kirill Anderson, Dieter Dowe, Jaap Kloosterman, Herfried Münkler

Sekretariat

Manfred Neuhaus
Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften

Redaktion des Jahrbuches

Beatrix Bouvier, Galina Golovina, Gerald Hubmann
Verantwortlich:
Gerald Hubmann, Claudia Reichel
Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften

Wissenschaftlicher Beirat

Shlomo Avineri, Gerd Callesen, Robert E. Cazden, Iring Fetscher, Eric J. Fischer,
Patrick Fridenson, Francesca Gori, Andrzej F. Grabski, Carlos B. Gutiérrez,
Hans-Peter Harstick, Fumio Hattori, Eric J. Hobsbawm, Hermann Klenner, Michael Knieriem,
Jürgen Kocka, Nikolaj Lapin, Hermann Lübbe, Michail Mědlov, Teodor Ojzerman,
Bertell Ollman, Tsutomu Ouchi, Hans Pelger, Pedro Ribas, Bertram Schefold,
Wolfgang Schieder, Hans Schilar, Walter Schmidt, Gareth Stedman Jones,
Jean Stengers, Shiro Sugihara, Immanuel Wallerstein, Zhou Liangxun

ISBN-10: 3-05-004008-4

ISBN-13: 978-3-05-004008-0

© Akademie Verlag GmbH, Berlin 2006

Das eingesetzte Papier ist alterungsbeständig nach DIN/ISO 9706.

Alle Rechte, insbesondere die der Übersetzung in andere Sprachen, vorbehalten. Kein Teil des Buches darf ohne Genehmigung des Verlages in irgendeiner Form – durch Photokopie, Mikroverfilmung oder irgendein anderes Verfahren – reproduziert oder in eine von Maschinen, insbesondere von Datenverarbeitungsmaschinen, verwendbare Sprache übertragen oder übersetzt werden.

Druck und Bindung: Druckhaus „Thomas Müntzer“ GmbH, Bad Langensalza

Printed in the Federal Republic of Germany

Inhalt

Dick Howard Von der Politik des Willens zur Politik der Urteilskraft. Eine kantianische Deutung des Marxschen Systems	9
Christoph Henning Übersetzungsprobleme. Eine wissenschaftstheoretische Plausibilisierung des Marxschen Gesetzes vom tendenziellen Fall der Profitrate	63
Christian Schmidt Entfremdung und die Reproduktion der Unvernunft	86
Falko Schmieder Zur Kritik der Rezeption des Marxschen Fetischbegriffs	106
Manfred Schöncke Die Bibliothek von Heinrich Marx im Jahre 1838. Ein annotiertes Verzeichnis	128
 <i>Aus der editorischen Arbeit</i>	
François Melis Georg Weerth als Redakteur der „Neuen Rheinischen Zeitung“. Notwendige Autorschaftskorrekturen in Vorbereitung der MEGA [®] -Bände I/7–I/9	174

Markus Bürgi Neue Briefe, Postkarten und Materialien von und über Friedrich Engels entdeckt	207
---	-----

Nachträge zur Marx-Engels-Gesamtausgabe

Martin Hundt Zum Beginn von Marx' Tätigkeit als Redakteur der „Rheinischen Zeitung“	210
Franz Hugo Hesse an Karl Marx, 4. November 1842 Nachtrag zu MEGA [®] III/1	218

Thomas Kuczynski Die von Marx revidierte französische Ausgabe von Band I des <i>Kapitals</i> . Ein bislang unbekanntes Exemplar mit Autorkorrekturen	222
---	-----

Bericht

Beatrix Bouvier Die Neueröffnung des Karl-Marx-Hauses Trier	227
--	-----

Rezensionen

Massimiliano Tomba: Krise und Kritik bei Bruno Bauer. Kategorien des Politischen im nachhegelschen Denken Rezensiert von Olaf Briese	233
--	-----

Junji Kanda: Die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen und die Philosophie. Studien zum radikalen Hegelianismus im Vormärz Rezensiert von Christine Weckwerth	236
---	-----

Giuseppe Mazzini: Thoughts upon Democracy in Europe (1846–1847). Un 'Manifesto' in inglese. Hrsg. von Salvo Mastellone Salvo Mastellone: Mazzini and Marx. Thoughts upon Democracy in Europe Rezensiert von Werner Daum	245
---	-----

Falko Schmieder: Ludwig Feuerbach und der Eingang der klassischen Fotografie. Zum Verhältnis von anthropologischem und Historischem Materialismus. Rezensiert von Alfred Schmidt	249
Birger Linde: De Store Kriser. Bd. I: Kriseteori og kriser i 1800-tallet – inspirationen fra Marx Rezensiert von Holger Heide	251
Dick Howard: The Specter of Democracy Rezensiert von Harald Bluhm	257
Zusammenfassungen	266
Summaries	269
Autorenverzeichnis	272

Von der Politik des Willens zur Politik der Urteilskraft Eine kantianische Deutung des Marxschen Systems

Dick Howard

Kant, Hegel und Marx können als Exponenten dreier verschiedener Auffassungen bezüglich der Natur und der Aufgaben der Philosophie verstanden werden. Kants transzendentaler Ansatz unternimmt die Bestimmung der rationalen Bedingungen der Möglichkeit einer bereits gegebenen Erfahrung, begründet im Ergebnis jedoch einen Dualismus, da die Erfahrung der Vernunft, welche sie erklärt, äußerlich bleibt. Hegel versucht in der Folge Erfahrung und Vernunft in eine systematische Einheit zu bringen, welche dem rationalen Ursprung der Erfahrung Rechnung trägt. Marx' Radikalisierung des Hegelschen Ansatzes stellt eine Umkehrung dieses Ansatzes dar, da Marx versucht, eine Welt rationaler Erfahrung zu konstituieren. Dieser Fortgang von einer transzendentalen zu einer originären und dann zu einer konstitutiven Philosophie findet ein historisches Echo in der politischen Welt. Der Prozess der preußischen, bürokratisch-legalistischen Modernisierung beinhaltete den Versuch, eine vormoderne Gesellschaft nach der Maßgabe universeller Formen zu ordnen und kann transzendental genannt werden. Die Notwendigkeit der Französischen Revolution, gesellschaftlichen Widerstand zu überwinden, bildet das andere Extrem und führte zur Annahme einer konstitutiven Politik. So heißt es bei Rousseau, der des Öfteren von den Revolutionären zitiert wurde: „Damit der Gesellschaftsvertrag keine leere Form sei, enthält er stillschweigend folgende Verpflichtung, ... daß jeder, der dem allgemeinen Willen den Gehorsam verweigert, von dem ganzen Körper dazu gezwungen werden soll; das hat keine andere Bedeutung, als daß man ihn zwingen werde, frei zu sein.“¹ Zwischen diesen beiden Extremen ist die Amerikanische Revolution anzusiedeln, die mehr als nur politische Unabhängigkeit gewinnen konnte.

¹ Jean-Jacques Rousseau: Der Gesellschaftsvertrag. Erstes Buch. Kapitel 7.

Die systematische Behauptung, welche hier begründet werden soll, besteht darin, dass diese Symmetrie philosophischer und politischer Formen nicht zufällig ist.² Die Darstellung dieser Annahme kann von beiden Seiten her unternommen werden. Es muss dabei gezeigt werden, dass die Philosophie für ihre Verwirklichung eines politischen Komplements bedarf und dass eine moderne Politik für ihre Vollendung ein spezifisch philosophisches Moment beinhalten muss. Diese Interdependenzbeziehung muss systematischer Natur sein. Es reicht nicht aus, darauf zu verweisen, dass Kant, Hegel und Marx aufmerksame Beobachter der politischen Veränderungen ihrer Zeit waren. Es muss vielmehr gezeigt werden, dass das politische Moment integraler Bestandteil der philosophischen Werke eines jeden von ihnen war. Gleichmaßen reicht es nicht aus zu bemerken, dass Politik immer den Aspekt notwendiger Legitimation mit sich führt, welche auf Prämissen rekurriert, die letztendlich dem Bereich der Philosophie zugehören. Es muss dargelegt werden, dass die spezifische Eigenart moderner Politik ein philosophisches Komplement beinhaltet. Dies kann jedoch nur ein erster Schritt sein. Die preußischen und französischen Formen der Gestaltung von Politik bestimmen, wie die philosophischen Werke Kants und Marx', das Verhältnis der Interdependenz von Philosophie und Politik dahingehend, dass eine Seite die andere dominiert.

Im vorliegenden Aufsatz wird außerdem eine theoretische Bewegung von Kant zu Marx vorgeschlagen. Damit ist keine Widerlegung von Marx oder sein Austausch durch Kant gemeint. Meine Auffassung ist vielmehr, dass Marx zwar die systematische Natur des Verhältnisses zwischen Philosophie und Politik expliziert hat, die als *telos* meiner Interpretation eines Projektes dienen kann, das sowohl Kant, als auch Hegel und Marx unternommen haben. Aber die Art, auf welche Marx seinen systematisch-politischen Anspruch formuliert, macht es notwendig, über eine Umsetzung seines Anspruches mit anderen Mitteln nachzudenken. Marx' Lösung ist zu mächtig; sie vereinigt Philosophie und Politik, aber verliert dabei die Unterscheidung zwischen aktueller Politik und den Rahmenbedingungen, aus welchen Politik erst ihren Sinn erhält, aus den Augen. Aus theoretischen und historischen Gründen bezeichne ich diesen Rahmen als das Politische. Ich versuche zu zeigen, dass es Kant ist, der die Werkzeuge bereitstellt, die es erlauben das Politische und sein Verhältnis zur Politik zu verstehen. Obgleich hier argumentiert wird, dass Kants Analyse der

² Dem vorliegenden Aufsatz liegt die Einleitung zur 2. Auflage meines Buches *From Marx to Kant* (London 1993) zugrunde. Die philosophischen Begründungszusammenhänge sind dort detaillierter entwickelt; für die politischen Implikationen siehe Dick Howard: *Die Grundlegung der amerikanischen Demokratie* (Frankfurt a.M. 2001), sowie Dick Howard: *The Specter of Democracy* (New York 2002).

reflexiven Urteilskraft ein philosophisches Konzept zur Verfügung stellt, das die Realisierung der von Hegel und Marx gesetzten Ziele ermöglicht, ist meine Intention zugleich von einem darüber hinausgehenden, systematischen Interesse geprägt.

Ich habe deshalb auf die substantivierten Formen „das Politische“ und „das Philosophische“ zurückgegriffen, um die systematische Ausrichtung dieses Projekts zu betonen. Als systematisch verstanden muss das Philosophische nicht nur die Welt erklären, *sondern auch* über die Möglichkeit seiner eigenen Erklärung Rechtfertigung ablegen. Dies ist der von Kant begründete Durchbruch. Seine Nachfolger haben die Aufgabe einer systematischen Philosophie noch radikaler formuliert: das Philosophische muss sowohl die Notwendigkeit seiner eigenen Erklärung *als auch* die Notwendigkeit der Welt, welche es erklärt, nachweisen. Aber wie kann eine „Welt“ beschaffen sein, deren Notwendigkeit zeitgleich und im selben Zug erklärt wird, in welchem die erklärende Philosophie ihre eigene Notwendigkeit erläutert? Eine Welt, welche die Notwendigkeit der Philosophie erklärt, die wiederum die Welt erklärt, scheint in einem Zirkelschluss gefangen. Das Konzept des „Politischen“ ermöglicht es jedoch, dieses Dilemma zu umgehen. Als systematisch verstanden gehorcht „das Politische“, das nicht mit irgendwelchen spezifischen Politikformen gleichgesetzt werden sollte,³ ähnlichen Zwängen wie das Philosophische. Es muss nicht nur in die Welt eingreifen, sondern gleichermaßen die Möglichkeit und die Notwendigkeit der Intervention erklären. Alles andere wäre Willkür. Da es seine eigene Möglichkeit und Notwendigkeit erklären muss, muss das Politische Rekurs auf das Philosophische nehmen und dennoch Abstand vom Philosophischen wahren. Auf eine Beschreibung, was das Politische *ist*, kann an dieser Stelle verzichtet werden. Auf formaler Ebene betrachtet, erlaubt ihm sein expliziter Rekurs auf das Philosophische, die undefinierbare „Welt“ zu ersetzen, auf welche sich das Philosophische bei gleichzeitiger Distanzwahrung beziehen muss. Dies impliziert, dass das Philosophische *nicht* das Politische ist. Über das, was das Politische *ist*, ist damit jedoch noch nichts gesagt.

³ Diese Unterscheidung ist auf konzeptioneller Ebene verhältnismäßig einfach zu treffen. Auf der Ebene des Alltagsgebrauchs fällt sie hingegen schwerer. Es bleibt jedoch festzuhalten, dass Politik nicht einfach als eine Konkretisierung des Politischen nach dem Muster von Erscheinung und Wesen verstanden werden kann. Es ist eine Aufgabe der von mir vorgeschlagenen Methode, dieses Verhältnis von Politik und Politischem in einer systematisch konsistenten Art und Weise darzustellen. Dabei wird sich zeigen, dass Politik nicht nur durch das Politische, sondern gleichermaßen durch das Philosophische bestimmt wird, denn nur so kann der Politik die ihr zukommende Autonomie und Erhabenheit gesichert werden.

Es ist eine Konsequenz des systematischen Imperativs, unter welchem das Philosophische und das Politische stehen, dass ihre weitergehende Bestimmung ebenfalls systematisch erfolgen muss. Das Philosophische muss seine Notwendigkeit vor dem Hintergrund sowohl der Beschaffenheit seines Gegenstandes als auch seiner Fähigkeit, diesen Gegenstand zu verstehen, erweisen. Die zweifache Ausrichtung dieser Behauptung sowie die Aufgabe, nicht nur Möglichkeit, sondern auch Notwendigkeit zu begründen, sind integrale Bestandteile des systematischen Ansatzes. Wird dies nicht berücksichtigt, so läuft man Gefahr, dem Zirkelschluss eines Idealismus (oder einer „Identitätsphilosophie“), sei er nun rationalistischer oder materialistischer Prägung, anheimzufallen. Es muss einen Aspekt des Philosophischen geben, der auf etwas verweist, das nicht selbst Teil des Philosophischen ist, dessen Struktur aber von solcher Art ist, dass seine Beziehung zum Philosophischen der Philosophie gestattet, den systematischen Imperativ zu realisieren. An dieser Stelle kommt das Politische ins Spiel. Das Politische, als Politisches, verlangt nach philosophischer Selbstreflexion, um seine eigene, systematische Selbstverwirklichung zu erreichen. Mit dieser, vermittelt durch die philosophische *Reflexion* seiner eigenen Notwendigkeit, geht gleichzeitig die Notwendigkeit des Philosophischen einher. Das Politische versorgt das Philosophische mit jener Art von „Welt“, welche das Letztere benötigt, um dem idealistischen Teufelskreis zu entgehen. Das Philosophische bedarf des Politischen, um sich selbst zu realisieren, und das Politische bedarf aus demselben Grund des Philosophischen. Unabhängigkeit und gegenseitige Abhängigkeit gehen also Hand in Hand.

Die Betonung muss hier auf das System gelegt werden, und die Aufgabe besteht darin, die Methode für seine Verwirklichung zu bestimmen. Die Methode muss ausgehend von der systematischen Beziehung zwischen dem Philosophischen und dem Politischen bestimmt werden. Es kann gezeigt werden, dass der Gegenstand des Philosophischen oder der des Politischen die von beiden gestellten Kriterien erfüllt: er muss etwas einzelnes, etwas Besonderes, sein, dessen Besonderheit gerade auf die Gegebenheit des Politischen oder des Philosophischen angewiesen ist, um vollständig gegeben zu sein, und er muss gegenüber dem Philosophischen oder dem Politischen rezeptiv sein, um zu gewährleisten, dass ihre Intervention nicht willkürlich oder aufoktroziert ist. Diese zwei methodologischen Kategorien – Besonderheit und Rezeptivität – ermöglichen eine originäre Lektüre, welche die Probleme einer transzendentalen oder konstitutiven Interpretation von Kant, Hegel oder Marx vermeidet.⁴

⁴ Ich werde diese Kategorien unten noch eingehender behandeln. Für den Augenblick soll fest-

Dass wir einer spezifischen Methode bedürfen, wird offensichtlich, wenn die systematische Beziehung zwischen dem Philosophischen und dem Politischen in anderen Kategorien ausgedrückt wird. Insoweit als der Gegenstand der Philosophie nach Philosophie verlangt, um sich vollständig verwirklichen zu können, können wir sagen, dass dem Gegenstand eine *genetische* Funktion zukommt, zu welcher die Philosophie das *normative* Korrelat bildet. Aber das Philosophische ist nicht nur, oder nicht immer, normativ. Das systematische Politische bedarf der Philosophie, um sicher zu stellen, dass der Gegenstand seiner Intervention nicht willkürlich ist und dass seine Aktivität keinen von außen auferlegten Zwang darstellt. Der Philosophie kommt in diesem Kontext eine genetische Funktion zu. Sie liefert eine Situation, deren Rationalität nur durch die Intervention des Politischen gesichert werden kann. Vermittelt ihrer systematischen gegenseitigen Abhängigkeit und Unabhängigkeit kann dem Philosophischen und dem Politischen also entweder eine genetische oder eine normative Funktion zukommen. Dieser Beschreibung korrespondiert die vertraute Erfahrung, dass Philosophie oder Politik manchmal einen gegebenen gesellschaftlichen Zustand legitimieren, manchmal nach seiner Veränderung verlangen. Die Schwierigkeit besteht darin, die Illusion zu vermeiden, dass die Genese die Normativität oder die Normativität die Genese erkläre. In beiden dieser Fälle würde das System unter dem „konstitutiven Fehler“ leiden, welcher aus dem Fehlen einer differenzierten Methode resultiert. Dieses Dilemma tritt am eindeutigsten anlässlich des Versuchs zu tage, Geschichte zu verstehen oder in ihren Lauf einzugreifen.

gehalten werden, dass das Äquivalent zu den Momenten der Besonderheit und der Rezeptivität im Bereich des Politischen mit der Amerikanischen Revolution auftritt, deren abschließende Phase – die Wahl Thomas Jeffersons zum Präsidenten, die von den Zeitgenossen „die Revolution des Jahres 1800“ genannt wurde – einerseits vom Aufkommen politischer Parteien und andererseits durch die Einführung gerichtlicher Revisionsverfahren geprägt wurde. Es ist diese Entwicklung, auf die ich Bezug nehme, wenn ich die Amerikanische Revolution als originär beschreibe. Damit wird impliziert, dass die preußischen und französischen politischen Strukturen nach dem Grad beurteilt werden können, inwieweit es ihnen gelang (oder nicht gelang), institutionelle Formen zu verwirklichen, welche die Bestimmung der besonderen Verhältnisse, mit denen sich das Politische beschäftigen muss, und die Sicherung der Rezeptivität der Gesellschaft gegenüber politischer Aktivität erlauben. Die Französische Revolution behandelte dieses Thema nicht in methodologischen Begriffen. Ihrer rasanten Entwicklung zwischen 1789 und 1795 nähert man sich besser mit dem philosophischen und politischen Begriffspaar der Genese und der Normativität, auch wenn die methodologischen Kategorien der Besonderheit und der Rezeptivität eine genauere Analyse ihrer längerfristigen Entwicklung ermöglichen, einer Entwicklung, die erst ein Jahrhundert nachdem die Revolution die Erste Republik ausgerufen hatte mit der endgültigen Annahme der Dritten Republik ihren Abschluss findet.

Die Französische Revolution stellt einen paradigmatischen Fall der Interaktion zwischen dem Philosophischen und dem Politischen dar. Ihr Ausbruch kann mit Tocqueville als Folge des Aufkommens eines autonomen politischen Staates verstanden werden, der die vermittelnden Institutionen der überkommenen feudalen, bzw. korporatistischen Gesellschaft zerstört hatte. Und sie kann mit Cochin gleichfalls als Folge neuer philosophischer Untersuchungsmethoden beschrieben werden, wie sie von den Teilnehmern der Salons und Logen praktiziert wurden, die sich von ihren sozialen Positionen distanziert hatten, um nur noch als vernunftbegabte Menschen zueinander in Kontakt zu treten.⁵ Ihre Phasen sind geprägt durch eine Serie von Umkehrungen, in welchen das Normative eine genetische Funktion annimmt – beginnend mit dem Ruf nach einer Verfassung – und das Genetische eine normative Funktion – beginnend mit der Entscheidung der Generalversammlung der Stände, sich als Nationalversammlung zu bezeichnen. Auch die Kämpfe unter den verschiedenen Richtungen können mit Hilfe dieses kategorischen Paares nachgezeichnet werden. Und Robespierres Aufstieg lässt sich mit seiner ungewöhnlichen und befremdlichen Fähigkeit erklären, die Seiten je nach Erfordernis zu wechseln. Schließlich kann das Scheitern der Revolution als Ergebnis der Unfähigkeit gedeutet werden, eine neue politische Methode zu entwickeln, welche die Rezeptivität der neuen Gesellschaft gegenüber den von ihr entfesselten, besonderen politischen Bedürfnissen hätte gewährleisten können. Die Revolution konnte weder eine normative Verfassung akzeptieren, die unabhängig von der sie hervorbringenden Nation formuliert wurde, noch konnte sie die Legitimität der in ihrem Namen propagierten Sonderinteressen anerkennen. „Die“ Revolution, normativ und genetisch verstanden, zerstörte die Autonomie des Philosophischen und des Politischen.

Der paradigmatische Fall der Französischen Revolution weist auf die gegenseitige Abhängigkeit und Unabhängigkeit von Philosophischem und Politischem hin und bezeugt die Schwierigkeit, diese systematische Beziehung zu erhalten. Für die historisch-politische Exemplifizierung dieser Annahme kön-

⁵ Beide Fälle können normativ oder genetisch gedeutet werden. Der neue autonome Staat kann in bezug auf die Praxis der Revolutionäre normativ gedeutet werden, oder er kann als kritischer Maßstab gleich einem anzustrebenden Ideal genetisch gedeutet werden. Der neuen Art philosophischer Aktivität kann als Anlass zu politischen Handlungen eine genetische Funktion zukommen, oder sie kann die Norm abgeben, mit welcher politische Initiativen bewertet werden. Die Ansicht, dass die Frage nach dem Ursprung der Französischen Revolution ausgehend von Tocqueville und Cochin beantwortet werden kann, wird von François Furet in *Penser la Révolution Française* (Paris 1978) vertreten. Der Gedanke, dass die Revolution ihren Höhepunkt erst mit der Verwirklichung der Dritten Republik erreicht hätte, entstammt ebenfalls diesem Werk und erfährt in Furets *La Révolution, 1770–1880* (Paris 1988) weitere Präzisierung.

nen hier bereits erste Hinweise gegeben werden. Eine seltsame Bemerkung Kants, der nicht umsonst ‚der Philosoph der Französischen Revolution‘ genannt wird, kann uns dabei als narrativer Ausgangspunkt dienen. Warum hat Kant wiederholt die neue Politik Friedrichs des Großen gepriesen? Vertraute er tatsächlich den erklärten Intentionen des aufgeklärten Monarchen? Warum blieb er dann bis ans Ende seiner Tage ein hartnäckiger Verfechter der Französischen Revolution? Der aufgeklärte Despot, der Philosoph und die Revolution versuchten jeweils, philosophisch eine neue Politik zu begründen. Die Gefahren, welche diesem Ansatz inhärent waren, wurden zu Beginn der Französischen Revolution von Edmund Burke gesehen. Seine kritischen *Betrachtungen über die Französische Revolution* stellen eine fundierte Verurteilung der Exzesse einer Philosophie dar, die sich an die Stelle des Politischen setzt. Aus dieser Perspektive erscheint die Französische Revolution als die eigentliche Kritik der Philosophie. Jedoch gründet Burkes Ablehnung des Philosophischen in einer vormodernen Idee des Politischen. Die Philosophen konnten das moderne Streben nach System nicht aufgeben. Fichtes oft verfemte *Reden an die Deutsche Nation* bezeugen auf brillante Art und Weise den Versuch, das radikale Projekt der Französischen Revolution für die deutsche Philosophie zu beanspruchen – und damit auch für eine neue deutsche Politik. Die Mittel, derer sich Fichte bedient, um den Bindungen zwischen Philosophischem und Politischem wieder Geltung zu verschaffen, zeigen Ähnlichkeit mit einem sogar noch verfemteren systematischen Unterfangen: demjenigen von Karl Marx, an dessen rigoroser Philosophie der Revolution sich explizieren lässt, warum eine theoretische Bewegung von Marx zu Kant sinnvoll ist.⁶

⁶ Die Versuchung ist in der Tat groß, Kants eigenen philosophischen Weg als den Versuch zu deuten, die von der Kritik der reinen Vernunft eröffneten Probleme auf systematische Art und Weise zu lösen, und die Entwicklung des Deutschen Idealismus anschließend als fortschreitende Ausdifferenzierung der Kantischen Revolutionierung der Philosophie zu betrachten. So soll der Titel meines Bandes *From Marx to Kant* auf die zwei meisterhaften Versuche anspielen, die soeben beschriebene Sichtweise zu explizieren: Richard Kroners *Von Kant bis Hegel* und Georg Lukács' *Geschichte und Klassenbewußtsein*. Diese Anspielung soll sowohl den systematischen Charakter meines Projektes betonen als auch gleichzeitig auf die Andersartigkeit des von mir dargelegten Systems verweisen. Die Stärken und Schwächen des Ansatzes von Lukács im Besonderen habe ich in zwei Aufsätzen aufzuzeigen versucht. Siehe: *From Marx to Kant: The Return of the Political* (wiederabgedruckt in Dick Howard: *Defining the Political*. Minneapolis 1989), S. 59–80 und *Kant's Political Theory: The Virtue of his Vices* (wiederabgedruckt in Dick Howard: *The Politics of Critique*. Minneapolis 1988), S. 3–22. Der selbsterklärte Lukács-Schüler Lucien Goldmann behandelte die Probleme in seinem Werk *Mensch, Gemeinschaft und Welt in der Philosophie Immanuel Kants* (Zürich 1945) mit größerer Klarheit, wie ich in Goldmann, *Kant and the Antinomies of Democratic Politics* (in: *Philosophical Forum*, special issue on Lucien Goldmann, Fall, 1991) zu zeigen versucht habe.

Marx und der systematische Imperativ

Die Theorie der Praxis

Die Marxsche Form der Politik kann als Ergebnis der rücksichtslosesten Prägung, welche das philosophische Trachten nach System angenommen hat, verstanden werden. Die Marxsche Theorie muss als systematische Philosophie sowohl für sich selbst als auch für die Praxis, welche sie zu verstehen sucht und für deren Verwirklichung sie notwendig ist, die Verantwortung übernehmen. Ja, es kann sogar die Ansicht vertreten werden, dass die Marxsche Theorie die politischen Deformationen zu erklären versteht, die sich unter dem Marxschen Banner versammelt haben. Das *Manifest der Kommunistischen Partei* bezeugt mit großer Eindringlichkeit die politische Funktion des systematischen Imperativs. So haben die Kommunisten zwar den gleichen „nächsten Zweck“ wie alle anderen proletarischen Parteien. Sie unterscheiden sich von diesen jedoch durch die Überlegenheit ihrer Theorie, denn „sie haben theoretisch vor der übrigen Masse des Proletariats die Einsicht in die Bedingungen, den Gang und die allgemeinen Resultate der proletarischen Bewegung voraus.“ (474)⁷

Hinter diesen Zeilen steht der Gedanke, dass die Marxsche Theorie den Kontext offenlegt, innerhalb dessen die unmittelbaren Ziele ihre umfassende, radikale Bedeutung erlangen und sie zu ihrem logisch-notwendigen Ende geführt werden können. In Abwesenheit einer aktiven proletarischen Bewegung rechtfertigt die Marxsche Theorie jedoch die Aktivitäten derjenigen Kommunisten, die im Namen und anstelle des eigentlichen Proletariats handeln. Dies zugrundegelegt, kann der Marxismus zum Leninismus werden. Um mit Engels zu sprechen, wird so die Regierung des Volkes – und die Verantwortung die sie impliziert – durch „die Verwaltung von Dingen“⁸ ersetzt. Die Autonomie des Politischen wird unter Verweis auf die philosophisch gerechtfertigte, historische Notwendigkeit negiert.

Diese theoretische Hybris stellt eine Konstante in Marx' Leben und Werk dar. Noch bevor er seine Theorie formuliert hatte, verurteilte der junge Marx „die Erweckung phantastischer Hoffnungen [...] ohne eine streng wissenschaftliche Idee“ im politischen Bereich und führte das abrupte Ende eines Treffens mit dem revolutionären Agitator Wilhelm Weitling herbei, indem er entschieden erklärte: „Niemals noch hat die Unwissenheit jemandem ge-

⁷ Seitenzahlen im Text nach der Ausgabe: Karl Marx, Friedrich Engels: Werke. Berlin 1956–1990 (im Folgenden: MEW). Bd. 4.

⁸ MEW. Bd. 20. S. 241.

nützt!“⁹ Marx' spätere Theorie rationalisierte diese Selbstsicherheit. Eine berühmte Passage des Vorworts der 1859 verfassten Schrift *Zur Kritik der politischen Ökonomie* klärt den Leser auf:

„So wenig man das, was ein Individuum ist, nach dem beurtheilt, was es sich selbst dünkt, eben so wenig kann man eine solche Umwälzungsepoche aus ihrem Bewußtsein beurtheilen, sondern muß vielmehr dies Bewußtsein aus den Widersprüchen des materiellen Lebens, aus dem vorhandenen Konflikt zwischen gesellschaftlichen Produktivkräften und Produktionsverhältnissen erklären.“¹⁰

Das theoretische Selbstvertrauen, mit welchem Marx die Autonomie des Individuums in Abrede stellt, hat auch politische Implikationen. So besteht Marx in seiner Darstellung des Napoleonischen Staatsstreichs beispielsweise darauf, dass

„wie man im Privatleben unterscheidet zwischen dem, was ein Mensch von sich meint und sagt, und dem, was er wirklich ist und thut, so muß man noch mehr in geschichtlichen Kämpfen die Phrasen und Einbildungen der Parteien von ihrer wirklichen Organisation und ihren wirklichen Interessen, ihre Vorstellung von ihrer Realität unterscheiden.“¹¹

Von dieser theoretischen Behauptung ist es nur noch ein kurzer Schritt zu der Annahme, dass diejenigen, welche im Besitz der wahren Theorie sind, das Recht und die Verpflichtung haben, ihre Einsichten anderen aufzuzwingen.

Für das Problem, wie eine solche, systematische Verzerrung möglich ist, muss eine systematische Deutung vorgelegt werden. Es bringt dabei nichts, Marx und seinen Anhängern zu unterstellen, sie wären von einem Willen besessen, der die Macht um ihrer selbst willen anstrebt. Der Marxismus sollte vielmehr analog zur Marxschen Deutung der Religion interpretiert werden. Marx lehnte sowohl die aufklärerische Kritik an manipulierenden Priestern und eigennütigen Eliten ab, als auch die Feuerbachsche Reduktion der Religion auf eine ihr äußerliche, materielle Basis. Keiner der beiden Standpunkte ist ausreichend systematisch, in beiden Fällen bleibt ein externes oder zufälliges Moment. Marx' Behauptung geht jedoch noch einen Schritt weiter. Marx versuchte den Sachverhalt, dass die Religion einen externen Standpunkt bzw. einen externen Handelnden postuliert, ausgehend von den zeitgenössischen gesellschaftlichen Verhältnissen zu verstehen. Er deutete sie als einen Auf-

⁹ Zitiert nach dem Bericht von P. W. Annenkow in: *Der Bund der Kommunisten. Dokumente und Materialien*. Red. Herwig Förder, Martin Hundt, Jefim Kandel, Sofia Lewiowa. Bd. 1: 1836–1849. Berlin 1970. S. 304.

¹⁰ Marx-Engels-Gesamtausgabe (im Folgenden: MEGA[®]). Bd. II/2. S. 101.

¹¹ MEGA[®] I/11. S. 122.

schrei gegen die Ungerechtigkeit der Welt. Dies impliziert wiederum, dass Religion eine Form der Ideologie sei.¹² Die Anwendung der Kritik der Ideologie auf die gesellschaftlichen Verhältnisse wird jedoch nicht von einem Standpunkt vorgenommen, der außerhalb dieser Verhältnisse angesiedelt ist. Marx versucht zu zeigen, wie die kapitalistische Gesellschaft in einem Zuge den ideologischen Aufschrei und seine Vergeblichkeit produziert. So ist, um ein Beispiel aus dem *Kapital* zu zitieren, das einzige Ergebnis des aktiven Kampfs der Arbeiterklasse um eine Verkürzung des Arbeitstages die Intensivierung der Ausbeutung – der Übergang des Kapitalismus von der Produktion eines „absoluten Mehrwerts“ zur Produktion eines „relativen Mehrwerts“. Eine Gefahr ist jedoch dann gegeben, wenn der politische Kritiker versucht, die Fehler dieses ideologischen Prozesses von einer diesem Prozess äußerlichen Position aus zu verurteilen. So verdammt etwa Lenins *Was tun?* den reinen „trade unionismus“ zugunsten einer wirklich revolutionären Praxis, wie sie nur von Kommunisten ausgeführt werden könne.

Die systematische Kritik der systematischen Verzerrung kann nicht annehmen, dass die Kommunisten Priester seien oder dass ihre Ideologie transzendenten Göttern gefällig sei. Der Anspruch der Kommunisten, eine immanente aber selbstwidersprüchliche Logik des Kapitalismus aufgedeckt zu haben, muss ernst genommen werden. Ihre grundlegende Prämisse ist, dass auch der Kapitalismus nicht den Gesetzen der Zeit enthoben ist. Er ist aufgrund menschlicher Aktivität entstanden, und menschliche Aktivität kann ihn auch wieder verändern. Ideologie in diesem Sinne ist die Leugnung dessen, was Lukács als „*das Problem der Gegenwart als geschichtliches Problem*“¹³ bezeichnet hat. Ein Rekurs auf die Theorie der Entfremdung kann helfen, die ideologische Erscheinung näher zu erklären. Die Trennung von Produzent und Produkt ist nur eine Variante der allgemeineren Externalitätsbeziehung zwischen Subjekt und Objekt. Die resultierende Trennung des Teils vom Ganzen führt zu der ahistorischen Erscheinung einer atomisierten Welt, deren Teile zueinander in einer Beziehung stehen, die nur willkürlich oder vorherbestimmt sein kann. In beiden Fällen ist politische Aktivität zu einer Ohnmacht verdammt, wie sie von

¹² Dieser Gedanke darf nicht unterschätzt werden. Die allgemein geläufige Interpretation betrachtet Ideologie als einen charakteristischen Wesenszug der Religion, was in der Folge dazu führt, dass die Marxsche Kritik der Ideologie nur als eine weitere Spielart der aufklärerischen Verurteilung der manipulativen Anwendung von Religion gesehen wird. Mein Verständnis des Marxschen Begriffs der Ideologie verdankt den Werken Claude Leforts sehr viel, insbesondere seinem *Esquisse d'une genèse de l'idéologie dans les sociétés modernes*, wiederabgedruckt in: *Les formes de l'histoire* (Paris 1978).

¹³ *Geschichte und Klassenbewußtsein*. Berlin 1923. S. 173.

Lenin konstatiert wird. Aber wenn die Marxsche Theorie des Kapitalismus-als-Ideologie stimmig ist, wie kann Lenin dann die systematische Notwendigkeit seines eigenen Wissens erklären? Versucht er die Theorie einer Weltgeschichte und ihren vorherbestimmten Lauf ins Feld zu führen, so leugnet er die Autonomie revolutionärer Politik. Die Unfähigkeit, der Autonomie des Politischen Rechnung zu tragen, wird immer dann offensichtlich, wenn marxistisch-leninistische Revolutionäre die Macht ergreifen.

Die kommunistische Politik wird sowohl innerhalb des Kapitalismus als auch über den Kapitalismus hinausweisend formuliert. Innerhalb des Kapitalismus wird die Politik negativ bestimmt. Sie ist der Protest gegen die kapitalistischen Bedingungen der Ausbeutung. Diese Politik des Protests kann ins Positive gewendet werden, wenn die Perspektive auf das weltgeschichtliche Ziel der Überwindung des Kapitalismus gerichtet wird. Protest führt zur Organisation und zu einem gesteigerten Selbstbewusstsein auf Seiten der Arbeiter. Und die Verwirklichung der (ziemlich bescheidenen) Übergangsmaßnahmen, wie sie das *Manifest* vorsieht, führt zu einem vergleichbaren Ergebnis. Natürlich kann der Kapitalismus-als-Ideologie diese Erfolge in der gleichen Art und Weise umwerten, wie dies mit den Kämpfen um die Verkürzung des Arbeitstages geschah. Nichtsdestotrotz ist Marx der Überzeugung, dass die Weltgeschichte im Sieg über den Kapitalismus ihren Abschluss finden wird. Dann, so insistiert das *Manifest*, konzentriert sich die Produktion in den Händen der assoziierten Individuen und „verliert die öffentliche Gewalt den politischen Charakter“. (482) Marx versäumt jedoch hinzuzufügen, dass eine solche öffentliche Gewalt auch ihre politische Verantwortlichkeit verlieren würde. Für Marx ist die öffentliche Gewalt nur „die organisierte Gewalt einer Klasse zur Unterdrückung einer andern“. (482) Mit der Beseitigung des Klassengegensatzes verschwindet insofern auch das Politische. Aber weder kann die klassenlose Gesellschaft einfach beschlossen werden, noch sind die Kommunisten die einzigen, welche den Klassengegensatz verurteilen. Der entfremdete Kapitalismus wurde als Ursache der *ideologischen* Erscheinung einer Welt atomisierter Individuen gesehen, die in ihrer Trennung voneinander und von ihren Produkten in abstrakter Weise gleich sind. Doch ist nicht auch die Marxsche Theorie ein Produkt des nämlichen Kapitalismus-als-Ideologie? Könnte die Marxsche Theorie einer Weltgeschichte, die ihren Abschluss im Verlust des Politischen findet, nicht der Ausdruck einer dem Kapitalismus eigenen Logik sein?

Das *Manifest der Kommunistischen Partei* ist mehr als nur ein politisches Aktionsprogramm. Marx leistet darin eine eindrucksvolle Analyse der moder-

nen kapitalistischen Gesellschaft, die selbst in fortwährender Revolution begriffen ist.¹⁴ In Marx' Worten: „Alles Ständische und Stehende verdampft, alles Heilige wird entweiht“. (465) Aber der Kapitalismus ist unfähig, seinen revolutionären Charakter einzugestehen. Denn obwohl die Bourgeoisie Familie, Religion, Nationalität und selbst die Unverletzlichkeit des Eigentums zerstört hat, bewahrt sie diese Ideale aus reinem Machtkalkül. Doch fällt diese Darstellung der „bourgeoisien Ideologie“ in die unsystematische Haltung der aufklärerischen Kritik einer Ideologie als externer Manipulation zurück. Marx' eigene, systematischere Kritik gewinnt demgegenüber an Gewicht, wenn er betont, dass der Kommunismus nur die Selbstgewahrwerdung des radikalen Charakters des Kapitalismus sei. Der Kapitalismus gebietet den Kommunisten, der das vom Kapitalismus begonnene zu seiner systematischen Vollkommenheit führt. Das ist auch der Grund, warum die Marxsche revolutionäre Theorie nicht in einem „Kommunismus“ betitelten Buch entwickelt wurde. In einem Brief an Ferdinand Lassalle beschrieb Marx das Projekt des *Kapitals* als „Darstellung des [kapitalistischen] Systems und durch die Darstellung Kritik desselben“.¹⁵ Dieses Vorhaben ist systematischer Natur. Es wirft die Frage auf, wie Marx die Erwartung hegen konnte, dass eine immanente Kritik des Kapitalismus zur Praxis seiner Überwindung führen könne.

Der Marxismus ist als eine systematische Theorie der politischen Praxis gefangen zwischen der unverzichtbaren, philosophischen Begründung einer Revolution, deren Notwendigkeit vorausgesetzt wird, und der politischen Versicherung, dass diese Revolution eine neue historische Epoche einleiten wird. Der philosophische Imperativ veranlasst ihn, die Immanenz seiner Analyse der Logik des Kapitalismus zu betonen. Ihr Ergebnis kann – muss jedoch nicht – eine Art ökonomischen Determinismus darstellen, mit welchem der Marxismus so häufig identifiziert wird. Das Problem stellt sich von Seiten des Politischen. Marx tendiert dazu, das Politische auf die ökonomischen Formen der Klassenherrschaft zu reduzieren, die im Zuge der Revolution verschwinden sollen. Dies sorgt nicht nur für Probleme nach der erfolgten Revolution, sondern trägt darüber hinaus wenig dazu bei, das Treffen politischer Entscheidungen innerhalb der vom Kapitalismus bestimmten Gesellschaft zu erleichtern. Im Ergebnis führt dies zu einer Verdrängung des politischen Moments durch

¹⁴ Harold Rosenberg war der erste, der Marx in seinem Aufsatz *The resurrected Romans*, wiederabgedruckt in seinem *The Tradition of the New* (New York 1965), den Status eines „Modernisten“ zuerkannte. Die fundamentale Einsicht besteht darin, dass der Kapitalismus *nicht* das Definiens der Moderne ist. Der Kapitalismus ist nur eine Form, welche die Moderne annehmen kann – aber nicht annehmen muss.

¹⁵ Marx an Ferdinand Lassalle, 18. Februar 1858. In: MEGA[®] III/9. S. 72.

eine Theorie der Weltgeschichte, welche die Kommunisten – auf seltsame Weise von den Ketten der Ideologie befreit – zu kennen behaupten. Wenn die Theorie der Kommunisten jedoch nicht nur der ideologische Ausdruck der kapitalistischen Struktur sein soll, besteht die Gefahr, dass die politische Verwirklichung der Theorie auf eine Gesellschaft trifft, die dieser Theorie gegenüber nicht *rezeptiv* ist. Die Theorie mag zwar philosophisch gerechtfertigt sein, als politische würde sie jedoch *konstitutiv* wirken. Dieser systematische Fehler erklärt die Verzerrungen, denen die marxistische Politik unterliegt. Ein Nachweis der Gültigkeit dieser Behauptung muss selbst systematischer Natur sein. Marx' Praxis der Theorie sollte Schwierigkeiten mit sich bringen, die sich zu den Schwierigkeiten der Theorie der Praxis spiegelbildlich verhalten. Da die Marxsche Darstellung des besonderen Akteurs der politischen Revolution auf der *ontologischen* Form des konstitutiven Fehlers beruht, sollte auch sie Schwierigkeiten hervorrufen.

Die Praxis der Theorie

Es ist häufig davon gesprochen worden, dass der revolutionäre Charakter der Marxschen Theorie in der elften Feuerbachthese enthalten sei: Hatte die Philosophie bisher nur versucht, die Welt zu verstehen, so versuchte die Marxsche Philosophie, sie zu verändern. Das Philosophische und das Politische finden sich in dieser Definition revolutionärer Theorie ausdrücklich vereinigt. Marx hatte sein Vorhaben bereits in einer langen Anmerkung seiner Dissertation beschrieben, der seine früheren Herausgeber den Titel „Das Philosophischwerden der Welt und das Weltlich-werden der Philosophie“ gegeben haben.¹⁶ Marx führt aus, dass zum einen gezeigt werden müsse, dass die Philosophie sich zur Welt wenden müsse, um *sich selbst* zu realisieren, und dass, damit dies gelinge, ebenso gezeigt werden müsse, dass die Welt der Philosophie benötige, um wahrhaftig *sie selbst* zu sein. Marx entwickelt die Implikationen dieses systematischen Imperativs. Als weltliche verändert die Philosophie ihren Charakter; als philosophische wird die Welt gleichfalls verändert. Des Weiteren weist Marx auf die politischen Implikationen seiner Argumentation hin, wenn er in derselben Anmerkung die zeitgenössischen Positionen kritisiert, die er unter den Bezeichnungen „*liberale* Partei“ und „*positive Philosophie*“ fasst.

Vor dem Hintergrund seiner Erfahrungen als politischer Journalist kehrte Marx zu diesen „Parteien“ 1843 in „Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. Einleitung“ zurück, dem nämlichen Essay, in welchem er erstmals das Proletariat als Träger der Revolution bestimmt. Der systematische Rahmen,

¹⁶ Siehe jetzt MEGA[®] I/1. S. 67–70. Die im Text folgenden Zitate ebenda.

welcher die Marxsche Entdeckung des revolutionären Proletariats ermöglichte, verdient eingehendere Betrachtung. Marx wendet sich gegen die von ihm nunmehr als „*praktische* politische Partei“ bezeichnete Position, welche eine Verneinung der Philosophie zugunsten der Aktion verlange.¹⁷ Philosophie, so betont er, könne nicht dadurch negiert werden, dass man sie ignoriere. Genausowenig könne jedoch die Politik vorgeben, dass Philosophie und Welt voneinander getrennt wären. Die praktische Partei möchte die reale Welt in Frage stellen, doch sie weigere sich zu sehen, dass die Philosophie Teil dieser Realität sei. So warnt Marx die Politiker: „*Ihr könnt die Philosophie nicht aufheben, ohne sie zu verwirklichen.*“ Das bedeutet jedoch nicht, dass Marx nun die Position derjenigen annimmt, die er jetzt als „*theoretische*, von der Philosophie her datierende politische Partei“ bezeichnet. Auch sie werden für ihre Einseitigkeit kritisiert, da sie in den „*kritischen Kampf*“ der Philosophie gegen die Untaten der Welt eingriffen, ohne zu bemerken, dass die Philosophie nur die ideale Erweiterung der Welt darstelle. Die theoretische Partei habe es versäumt, die Voraussetzungen der Philosophie zu kritisieren, welche sie unhinterfragt in der Welt anzuwenden trachte. Ihr Fehler bestehe, so Marx, in Folgendem: „*Sie glaubte die Philosophie verwirklichen zu können, ohne sie aufzuheben.*“ Die Marxsche Kritik dieser gleichermaßen einseitigen Positionen lässt vermuten, dass er ihre Einheit in einem neuen, systematischen Ganzen sucht. So müsse gezeigt werden, dass Philosophie und politische Praxis einander gegenseitig bedingten und veränderten.

Marx' Suche nach einem neuen systematischen Standpunkt brachte ihn bald dazu, Hegels Anspruch auf Systemhaftigkeit hinter sich zu lassen. Er brach seine gewissenhafte Kritik der Hegelschen Staatstheorie ab, nachdem er nicht nur dessen interne Selbstwidersprüche aufgedeckt hatte, sondern, noch wichtiger, Hegels ‚Anpassung‘ an die Gegebenheiten seiner Zeit. Der Vorwurf beinhaltete, dass Hegel nicht bemerkt hatte, dass das Weltlich-werden der Philosophie eine philosophische Veränderung der Welt nach sich ziehen müsse. Dieser Aufgabe widmete sich nun Marx, wobei seine systematische Ausrichtung offen zu Tage tritt:

„Die Theorie wird in einem Volke immer nur so weit verwirklicht, als sie die Verwirklichung seiner Bedürfnisse ist. Wird nun dem ungeheuern Zwiespalt zwischen den Forderungen des deutschen Gedankens und den Antworten der deutschen Wirklichkeit derselbe Zwiespalt der bürgerlichen Gesellschaft mit dem Staat und mit sich selbst entsprechen? Werden die theoretischen Bedürfnisse unmittelbar praktische Bedürfnisse sein? Es genügt nicht, daß der Gedanke zur Verwirklichung drängt, die Wirklichkeit muß sich selbst zum Gedanken drängen.“

¹⁷ Dieses und die im Text folgenden Zitate nach MEGA[®] I/2. S. 175–183.

Marx ist sich im Klaren darüber, dass er mehr tun muss als den systematischen Imperativ zu wiederholen. Er muß den *Akteur* bestimmen, der diese doppel-seitige Forderung realisieren kann. Es ist dies das Proletariat, das er definiert als „eine bestimmte Klasse [die] von ihrer *besondern Situation* aus die allgemeine Emancipation der Gesellschaft unternimmt“.¹⁸ Marx' Beschreibung ist stringent. Er besteht auf der notwendigen

„Bildung einer Klasse mit *radikalen Ketten*, einer Klasse der bürgerlichen Gesellschaft, welche keine Klasse der bürgerlichen Gesellschaft ist, eines Standes, welcher die Auflösung aller Stände ist, einer Sphäre, welche einen universellen Charakter durch ihre universellen Leiden besitzt und kein *besondres Recht* in Anspruch nimmt, weil kein *besondres Unrecht*, sondern das *Unrecht schlechthin* an ihr verübt wird, welche nicht mehr auf einen *historischen*, sondern nur noch auf den *menschlichen* Titel provociren kann, welche in keinem einseitigen Gegensatz zu den Konsequenzen, sondern in einem allseitigen Gegensatz zu den Voraussetzungen des deutschen Staatswesens steht, einer Sphäre endlich, welche sich nicht emancipieren kann, ohne sich von allen übrigen Sphären der Gesellschaft und damit alle übrigen Sphären der Gesellschaft zu emancipiren, welche mit einem Wort der *völlige Verlust* des Menschen ist, also nur durch die *völlige Wiedergewinnung des Menschen* sich selbst gewinnen kann.“

Das Proletariat kann, wie Marx in Anlehnung an eine berühmte Sentenz aus der Französischen Revolution formuliert, von sich sagen: „*Ich bin nichts und ich müßte alles sein.*“ Dieses „nichts“ wird zu dem Akteur, von dem am Ende des *Manifests der Kommunistischen Partei* gesagt wird, er hätte nichts zu verlieren als seine Ketten.

Dieses systematische Argument erklärt die politische Erwartung, die in dem erwähnten Brief von Marx an Lassalle zum Ausdruck kommt. Hier in der „Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. Einleitung“ erklärt Marx weiter: „Wie die Philosophie im Proletariat ihre *materiellen*, so findet das Proletariat in der Philosophie seine *geistigen* Waffen“. Aber das Proletariat wird nicht als ‚Realität‘ gesehen, an welche sich die Philosophie, wie in Hegels *Rechtsphilosophie*, ‚anzupassen‘ habe. Das Proletariat ist nicht einfach nur die arme oder

¹⁸ Der Leser wird sich erinnern, dass die Ideologie, welche sich aus der Entfremdung ergibt, nicht nur den Produzenten vom Produkt trennt, sondern ebenso den Teil vom Ganzen, was dazu führt, dass der besondere Fall auf falsche Weise universalisiert wird. Und obwohl die „Besonderheit“ des Proletariats offensichtlich nicht ideologisch interpretiert werden soll, kann diese Möglichkeit doch nicht vernachlässigt werden. Um ein wenig vorzugreifen, können wir festhalten, dass Kants Begriff des Reflexionsurteils ebenfalls vom Besonderen zum Allgemeinen aufsteigt, dass der Status dieser Annahme sich jedoch von dem in letzter Konsequenz ontologischen Argument unterscheidet, welches hier von Marx vorgetragen wird.

unterdrückte Schicht der Gesellschaft. Marx führt es durch die Darstellung seiner ‚Entstehung‘ ein, die, so betont er, „*künstlich*“ sei. Marx widmete, könnte man sagen, den Rest seines Lebens der Analyse der historisch-spezifischen Gesellschaft, die das Proletariat hervorbringe. So war es ihm möglich, den simplen Materialismus der Feuerbachschen Religionskritik zu umgehen. Das Proletariat ist für ihn ein Objekt, das von der kapitalistischen Gesellschaft produziert wird, aber es ist auch ein Subjekt, dessen Arbeit diese Gesellschaft beständig erhält. Darin liegt der Grund, warum die Darstellung der Logik des Kapitalismus beanspruchen kann, eine politische Kritik des Kapitalismus zu sein. Dies impliziert jedoch, dass das Politische auf den Bedürfnissen der Philosophie gründet, wie die abschließende Formulierung der Kritik an der praktischen und an der theoretischen Partei implizit zum Ausdruck bringt: „Die Philosophie kann sich nicht verwirklichen ohne die Aufhebung des Proletariats, das Proletariat kann sich nicht aufheben ohne die Verwirklichung der Philosophie.“ Der zweifache systematische Imperativ ist gegeben, aber das Ziel ist nicht die Realisierung des Proletariats, sondern seine Aufhebung durch die Verwirklichung der Philosophie.

Das politische Korrelat zur philosophischen Entdeckung des Proletariats wird im *Manifest* beschrieben: die Kommunisten „haben keine von den Interessen des ganzen Proletariats getrennten Interessen“. (474) Aber im gleichen Zuge erkennt das *Manifest* den Kommunisten ein Mehr an „theoretischer Einsicht“ im Vergleich zu den anderen Protagonisten der Bewegung zu. Und da das Proletariat noch in der „Bildung“ begriffen ist, hat diese Aussage praktische Folgen. So erklärt sie, warum die Kommunisten von sich behaupten können, „der entschiedenste immer weiter treibende Teil der Arbeiterparteien aller Länder“ zu sein. (474) Von größerer Wichtigkeit ist jedoch eine Schlussfolgerung, auf die Marx nur en passant anspielt, nachdem er festgestellt hat, dass die Philosophie ihre materiellen Waffen im Proletariat findet, so wie das Proletariat in der Philosophie seine geistigen Waffen findet. Marx führt den „Blitz des Gedankens“ ins Feld, welcher „gründlich in diesen naiven Volksboden“ einschlagen müsse, damit die Emanzipation gelingen könne.¹⁹ Solch eine Intervention von außen wäre unnötig, wenn das System tatsächlich vollständig wäre; ihr Ort wäre der des Politischen. Der „Blitz des Gedankens“ hat im Laufe der Zeit die Form des Problems angenommen, wie ein „wahres“ Klassenbewusstsein zu entwickeln sei. Bis heute ist jedoch kein Benjamin Franklin erschienen, der zu zeigen gewusst hätte, wie die Energie dieses „Blitz des Gedankens“ einzufangen wäre. So überrascht es keineswegs, dass eine mar-

¹⁹ MEGA² I/2. S. 182.

xistisch-kommunistische Politik an seine Stelle getreten ist. Ihre Intervention verstößt jedoch entweder gegen das Immanenzprinzip – als Folge der Entwicklung einer Theorie der Weltgeschichte –, oder sie gründet ihre Politik auf einer philosophischen Theorie des Proletariats. In beiden Fällen gehen systematischer Ort und Autonomie des Politischen verloren. Wie die systematische Darstellung der Marxschen Theorie der Praxis bereits erwarten ließ, wird der spezielle Akteur politischer Revolution ausgehend von einer philosophischen Ontologie bestimmt.

Die Rücksichtslosigkeit, mit welcher Marx der systematischen Forderung entsprach, lässt eine Neubewertung seiner späteren Arbeiten angeraten erscheinen. Das Projekt des *Kapital* kann als die Demonstration der ökonomischen Notwendigkeit einer proletarischen Revolution interpretiert werden, welche ihre Notwendigkeit aus den immanenten Widersprüchen des Kapitalismus bezieht. Die ökonomische Logik scheint insofern die Forderungen der Philosophie zu ersetzen. Diese immanenten Widersprüche können allerdings nur beweisen, dass der Kapitalismus dem Untergang geweiht ist, nicht jedoch, dass das Proletariat seinen Platz einnehmen wird. Wenn die aktive Rolle des Proletariats in die ökonomische Theorie integriert wird, so besteht das Ergebnis, der Bewegung vom absoluten zum relativen Mehrwert folgend, nur in einer neuen Art kapitalistischer Ausbeutung – wie bereits anlässlich der Analyse der Ideologie festzustellen war. Aus einem mehr technischen Blickwinkel betrachtet kann, unter Voraussetzung der Möglichkeit einer vom Proletariat betriebenen Verbesserung seiner Position, die strukturelle Theorie eines notwendigen Zusammenbruchs des Kapitalismus nicht mehr aufrecht erhalten werden, da die zentrale Variable der ökonomischen Theorie – der Wert der Arbeitskraft oder die Löhne – nicht als konstant gesetzt werden kann.²⁰ Diese Schwierigkeiten sprechen für die Notwendigkeit, einen neuen Interpretationsansatz für das *Kapital* zu wählen, dessen erste 150 Seiten die Logik der Warenform analysieren und den ideologischen „Fetischcharakter der Waare“ anprangern. Dies impliziert, dass die Marxsche Theorie tatsächlich eine „Kritik der politischen Ökonomie“ ist, wie der Untertitel des *Kapitals* zum Ausdruck bringt. Das *Kapital* ist demnach eher als Demonstration des Irrtums zu sehen, die moderne Gesellschaft als durch den Kapitalismus bestimmt zu begreifen statt die Moderne selbst in Frage zu stellen. Ein Ersetzen des Philosophischen durch

²⁰ Diese Position wird von Cornelius Castoriadis in *Sur la dynamique du capitalisme* (in: *Socialisme ou Barbarie*. No. 12/13. 1953/54) vertreten. Sie wird weiterentwickelt in *Le mouvement révolutionnaire sous le capitalisme moderne* (in: *Socialisme ou Barbarie*. No. 31–33. 1960–61). Die Implikationen seiner Position, der ich sehr viel verdanke, werden in Dick Howard: *The Marxian Legacy* (2. Aufl. London, Minneapolis 1988), S. 224–263, inbes. S. 229ff., dargestellt.

das Ökonomische wird mit dieser Interpretation in Frage gestellt – eine Folge, die Marx selbst stets verborgen geblieben ist!

Wir sind nun in der Lage zu verstehen, wie die marxistisch-kommunistische Lehre aus der revolutionären Theorie von Marx hervorgehen konnte. Marxens systematische Theorie ist allzu mächtig. Durch die Vereinigung des Philosophischen mit dem Politischen zerstört sie die Autonomie beider. Die Politik des Marxschen Systems negiert die Autonomie der politischen Sphäre. Dies ist jedoch keine Überraschung; Marx entdeckte das Proletariat anlässlich seiner Kritik der Hegelschen Staats*philosophie*. Er bestand auf dem Primat der Zivilgesellschaft gegenüber ihrer politischen Repräsentation, und er versuchte zu zeigen, dass der Kapitalismus die Anatomie der Zivilgesellschaft darstellt. Nun ist die Reduktion des Überbaus auf die Basis eine geläufige Waffe im Arsenal der Marxisten. Marx' Theorie der Politik gründet jedoch in einer *Philosophie*, welche das Politische integriert. Seine Politik wird zur „Philosophie des Systems“. Ihre Struktur wiederholt dabei das philosophische Paradigma des Deutschen Idealismus: das Ganze wird, in der begrifflichen Form des Proletariats, gegenüber den Formen, in welchen es sich manifestiert, als die grundlegendere Existenz begriffen. Jede dieser Formen ist nicht mehr als eine Erscheinung des zugrunde liegenden Wesens, auf welches sie jederzeit reduziert werden kann, wenn die geeigneten Vermittlungen vollzogen werden. Im Falle von Marx sind die Erscheinungen die politischen Formen, in welchen sich der Klassenkampf vollzieht. Keine von diesen ist autonom; jede wird als Repräsentation der idealen Essenz gesehen, welche das Proletariat (oder, im Falle der Kommunisten, der notwendige Gang der Weltgeschichte) darstellt. Das paradoxe Ergebnis der Marxschen Suche nach dem spezifischen Akteur der Revolution besteht in einer ontologischen Politik, deren Ablehnung der Autonomie des Politischen eine Verleugnung der Verschiedenheit und eine Verneinung individueller, politischer Verantwortlichkeit nach sich zieht.

Zu einer anderen Interpretation gelangt man, wenn das *Kapital* als eine Kritik des *ideologischen* Charakters der politischen Ökonomie gelesen wird. Die moderne Gesellschaft wird nicht durch den Kapitalismus bestimmt. Die Bedingung der Möglichkeit einer kapitalistischen Gesellschaft ist die Existenz des freien Arbeiters. Aber Möglichkeit ist nicht Notwendigkeit. Das autonome Individuum profitiert von einer ambivalenten Freiheit, welche Marx einseitig aus dem Blickwinkel philosophischer Politik bewertet. Er kennt nur den Arbeiter, der den Bindungen der Gesellschaft enthoben ist und der verdammt ist, seine Arbeitskraft zu verkaufen (zu „entfremden“). Dieses gerade autonom gewordene Individuum wird jedoch auch politisch befreit. Die Marxsche Kritik

an der Erklärung der Menschenrechte der Französischen Revolution als ausschließlich „bourgeois“ ist dabei charakteristisch für seine allgemeine Vernachlässigung des Politischen.²¹ Marx verkennt, dass die Garantie der Autonomie, wie unvollständig sie auch immer sein mag, einen Erfolg darstellt, der weiteren Fortschritt ermöglicht. Dieser Erfolg der Französischen Revolution kann nur in den Augen derjenigen ‚illusorisch‘ sein, die das Politische auf die philosophische Logik einer Weltgeschichte und ihr strukturelles Korrelat der kapitalistischen Ausbeutung reduzieren. Es besteht kein Grund, die Rolle des Kapitalismus zu leugnen; aber es besteht gleichfalls kein Grund, seine Selbstrepräsentation zur einzigen Form der modernen Gesellschaft zu erheben, die von Marx so brillant im *Kommunistischen Manifest* beschrieben wurde.

Marx dachte natürlich, dass seine Revolution tiefgreifender und radikaler als die ihr vorhergehende französische sein würde, die er beschuldigte, der ökonomischen Dominanz des Kapitalismus die Weihe zu erteilen. Das Fundament dieser Forderung bestätigt noch einmal die systematische Interpretation der Marxschen Praxis der Theorie. Der Kapitalismus wird als die Überwindung des Feudalismus hin zu einer rationaleren Produktionsweise gesehen. Vor diesem Hintergrund gerät die Erklärung der Menschenrechte tatsächlich zur Weihe „bourgeoiser“ Rechte. Jedoch lässt diese Deutung die historische Tatsache außer Acht, dass zwischen Feudalismus und Kapitalismus die Institution des absolutistischen Staates entstand. Und diese neue Form des Politischen war der Gegenstand der Französischen Revolution. Die von Marx vorgenommene systematische Integration des Politischen in das Philosophische ließ ihn blind werden gegenüber dieser neuen Struktur, deren systematische Beziehung zum Philosophischen durch die Politik Friedrichs des Großen veranschaulicht wird. Marx' Bestehen darauf, dass seine Theorie der ideologischen Logik der modernen kapitalistischen Gesellschaft immanent bleibt, bewahrte ihn jedoch andererseits vor den Fallstricken der ontologischen Versuchung. Seine Analysen zeitgenössischer französischer Politik sind, wie noch zu sehen sein wird, wesentlich nuancierter, als es diese einleitende Darstellung nahelegt. Wenn das Philosophische in seinem System über das Politische dominiert, so erkennt das System doch zumindest die beiden Sphären an. Von diesem Blickwinkel aus gesehen, geht die Marxsche Theorie, wie meine Darstellung Burkes zeigen wird, über die Philosophie der Französischen Revolution hinaus.

²¹ Dieses Argument wird von Claude Lefort detailliert entwickelt in seinen Schriften *Droits de l'homme et politique* (in: *L'invention démocratique* Paris 1981) und *Les droits de l'homme et l'Etat-providence* (in: *Essais sur le politique*. Paris 1986). Für einen ausführlicheren Kommentar siehe das Nachwort zu Dick Howard: *The Marxian Legacy* (Anm. 20), insbes. S. 315–320.

Die Französische Revolution und die Politik des Systems

Von der Philosophie zur Politik

In einer bekannten Passage seines Essays „Was ist Aufklärung?“ beantwortet Kant die Frage „Leben wir jetzt in einem aufgeklärten Zeitalter?“ mit einem bestimmten „Nein“. Er besteht im Folgenden jedoch darauf, dass „die Hindernisse ... des Ausganges aus [der] selbst verschuldeten Unmündigkeit allmählich weniger werden“. Und er schließt mit der Erklärung: „In diesem Betracht ist dieses Zeitalter das Zeitalter der Aufklärung, oder das Jahrhundert Friedrichs.“ Kants Loblied auf den Monarchen mag auf den ersten Blick überraschen. Wenn die Unmündigkeit „selbstverschuldet“ ist, so sind die Hindernisse innerlicher Natur; die Handlungen des aufgeklärten Despoten sollten daher nur von geringer Wirkung sein. Kants Erklärung seines Standpunktes gründet auf einer modernen Konzeption des Politischen. Er betont die religiöse Toleranz Friedrichs und ist überzeugt, dass dessen Beispiel weite Kreise ziehen werde. Es belege, dass Freiheit vereinbar ist mit der „öffentliche[n] Ruhe und Einigkeit des gemeinen Wesens“. Doch Friedrich erlaube seinen Untertanen sogar, „ihre Gedanken über eine bessere Abfassung [der Gesetzgebung], sogar mit einer freimütigen Kritik der schon gegebenen, der Welt öffentlich vorzulegen“. Allerdings nennt Kant noch eine weitere, wichtige Bedingung: da der Herrscher „zugleich ... ein wohldiszipliniertes zahlreiches Heer zum Bürgen der öffentlichen Ruhe zur Hand hat, – kann [er] das sagen, was ein Freistaat nicht wagen darf: *räsonniert, so viel ihr wollt, und worüber ihr wollt; nur gehorcht!*“ Kant sieht in der Stärke des neuen Staates eine Eigenschaft, welche die Sicherung der Autonomie der Philosophie ermöglicht. Die Philosophie wird jedoch wiederum das Politische beeinflussen, da der Mensch „nämlich den Hang und Beruf zum *freien Denken* ausgewickelt hat: so wirkt dieser allmählich zurück auf die Sinnesart des Volks (wodurch dieses der *Freiheit zu handeln* nach und nach fähiger wird)“. Und so wird es eintreten, schließt er, dass die Regierung „es ihr selbst zuträglich findet, den Menschen, der nun mehr als Maschine ist, seiner Würde gemäß zu behandeln.“

Kants Essay wurde nach der Veröffentlichung der *Kritik der reinen Vernunft* abgefasst, aber vor der weiteren Ausarbeitung seines Systems. Er wurde ebenfalls vor dem Ausbruch der Französischen Revolution geschrieben. Beide Umstände führten aber in der Folge zu einer Veränderung von Kants Vorstellung einer zunehmenden Verbreitung der Freiheit vom Denken zum Handeln mittels des öffentlichen Gebrauchs der Vernunft. In seinen späteren Schriften finden sich keine weiteren Loblieder auf einen Herrscher mehr, der bestimmt, „was

ein Freistaat nicht wagen darf“. Nach der weiteren Ausarbeitung der philosophischen Werkzeuge, welche ihm gestatteten, die Beschaffenheit der politischen Sphäre adäquater zu fassen, bestand er auf der Republik als der *einzig* gerechten Form der Souveränität.²² Insistierend auf dem *öffentlichen* Gebrauch der Vernunft ging er, wie viele seiner Zeitgenossen, dazu über, den Staat Friedrichs als einen solchen „Maschinenstaat“ anzusehen, dessen organisatorisches Prinzip in militärischer Disziplin bestand.²³ Vor diesem Hintergrund kann „Was ist Aufklärung?“ als der erste Schritt einer systematischen Kritik jenes Typus der utilitaristischen und oftmals pedantischen Rationalität betrachtet werden, der die Aufklärung in Preußen charakterisierte. Kant beschrieb die Unmündigkeit als „selbstverschuldet“, da das Individuum seine eigene Autonomie verleugne. Das Problem resultiere nicht aus einem Mangel des Verstandes, „sondern der Entschließung und des Mutes ... sich seiner ohne Leitung des andern zu bedienen.“ Die Konklusion des ersten Absatzes – „*Sapere aude!* Habe Mut, dich deines *eigenen* Verstandes zu bedienen“ – antizipiert bereits die ‚existentialistische‘ Dynamik, welche zum Charakteristikum der folgenden Generation, beginnend mit dem stürmischen Fichte, werden sollte. Aber sie könnte ebenso einen Rückzug vom Politischen antizipieren, wie einige Interpretationen des „deutschen Freiheitsgedankens“ vorschlagen.²⁴

Auf eine bestimmte Art und Weise lag Kant mit seinen Urteilen über Friedrich nicht falsch. Der *Antimachiavell* des jungen Monarchen hatte die Notwendigkeit moderner Prinzipien der Staatslenkung erklärt. Der moderne Fürst, so Friedrich, ist nicht mehr als „der erste Diener“ (*le premier domestique*) seines Volkes.²⁵ Im zweiten Kapitel führt er dann aus, dass die Pflicht des

²² In einem Abschnitt, der viele Kommentatoren verwirrt hat, besteht Kant tatsächlich darauf, dass die monarchische Form der *Regierung* innerhalb eines republikanischen Gemeinwesens die angemessenste Form darstelle. Dieser Gedanke gründet auf Kants Theorie politischer Repräsentation.

²³ Die überzeugendste Zusammenfassung der zeitgenössischen Stimmungslage und der Auflehnung des Deutschen Idealismus gegen sie stellt Friedrich Meineckes *Das Zeitalter der deutschen Erhebung, 1795–1825* (Erstausgabe Leipzig 1906) dar. Vor dem gegebenen Hintergrund ist Meineckes Studie von Nutzen, da sie die von der jungen Generation deutscher Idealisten vorgebrachte Kritik an der Aufklärung in den politischen Kontext des entstehenden preußischen Staates einbettet. Meineckes Weltbürgertum und Nationalstaat ist demgegenüber eine eher philosophische Darstellung der Spannungen zwischen der kosmopolitischen Haltung der Aufklärung und der aufkommenden Anerkennung der Autonomie des Politischen in Form eines *Machtstaates*. Eine kritischere und soziologisch fundierte Darstellung ist in Hans Rosenbergs *Bureaucracy, Aristocracy, and Autocracy. The Prussian Experience 1660–1815* (Boston 1966) zu finden.

²⁴ Dies ist die These von Leonard Krieger in *The German Idea of Freedom. History of a Political Tradition from the Reformation to 1871* (Chicago 1957).

²⁵ Hier zitiert nach: Friedrich II. von Preußen: *Der Antimachiavell*. In: *Die Werke Friedrichs des*

Monarchen nicht nur in der Aufrechterhaltung der Ordnung bestehe; von Wichtigkeit sei vielmehr das Glück und die Zufriedenheit seines Volkes. Dieses „Glücksprinzip“ wird in utilitaristischen Begrifflichkeiten formuliert, und es ist auch Ausdruck pragmatischer Politik, wenn Friedrich feststellt, dass ein zufriedenes Volk weniger der Revolte zuneige. In einer Kapitel für Kapitel vorgehenden Kritik Machiavellis, die vor allem aufgrund einer beinahe versicherungsstatistisch anmutenden Aufrechnung der „Kosten“ der Vorschläge Machiavellis bemerkenswert ist, werden diese beiden ersten Prinzipien weiterentwickelt. So wird beispielsweise in Kapitel 5 argumentiert, ein erobertes Land solle nicht zerstört werden, da Bevölkerung und Reichtum die entscheidenden Faktoren der Politik seien. Wenn Machiavelli Moses in der Liste großer Politiker führt, so fragt Friedrich in Kapitel 6 nach der Berechtigung dieser Aufnahme, schließlich habe Moses 40 Jahre für die Durchquerung einer Wüste gebraucht, welche Romulus oder Theseus in nur sechs Wochen durchquert hätten. In Kapitel 13 wird dem Gedanken, ein Fürst solle es vorziehen, mit seinen eigenen Truppen zu sterben als mit Hilfe fremder Truppen zu gewinnen, die Maxime entgegengesetzt, dass die erste Sorge eines Fürsten seiner Selbsterhaltung und die zweite seinem Wohlbefinden zu gelten habe. Ein Land zu beherrschen, so schließt Friedrich in Kapitel 24 endlich, sei ein Beruf wie jeder andere: Vertrauen und Gefolgschaft gewinne nur, wer sich gerecht und aufgeklärt verhalte.

Kant müssen die Passagen in Kapitel 14 erfreut haben, in welchen Friedrich sich Machiavellis Empfehlung widmet, das Jagen als Möglichkeit für den Fürsten zu sehen, das Terrain kennenzulernen, auf welchem er später seine Schlachten schlagen wird. Friedrich verurteilt die Jagd als „adelige Kurzweil“, welche eher sinnlicher denn geistiger Natur sei und welches eine „grausame und blutige Genugtuung“ gewähre. Er erinnert ihre Verfechter wie ein guter

Großen. Hrsg. von Gustav Berthold Volz, deutsch von Eberhard König, Friedrich von Oppeln-Bronikowski und Willy Rath. Bd. 7. Berlin 1913. S. 1–114. – Meinecke bemerkt, dass Friedrich seine Terminologie im Laufe der Jahre einer signifikanten Veränderung unterzog, wenn er etwa in seinem ersten politischen Testament von 1752 „Volk“ durch „Staat“ ersetzte und im politischen Testament von 1768 festhielt, dass „Erlösung und der größere Nutzen des Staates“ sogar Vertragsbrüche rechtfertigen könnten. Meineckes These geht von einem Kampf zwischen einer humanistischen oder kosmopolitischen Lesart von Politik und einer rücksichtslosen Durchsetzung der Staatsräson aus. So bemerkt er beispielsweise, dass Friedrich „Volk“ im Sinne eines allgemeinen Begriffs der Humanität verstand, was impliziert, dass der Staat nicht länger als Instrument der Machterhaltung einer herrschenden Dynastie begriffen werden konnte. Dies ist typisch für einen modernen Staat. Auf der anderen Seite wurde dieses „Volk“ immer noch im allgemeinen Sinne einer Menschheit verstanden. Meinecke möchte zeigen, dass die deutschen Idealisten diese Allgemeinheit in das Konzept eines spezifischen „historischen Individuums“, der Nation, überführen, wie wir anlässlich der Behandlung von Fichte noch sehen werden.

Kantianer daran, dass unsere Überlegenheit über die Tiere nicht auf unserer Fähigkeit, sie zu töten beruhe, sondern in unserer Vernunft begründet liege. Und wenn der Utilitarist das Jagen als gesund und einem langen Leben zuträglich verteidigt, so fragt Friedrich, warum wir ein langes Leben erstreben sollten. Mönche lebten lang; aber das sei kein Grund, Mönch werden zu wollen! Der Aktuar schließt mit der Konklusion, die Jagd taue lediglich dazu, Zeit totzuschlagen. Die gleiche Rechnung wird in Kapitel 17 aufgemacht, in welchem Friedrich Machiavellis Gedanken kritisiert, es sei besser, gefürchtet als geliebt zu werden. Möge Grausamkeit auch beizeiten notwendig sein, so werde ein Herrscher, der nur gefürchtet wird, lediglich über Feiglinge und Sklaven herrschen, die niemals in der Lage sein werden, große Taten zu vollbringen. Der pragmatische Monarch führt jedoch seinen Gedankengang mit der Bemerkung fort, dass ein gerechter Herrscher geliebt werde, „denn seine Untertanen finden sich nur wohlgeborgen unter seiner Herrschaft“. Friedrichs Empfehlungen verknüpfen die Anerkennung der Autonomie des Politischen stets mit dem pragmatischen Verständnis ihrer Grenzen.

Die politischen und philosophischen Fundamente des Pragmatismus Friedrichs sind häufig nur schwer zu unterscheiden. So stellt er zum Beispiel in Kapitel 21 fest, dass es zwei Möglichkeiten der Staatsvergrößerung gebe, entweder durch Eroberung oder durch ein Florieren der Künste und Wissenschaften. Friedrich bevorzugt die zweite Möglichkeit, da sie „unschuldiger und gerechter ist und dabei ganz so gedeihlich wie jene [erste]“ sei. Aber der Pragmatiker fügt hinzu, dass dies der Warenproduktion zuträglich sei, was wiederum im Sinne des Staates sei, da zum einen die Bedürfnisse der Bevölkerung befriedigt würden, während gleichzeitig Handel aus den umliegenden Ländern abgezogen würde. Der entstehende Luxus vermehre die Bedürfnisse und erlaube die Herstellung weiterer Güter, so dass, anders als im Falle der Goten und Vandalen, keine Notwendigkeit bestehe, dass diejenigen auswanderten, denen die Mittel der Lebenserhaltung fehlten. Diese vom Souverän initiierte, merkantile Politik führe gleichfalls zur Entwicklung der „schönen Künste“, deren Vorhandensein das sichere Zeichen eines wohlregierten, glücklichen Landes sei. Ein Philosoph würde die Bereiche unterscheiden wollen, welche der Pragmatiker hier als politische auf einen Nenner bringt. Einen Grund dafür enthält die in Kapitel 17 formulierte Ablehnung von Machiavellis Ratschlag, man solle seine Intentionen und Ziele verheimlichen. Friedrich sieht Letzteres als unmöglich an, schließlich ist die Öffentlichkeit „ein Wesen, das da alles sieht, alles hört und alles, was es gesehn und gehört hat, um sich herum zum besten gibt“. Im Jahre 1789 brach sich diese Öffentlichkeit, der

eine zentrale Funktion in Kants Konzeption des Politischen zukommt, ihren Weg in die moderne Politik.

In der Theorie hatte der aufgeklärte Absolutismus nichts von der Französischen Revolution zu befürchten.²⁶ In Preußen, zum Beispiel, bestand der Minister Herzberg darauf, dass die französische Verfassung von 1791 gegenüber den Fortschritten, welcher sich die preußischen Bürger erfreuen könnten, in keinem Belang eine Verbesserung darstelle. Nachdem die Flut ihren Höhepunkt überschritten hatte, konnte 1799 ein anderer preußischer Minister den Franzosen erklären: „Die Revolution, welche ihr von unten nach oben gemacht habt, wird sich in Preußen langsam von oben nach unten vollziehen.“²⁷ Natürlich waren diese Aussagen im besten Falle fromme Wünsche, im schlechtesten schlichte Gegenpropaganda. Aber sie sind es wert, beim Wort genommen zu werden. Der aufgeklärte Absolutismus schien vor der Französischen Revolution die einzig mögliche Form von Politik darzustellen. Und trotzdem kehrten die deutschen Philosophen, nachdem ihre anfängliche Begeisterung für die Revolution verfliegen war, nicht zu dieser vertrauten Form zurück – Fichte ist nur ein Beispiel von vielen für die rigorose Ablehnung, die ihr entgegengebracht wurde. Die Fundamente ihrer neuen Konzeption des Politischen fanden die Denker in ihrem philosophischen Projekt, das seine Impulse aus der Begegnung mit der neuen öffentlichen, 1789 aufgekommenen Politik nahm.

Goethes berühmter Ausspruch nach der Kanonade von Valmy – „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen.“ – symbolisierte diesen Übergang. Eine Volksarmee von Habenichtsen hatte die absolutistische Militärmaschinerie geschlagen. Goethes Ausspruch legt – um einen Begriff zu gebrauchen, welcher durch Marx prominent gemacht wurde – das Ende der „Vorgeschichte“ und den Beginn einer wahrhaft menschlichen Geschichte nahe. Das Reich der Notwendigkeit, auf welches die gefallene Menschheit aufgrund ihrer sinnlichen Natur beschränkt war, würde durch das nur sich selbst gehorchende Regiment der Freiheit ersetzt werden. Der von den Zulieferungen der äußeren Welt abhängige, fallible Verstand würde durch eine Vernunft ersetzt werden, die sich im Zuge der Transformation der empirischen Welt herausbilde und durch welche die Antinomie von Freiheit und Notwendigkeit aufgehoben würde, die die Menschen zu endlichen und begrenzten Wesen mache. Die pragmatische preu-

²⁶ Siehe dazu kritisch meinen Aufsatz, *Enlightened Despotism and Modern Democracy*, neu abgedruckt in: *Defining the Political* (Anm. 6). S. 223–244.

²⁷ Friedrich Meinecke: *Das Zeitalter der deutschen Erhebung, 1795–1815*. Hier zitiert nach der 6. Aufl. Göttingen 1956. S. 46.

bische Politik der Klugheit konnte dem Enthusiasmus, der Sentimentalität, der Kreativität, ja selbst der Sinnlichkeit, welche die poetischen Philosophen des *Sturm und Drang* und die kommunitaristischen Pietisten noch unter der alten Ordnung entwickelt hatten, nichts entgegensetzen. Ein neuer Lebensstil, eine neue Menschheit, eine neue Zivilisation waren nicht länger reine Konstrukte der Philosophen, sie waren real oder realisierbar. Die Philosophie war nicht länger zum abseits stehenden Beobachter der Geschichte verdammt, sie musste nunmehr historisch und im Politischen tätig werden.²⁸

Die spätere Desillusionierung durch den weiteren Verlauf der Französischen Revolution verdoppelte den philosophischen Eifer der einen und die politische Leidenschaft der anderen. Wie konnte an Freiheit und Vernunft als den Philosophie und Politik bewegenden Prinzipien festgehalten werden, da ihre Realisierung in Frankreich fehlgeschlagen war? Die von Burke am französischen Versuch, Politik dem Diktat abstrakter Philosophie unterzuordnen, vorgebrachte Kritik bildete die eine Möglichkeit der Reaktion. Diejenigen, welche am philosophischen Projekt festhalten wollten, entschieden sich für einen anderen Weg. Fichte war von ihnen der radikalste. Für ihn bestand der französische Fehler nicht in einem zu viel, sondern in einem zu wenig an Philosophie. Die Franzosen hatten nicht von den systematisch-theoretischen Positionen aus gehandelt, die ihnen die deutschen Philosophen anfänglich zugeschrieben hatten. Ja, die aufgeklärten Monarchen konnten stimmig behaupten, die Ziele der Revolution auf ihre Art und Weise zu erreichen. Die Revolution – aus der zu Fichtes Zeit ein expandierendes Imperium hervorgegangen war – kulminierte in genau dem abstrakten Maschinenstaat, den Friedrichs ungeschickte Rhetorik zu rechtfertigen versucht hatte. Seine Politik war utilitaristisch und merkantilistisch und erhob das Glück des Einzelnen über die Tugend des Mitglieds einer autonomen Gemeinschaft. Er reduzierte den religiösen Glauben auf einen platten Rationalismus, verwandelte Autorität in effiziente Kontrolle und verwarf die ehrwürdige Vergangenheit als ephemeres Vorzimmer einer geplanten Zukunft. Auch wenn diese kritischen Aussagen Fichte der Position Burkes annähern, so erhalten sie aufgrund der Tatsache, dass sie von einer systema-

²⁸ Wie noch festzustellen sein wird, hat Hegel dieses Projekt am radikalsten verfolgt. Dass sein rationales System im Ergebnis die Geschichte absorbiert, ist nicht ohne Bedeutung. Dieser Zug wurde in der konservativen Lesart, etwa bei Joachim Ritter in *Hegel und die Französische Revolution* (Frankfurt a.M. 1965) zur Tugend erhoben. Eine solche Lesart wird von Jürgen Habermas in *Hegels Kritik der Französischen Revolution* in: Ders.: *Theorie und Praxis* (Neuwied 1963) kritisiert. Habermas argumentiert, dass Hegel den radikalen, durch die Französische Revolution verursachten Bruch neutralisiere, indem er „Revolution“ zum zentralen Prinzip seiner Philosophie erhebe.

tischen Philosophie ausgehen, doch ein anderes Gewicht. Es wird sich zeigen, dass sie bereits Züge der systematischen Position von Marx aufweisen – und die Notwendigkeit, deren Beschränktheit zu überwinden.

Die Französische Revolution als Kritik der Philosophie

Edmund Burkes *Betrachtungen über die Französische Revolution* wurden im November 1790 veröffentlicht. Auch wenn diese Schrift zur Bibel der konservativen Opposition avancierte, kann Burkes Kritik nicht nur als Ausfluss eines reaktionären Geistes abgetan werden. Die von Burke gewählte Taktik bestand darin zu zeigen, dass die Revolution das Gegenteil dessen hervorbrachte, was sie anzustreben behauptete. Ihre Theorie konfliktierte mit ihrer Praxis. Die abstrakte Forderung nach Naturrechten machte den Schutz wirklicher Rechte, die einer Organisation der Zivilgesellschaft bedürfen, unmöglich:

„Staaten sind nicht gemacht, um natürliche Rechte einzuführen, die in völliger Unabhängigkeit von allen Staaten existieren können und wirklich existieren, und in viel größerer Klarheit und in einem weit höhern Grade abstrakter Vollkommenheit existieren. Aber eben in ihrer abstrakten Vollkommenheit liegt ihre praktische Unzulänglichkeit.“ (134)²⁹

Die tatsächliche Gegebenheit von Rechten beruhe auf der Wissenschaft vom Staate, die „a priori nicht gelehrt werden“ kann. (136) Die Franzosen begriffen nicht, dass der isolierte Mensch nicht etwas meistern kann, was die Zeit allein lehren kann. Sie handelten „als ob sie noch nie in bürgerlicher Verbindung gelebt hätten“ und alles von neuem beginnen müssten. (96) Sie dächten, Freiheit bestünde nur in der Negation der Vergangenheit und des „Vorurteils“, das für die Orientierung der menschlichen Urteilskraft doch unerlässlich sei. (178ff.) „Soll ich darum, weil Freiheit an und für sich eins von den Gütern der Menschheit ist“, so fragt Burke, „einem Rasenden, der sich den heilsamen Banden und der wohlthätigen Dunkelheit seiner Zelle entriß, meine Freude bezeugen, dass er Licht und Freiheit wieder genießt?“ (57) Impliziert Burke mit diesen Sätzen, dass die „wohlthätige Dunkelheit“, welche er der abstrakten Freiheit vorzieht – die er dennoch als ein „Gut“ ansieht –, eine Theorie des Politischen begründen kann, welche die Fehler der Revolution vermeidet?

Die „abstrakte Vollkommenheit“ der philosophischen Rechte, welche das Fundament der Revolution bilden, erkläre die Notwendigkeit, die neue, mit der Realisierung dieser Rechte beschäftigte Regierung mit einer großer Machtfülle

²⁹ Seitenzahlen im Text nach der Ausgabe: Edmund Burke, Friedrich Gentz: Über die Französische Revolution. Betrachtungen und Abhandlungen. Hrsg. u. m. einem Anh. vers. von Hermann Klenner. Berlin 1991.

auszustatten. Burke bemerkt, die Überlegungen Tocquevilles antizipierend, dass bereits die Monarchie das Ziel verfolgt hätte, alle Untertanen auf abstrakte Weise gleich zu machen. Die Zerstörung „aller Schranken des Despotismus“ bedeute, dass eine restaurierte Monarchie die „uneingeschränkste Despotenherrschaft“ sein wird. So glaubten sie „ihre neue Konstitution dadurch gesichert ..., daß man zittern wird, beim Umsturz derselben die Greuel, in denen sie empfangen und geboren ward, von neuem aufleben zu sehen.“ (325) In beständiger Furcht vor einem von den Repräsentanten begangenen Vertrauensbruch besäße die Verfassung „gar keine Responsabilität“, und es sei überhaupt nie die Frage nach der Rechtfertigung des Vertrauens gestellt worden. (329) Die gleiche Eifersucht und Missgunst schwäche auch die Exekutive der konstitutionellen Monarchie, deren Ende Burke prophezeit. (341ff.) Im Falle der Judikative, die ihre frühere Unabhängigkeit zugegebenermaßen dem „sonst verdächtige[n] Umstand“ des Handels mit Ämtern verdanke, befürchtet Burke, dass gewählte Richter, gleich den gewählten Repräsentanten, die öffentliche Meinung um den Preis der Freiheit umwerben würden. (348) Er sieht die Schaffung eines obersten Tribunals zur Aburteilung der Verbrechen wider die Nation, „daß heißt gegen die National-Versammlung“, voraus. Und er spricht die Warnung aus, dass dieser „Untersuchungs-Ausschuß“ aus der „Pariser Republik“ entfernt werden müsse. (350) Um sein unheilvolles Szenario abzurunden, wendet er sich schließlich dem Versuch zu, die Armee der übrigen Nation gleichzustellen. Sie werde, wie das Volk, den Respekt vor der eifersüchtigen, zänkischen Nationalversammlung verlieren, „bis irgendein allgemein beliebter General, der die Kunst versteht, den Soldaten zu fesseln und der den wahren Geist eines militärischen Befehlshabers besitzt, es dahin bringen wird, aller Augen auf sich allein zu richten“. (359) Dann, so schließt Burke vorausahnend, wird eure Republik einen Herren haben!

Die Kritik eines Absolutismus philosophischer Freiheit, die in politische Tyrannei ausarte, impliziert jedoch nicht die Ablehnung eines autonomen Staates. „Eine gewisse Masse von Macht muß schlechterdings in der Gesellschaft vorhanden sein, in welchen Händen sie sich auch immer befinden, unter welchem Titel sie auch erscheinen mag.“ (262f.) Trotz seines konservativen Apells an die Geschichte, das Vorurteil und die Natur gesteht Burke den Vertragscharakter des Staates zu.

„Die bürgerliche Gesellschaft ist ein großer Kontrakt. Kleine Privatkontrakte, die ein vorübergehendes gemeinschaftliches Interesse herbeiführt, können nach Belieben wieder aufgehoben werden: aber es wäre frevelhaft, den Staatsverein wie eine alltägliche Kaufmannssozietät, wie einen unbedeutenden Gemeinhandel mit Pfeffer

oder Kaffee zu betrachten, den man treibt, solange man Lust hat, und aufgibt, wenn man seinen Vorteil nicht mehr absieht.“ (193)

Da der Staat nicht auf einem „vorübergehenden Interesse“ gegründet sei, argumentiert Burke, müsse man „menschliche Gebrechen so lange ertragen, bis sie zu Verbrechen heranwachsen.“ (266) Dies schließe Kritik nicht aus, sie sollte jedoch eher auf die Anwendung gerichtet sein als auf die Verfassung als Ganzes. (390f.) Sein Rat an die Franzosen ist, Reformen zu unternehmen. So wäre eine Reform des Klerus beispielsweise der Einführung eines Wahlpriestertums vorzuziehen gewesen, da Letzteres Gegenstand der Verachtung werden würde, was wiederum die „philosophischen Fanatiker“ auf den Plan rufen würde, um seine Ersetzung durch eine von ihnen als „Bürger-Erziehung“ bezeichnete Institution zu fordern. (272f.) Reformen seien, so impliziert Burke, politisch, Revolution aber sei die Negation des Politischen. Burke gibt keine explizite Definition dessen, was er unter dem Politischen versteht. Eine an den Revolutionären geäußerte Kritik weist jedoch auf seine Prämissen hin:

„Ihre Absicht scheint allenthalben keine andre gewesen zu sein, als den *Schwierigkeiten* zu entweichen. ... Schwierigkeit ist ein strenger Hofmeister, eingesetzt von der obersten Weisheit eines väterlichen Hüters und Gesetzgebers, der uns besser kennt, als wir uns selbst kennen, so wie er uns auch zärtlicher liebt, als wir uns selbst lieben.“ (301f.)

Diese Passage – die eine erstaunliche Ähnlichkeit mit dem zentralen Argument von Kants „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht“ aufweist – legt den Gedanken nahe, dass für die Politik eine spezifische Art des Urteilens von zentraler Bedeutung ist. Schwierigkeit, so Burke, lehre Umsicht und lasse den Status von einfach scheinenden Patentlösungen zweifelhaft erscheinen. Die vollkommene Zerstörung der Vergangenheit sei schwerlich ein Beweis besonderen Geschicks. Der Pöbel könne in einer Stunde die Frucht jahrhundertelangen Schaffens vernichten. Umsicht und Vorsicht, welche notwendig seien, wenn der Handwerker mit unbelebter Materie arbeite, „werden ... heilige Pflicht, wenn die Gegenstände unsrer Zerstörung und unsrer Schöpfung nicht Holz und Stein, sondern empfindende Wesen sind“. (304) Verwegenheit, Hast und Missachtung der Natur resultierten aus der Gewohnheit der Revolutionäre, Fehler in der etablierten Ordnung zu suchen. „Indem sie zu sehr die Laster hassen, fangen sie an, zuwenig die Menschen zu lieben.“ (307) Sie „sind so voll von ihren Theorien über die Rechte des Menschen, daß sie seine Natur gänzlich vergessen haben“. (144) Gewöhnt, rücksichtslos zu kritisieren, verstünden sie nicht, dass dasjenige, dessen es bedürfe, „nicht Vortrefflichkeit in der Einfachheit [ist]; es ist etwas weit Größeres: Vortrefflichkeit

in der Zusammensetzung“. (306) Daher versuchten sie vergeblich, die Prinzipien der Geometrie und der Arithmetik auf das Problem der politischen Repräsentation anzuwenden.

Die „abstrakte Vollkommenheit“ der philosophischen Menschenrechte zeitige nicht nur eine falsche Politik, ihr soziales Ergebnis sei darüber hinaus ein abstrakter Individualismus, den Burke ebenfalls kritisiert. Er stellt fest, dass die abstrakten philosophischen Prinzipien im Bereich des Politischen einem Mangel an Prinzipientreue gewichen seien, der eine allein vom Interesse geleitete Herrschaft ermögliche. Weiter wirft er der Nationalversammlung einen Missbrauch der Staatsschuld vor, „die anfänglich, weil sie eine Menge von Interessenten bei der öffentlichen Ruhe erschuf, die Sicherheit der Regierungen beförderte“. Würden die Schulden maßlos, werde die Besteuerung die Regierung „unfruchtbar, abgetragen und ohnmächtig“ für die Bürger machen. Wüchsen die Schulden jedoch weiter, weil keine Steuern erhoben würden, werde die Regierung „das Opfer der gefährlichsten aller Parteien, einer zahlreichen gekränkten, aber nicht ausgerotteten Schar aufgebrauchter Geldbesitzer“, die radikale Maßnahmen auch zu Lasten der sozialen Gerechtigkeit fordern würden. (282) Der Versuch, den Schulden mit dem Verkauf beschlagnahmten Eigentums und der Ausgabe von Assignaten beizukommen, werde zum Aufstieg einer „Oligarchie“ führen, deren „Geldgeschäfte“ schließlich das Land selbst infizieren würden, dessen Wert dann zunehmend mehr von der Spekulation und weniger von seinen Eigenheiten bestimmt werde. (330f.) „Die französischen Gesetzgeber, neu und originell in allem“, schimpft Burke, „sind gewiß die ersten gewesen, die einen Staat auf Spielen gegründet, und ihm den Spielgeist als einen belebenden Atem eingeblasen haben.“ (332)

Die Französische Revolution sieht sich also dreifach verurteilt: Sie wird angeklagt, die Philosophie an die Stelle der Politik zu setzen; sie wird kritisiert, die Autonomie des Politischen im Interesse einer „Politik“ radikaler Revolution zu leugnen; und sie wird verurteilt, den ökonomischen Egoismus des abstrakten Individuums zu nähren. Burkes Prognose ist düster. In der glorreichen Nacht des 4. August 1789, als die Nationalversammlung eindrucksvoll die Abschaffung aller Feudalprivilegien verkündete, sei „die Ursache als [ein] drückende[r] Mißbrauch“ niedergerissen worden, „die weit drückendere Wirkung“ jedoch stehengeblieben. (364) Der hier begonnene Prozess sei nicht mehr aufzuhalten. Die Nationalversammlung werde gezwungen, ihr Heil in der Gewalt zu suchen, der „letzte[n] Zuflucht der Könige“, die „allema die erste der National-Versammlung“ sei. (367) Als sie die Gewalt vermied, habe sie grenzenlosen Forderungen nachgegeben. Auf das Ansteigen der Schulden folg-

te Inflation, und die Regierung sah sich mit dem Bankrott konfrontiert. Nun musste sie ihre Taktik ändern. Sie musste „ein unglückliches Volk zu Aufruhr, Mord und Kirchenraub“ aufrufen „und zu raschen und eifrigen Arbeitern an dem Ruin ihres Vaterlandes“ machen. (382) Und der Zyklus werde sich fortsetzen, da den Politikern die Hände gebunden seien. „Mäßigung wird man als die Tugend der Feigherzigen, Nüchternheit als die Klugheit der Verräter brandmarken.“ (389) Was konnten diejenigen tun, die nicht das Glück hatten, in Burkes liberalem England zu leben? Bestand ihre einzige Option darin, sich mit der bestehenden Ordnung zu arrangieren?

Die ersten beiden Aspekte des von Burke geäußerten Verdikts über die Französische Revolution lassen die Gefahr, welche der Ersatz des Politischen durch das Philosophische birgt, offen zutage treten. Allerdings legt seine Kritik der neuen, begüterten Macht nahe, dass sich hinter seinem Konservatismus ein Traditionalismus verbirgt, der die Trennung einer Gesellschaft von ihrem politischen Bezugsrahmen nicht akzeptiert. Dies macht es schwierig den positiven Gehalt einer Burkeschen Politik zu bestimmen. In der Konklusion seiner *Betrachtungen* offenbart Burke die Schwächen seiner Position:

„Eine *Staatsverfassung* erschaffen, erfordert freilich keine große Geschicklichkeit. Weiset der Macht ihre Stelle an; lehrt Gehorsam; und das Werk ist vollbracht. Freiheit geben ist noch sehr viel leichter. Da bedarf es gar keiner Führung: es ist bloß nötig, den Zügel schießen zu lassen. Aber eine *freie Staatsverfassung* hervorbringen, daß heißt, die streitenden Elemente der Freiheit und der Beschränkung in ein festes und daurendes Ganzes zusammenschmelzen, das ist ein Geschäft, was langes und tiefes Nachdenken, was einen scharfsichtigen, vielumfassenden und ordnenden Geist erfordert.“ (388f.)

Wie im Falle der „Schwierigkeit“ als dem Kriterium politischen Denkens, so ist auch bei diesem Argument ein „Kantischer“ Aspekt vorhanden, der eine Spezifikation des Charakters der politischen Urteilskraft erlauben würde, den Burke allerdings nicht entwickelt. Burke hat, so kann abschließend festgestellt werden, die radikale Neuheit der von der neuen Politik gestellten Herausforderungen nicht erkannt.

Philosophie als Kritik der Französischen Revolution

Fichtes *Reden an die deutsche Nation* können als der Versuch verstanden werden, auf systematische Art und Weise zu verwirklichen, was die Franzosen, wie Burke gezeigt hatte, aufgrund fehlender Einsicht in die Notwendigkeit einer Vermittlung zwischen dem Philosophischen und dem Politischen nicht hatten erreichen können.³⁰ Marx vorgreifend, versucht Fichte sowohl eine Er-

³⁰ Wird Fichte unter Konzentration auf die *Reden* als Komplement zu oder Vervollständigung von

klärung der Wirklichkeit als auch einen Weg ihrer Überwindung zu finden. Die Wirklichkeit, mit der Fichte sich konfrontiert sah, war ein geschlagenes und besetztes Deutschland, dessen augenblickliches Schicksal zwar als notwendig erwiesen, das jedoch auch vor dem Hintergrund seiner zwangsläufigen Wiedergeburt betrachtet werden musste. Die nationale Schmach kann gerade von einem Philosophen nicht einfach als Ergebnis von Umständen, Pech oder dem militärischen Genie eines Bonaparte wegerklärt werden. Fichte besteht, Marx noch einmal vorgreifend, auf der Geschichte als dem Ergebnis freier menschlicher Handlungen. Doch Fichtes Darstellung ist idealistisch; Freiheit sei eine Form der Vernunft, deren Entwicklung einem notwendigen und *a priori* feststehenden Weg folge. Am Anfang entziehe sich die Vernunft dem tierischen Instinkt durch Anerkennung einer externen Autorität. Dann strebe sie nach umfassenderer Befreiung durch Leugnung dieser externen Autorität, verneine in der Konsequenz jedoch ihr rationales Wesen und begeben sich auf die Suche nach ihrem Selbst. Diese dritte Stufe finde im Zeitalter der Aufklärung ihr historisches Pendant. Bei jeder äußerlichen Autorität könne die Vernunft nur ausgehend von einer pragmatischen oder utilitaristischen Logik wirksam werden. Eine solcherart handelnde Vernunft sei jedoch nicht in der Lage, im Falle einer Herausforderung wie der französischen als Leitfaden zu dienen. Die Vernunft könne jedoch, so fährt Fichte fort, ihrer rationalen Natur wieder gewahrt werden, sich von der Suche nach ihrem Selbst befreien und in der Geschichte handelnd ein Reich rationaler Freiheit verwirklichen.

Fichtes systematisches Projekt beinhaltet einen Vorschlag zur Lösung eines anderen, von Marx angegangenen Problems: dem „Blitz des Gedankens“. Wie lässt sich der Übergang von einer auf die nächste Stufe erklären? Fichtes Antwort erinnert an den jungen Marx. Er möchte seiner Epoche einen „Spiegel“ vorhalten, in welchem „ihr wahrer Kern sich ihr darstelle, und die Entfaltungen und Gestaltungen desselben in einem weissagenden Gesichte vor ihr vorübergehen“. (279)³¹ Das Heilmittel, so bekräftigt er zu Beginn seiner zweiten Rede, müsse aus der Epoche selbst gewonnen werden und müsse dennoch den Weg in eine neue Zukunft weisen. Fichte greift auf Kant zurück. Er erklärt

Burke gelesen, bleiben viele Probleme außen vor. Nicht das geringste von diesen stellt die Tatsache dar, dass der junge Fichte 1793 einen umfangreichen Beitrag zur Berichtigung der Urtheile des Publikums über die französische Revolution veröffentlichte, der vor allem gegen August von Rehberg, einem bekennenden Anhänger Burkes, gerichtet war. Ob sich Fichtes Position im Laufe der Jahre änderte, oder ob er, wie er selbst behauptete, sein System nur an die veränderten Umstände anpasste und es in einer der Öffentlichkeit zugänglicheren Form präsentierte, ist eine Frage, die an dieser Stelle unbeantwortet bleiben muss.

³¹ Zitiert nach: Fichtes Werke. Bd. VII. Berlin 1971.

die Möglichkeit dieser Bewegung unter Verweis auf den teleologischen Charakter der Handlungstheorie. So wirke der Wille teleologisch, wenn er die Bedingungen hervorbringe, die seine Selbstverwirklichung ermöglichen. Seine Repräsentation eines Ziels schaffe Bedingungen, die notwendigerweise zur Verwirklichung des angestrebten Ziels führten.

„Ein Wohlgefallen, das da treibet, einen gewissen Zustand der Dinge, der in der Wirklichkeit nicht vorhanden ist, hervorzubringen in derselben, setzt voraus ein Bild dieses Zustandes, das vor dem wirklichen Seyn desselben vorher dem Geiste vorschwebt, und jenes zur Ausführung treibende Wohlgefallen auf sich zieht.“ (284)

Weil er spontan und um seiner selbst willen erfreue, könne dieser teleologisch nach seiner eigenen Befriedigung strebende Wille kultiviert werden. Dies führt Fichte zu der Annahme, der Befreiungskampf könne mit Hilfe einer Bildungsreform gewonnen werden.

Fichte muss insofern zeigen, warum die Deutschen seinem erzieherischen Projekt gegenüber aufgeschlossen, d.h. rezeptiv, sein werden. Und obwohl die deutsche Elite in diesem traurigen Zeitalter erzogen worden und der aktuellen Problemlage daher nicht gewachsen sei, lege die spontane Religiosität und die instinktive Suche nach Moralität der deutschen Bevölkerung nahe, dass sie großer Taten fähig sei.³² Die vierte Rede führt zur Erklärung dieses radikalen Potentials des deutschen Charakters eine Theorie der Sprache ein. Die Einzigartigkeit der Deutschen sei der Tatsache geschuldet, dass sie niemals Völkerwanderungen unternommen hätten und ihre Sprache daher ein hohes Maß an Ausdrucksreichtum und Flexibilität bewahrt habe. Die empfindungsreiche, vitale deutsche Sprache wird so zum Grund von Fichtes Aneignung der pädagogischen Theorie Pestalozzis. Von größerer Bedeutung ist jedoch eine Be-

³² Durch die gesamten *Reden* zieht sich eine Unklarheit: Propagiert Fichte die Bildung einer neuen Elite, formuliert er einen Aufruf an die Herren der Gesellschaft, oder spricht er zu einer und für eine Volkserhebung? Diese Ambivalenz erklärt, warum Fichte sowohl von konservativen als auch von sozialistischen Denkern vereinnahmt werden konnte. In einem aus dieser Zeit stammenden, unveröffentlichten Fragment, „Die Republik der Deutschen, zu Anfang des zwei und zwanzigsten Jahrhunderts, unter ihrem fünften Reichsvogte“, argumentiert Fichte, dass die Einheit des Volkes in allen aufgeführten Fällen von zentraler Bedeutung sei. „Es ist uns nicht bekannt geworden, ob plötzlich, wie durch ein Wunder, diese Fürsten und dieser Adel, einsehend, dass sie selber der Führung nur allzubedürftig, und also durchaus unfähig seyen, die Nation zu führen, freiwillig und aus eigener Bewegung zur Gleichheit mit allen herabgestiegen, und der neuen Organisation willige Hände geboten; oder ob die Nation selber, wie durch einen *elektrischen Schlag* getroffen und durch die Umstände begünstigt, sich jener auf gute Weise erledigt, und mit dem Beistande der wenigen Redlichen aus den genannten Klassen sich organisiert habe.“ (Fichtes Werke. Bd. VII. S. 531.) Ich habe die Metapher des „elektrischen Schlages“ hervorgehoben, um auf die Parallele zu Marxens „Blitz des Gedankens“ hinzuweisen.

trachtung der Art und Weise, wie die politische Argumentation in der Fichteschen Darstellung fortführt wird. Eine übernommene, aber tote Sprache bringe anfänglich durchaus Vorteile mit sich. Im Gegensatz zu einer lebendigen Sprache, welche fortwährend durch Erfahrung erneuert werde und nicht abgeschlossen werden könne, sei eine übernommene Sprache endlich und begrenzt. Sie könne eine glanzvolle, blendende Einheit bewerkstelligen, dieses „goldne Zeitalter“ (335) könne jedoch nur vorübergehender Natur sein. Sie gehe ihrer lebendigen Quelle verlustig, wenn das Streben nach Einheit erst einmal befriedigt sei. Ihre Philosophie werde zu einer Definitionsfrage, ihre Dichtung formale Imitation. Ihre gebildeten Schichten würden zu einer Elite, die jegliche empathische Beziehung zur Erfahrung des Volkes verlöre. Ihre Kultur werde zu einem Spiel, der einzige Nutzen ihres Wissens bestehe in sozialer Distinktion. Fichte beschreibt hier unzweifelhaft die französischen Nachfahren der Franken. Er stellt ihrem verspielten *esprit* die Ernsthaftigkeit des deutschen *Geistes* entgegen. Der Deutsche erscheine schwerfällig, seine Philosophie lange nach etwas, das niemals verstanden werden könne, und seine Dichtung wirke durch ihre Ernsthaftigkeit unbeholfen. Doch der gebildete Deutsche teile die Sprache der gewöhnlichen Erfahrung des Volkes. Er dürfe der Versuchung nicht nachgeben, die formellen Tugenden der Fremden zu imitieren. Er müsse ein Deutscher bleiben, so beharrt Fichte in der fünften Rede, im Interesse der *gesamten Menschheit*. Dies sei notwendig, da die einst sprudelnde Quelle des goldenen Zeitalters ausgetrocknet sei und nur der Deutsche sie wiederbeleben könne.

Eine einzige Theorie erkläre sowohl das Schicksal der Französischen Revolution, die Unterwerfung Deutschlands, als auch die deutsche Erhebung gegen die Besatzung. Die Französische Revolution sei auf ein goldenes Zeitalter gefolgt. Ihr Versuch jedoch, die philosophische Forderung eines perfekten Staates zu erfüllen, habe nur die von Burke verurteilten, artifiziellen Formen hervorbringen können, da Männer, welche in der Lage gewesen wären, diese philosophische Politik zu verwirklichen, gefehlt hätten. Die Ausbildung solcher Männer obliege aber den Deutschen, die so wieder einmal zum Fortschritt der Menschheit beitragen würden. Die bevorstehende deutsche Erhebung sei insofern nicht die Negation, sondern die Realisation der Französischen Revolution. Deutschland habe von Frankreich erobert werden können, da es seine ureigenen Wurzeln verleugnet habe. Doch es habe sich nicht damit begnügt, die fremde Kultur zu imitieren. Das Gemeingefühl und die Ordnungsliebe, die typisch für die deutschen Reichsstädte gewesen seien, seien zugunsten des utilitaristischen und pragmatischen Staates Friedrichs des Großen aufgegeben

worden. Und doch, so Fichte, ist „die deutsche Nation ... die einzige unter den neuuropäischen Nationen, die es an ihrem Bürgerstande schon seit Jahrhunderten durch die That gezeigt hat, dass sie die republikanische Verfassung zu ertragen vermöge“. (357) Dieses Zeitalter, fährt er fort, sei der jugendliche Traum der Nation gewesen, die Prophezeiung dessen, was sie werden sollte. Sie müsse nun an ihren jugendlichen Traum erinnert werden. Ihre lebendige Sprache und ihre gelebte Geschichte seien dabei die Garanten ihrer Aufgeschlossenheit gegenüber der Bildungspolitik Fichtes.

Das Problem der Bestimmung des spezifischen Akteurs, welcher diese philosophische Politik umsetzt, harrt weiterhin einer Lösung. Die siebte Rede wiederholt die Forderung, Philosophie müsse der deutschen Nation einen „Spiegel“ vorhalten, damit diese vom Kopf her verstünde, was sie von Natur her sei. Fichte besteht erneut auf dem kosmopolitischen und radikalen Charakter seiner Behauptung deutscher Einzigartigkeit:

„Der eigentliche Unterscheidungsgrund liegt darin: ob man an ein absolut Erstes und Ursprüngliches im Menschen selber, an Freiheit, an unendliche Verbesslichkeit, an ewiges Fortschreiten unsers Geschlechts glaube ... Alle, die entweder selbst, schöpferisch und hervorbringend das Neue, leben, oder die ... die Freiheit wenigstens ahnen, und sie nicht hassen, oder vor ihr erschrecken, sondern sie lieben: alle diese sind ... wenn sie als ein Volk betrachtet werden, ein Urvolk, das Volk schlechtweg, Deutsche.“ (374)

Diejenigen, von denen dieser Glaube Besitz ergriffen habe, würden die Sache zu der ihren machen, das andere Geschlecht, „welche Sprache es rede, ist undeutsch und fremd für uns, und es ist zu wünschen, dass es je eher je lieber sich gänzlich von uns abtrenne“. (375) Fichte muss nun erklären, warum dieses spezifische Konzept der Nation die politische Funktion übernehmen kann, welche sein philosophisches Argument ihm zuschreibt.

In seiner achten Rede, die mit der Frage beginnt „Was ein Volk sey, in der höhern Bedeutung des Worts, und was Vaterlandsliebe?“, kehrt Fichte zu seiner teleologischen Handlungstheorie zurück. Die von ihm anlässlich einer Betrachtung der Religion gegebene Antwort weist noch einmal Ähnlichkeiten mit der Marxschen Kritik auf. Der Gedanke, der Himmel sei unsere wahre Heimat, sei nicht mehr als ein Trostspender für unterdrückte Sklaven. Aktion tue Not, um zu verhindern, „dass man die Erde zur Hölle mache, um eine desto größere Sehnsucht nach dem Himmel zu erregen“. (379) Der freie Mensch müsse den Himmel auf Erden finden, die Ewigkeit und das ewige Leben in der täglichen Arbeit der säkularen Welt. Doch sei das Ewige das Geistige, das sich in der toten Welt der Natur niemals erschöpfend zeige. Das Individuum, als freier

Geist, könne die geistige Welt nur in einem anderen, ihm gleichen Individuum erkennen. Die ewige Form eines solchen Erkennens sei nun in einem Volk gegeben, welches „das Ganze der in Gesellschaft mit einander fortlebenden und sich aus sich selbst immerfort natürlich und geistig erzeugenden Menschen“ sei. (381) Daraus folge, dass der Staat, dessen Wesen durch die positiven Gesetze bestimmt werde und dessen Ziele innerer Friede und materieller Wohlstand seien, nur Mittel zu einem geistigen Zweck sei. Als solches sei der Staat in der Wahl seiner Mittel begrenzt. Weder könne er die Freiheit beschränken, noch Gleichförmigkeit oktroyieren oder auf andere Art das Individuum als reine Maschine behandeln. Der Zweck der Freiheit transzendiere die materiellen Ziele des Staates. Er sei das *telos* des menschlichen Handelns, aus sich selbst heraus sowohl um seiner selbst willen angenehm als auch motivierend zu den für seine Selbstverwirklichung notwendigen Handlungen. Wenn der deutsche Staat den Patriotismus, den Fichte als Form der Freiheit ausgewiesen hat, zu gebrauchen verstünde, wäre ihm sein Sieg über die Franzosen gewiss.

Die tatsächliche Bildungspolitik, welche von dieser philosophischen Analyse abgeleitet wurde, ist weniger zufriedenstellend als das Argument für ihre Notwendigkeit. Der Idealist verachtet „Mittel“, welche die angestrebten Zwecke kompromittieren. Der neue Bürger müsse sowohl das Mittel als auch den Zweck der Politik darstellen. Obwohl Fichte Pestalozzis System übernimmt, kritisiert er gleichwohl das pragmatische Anliegen, die Bildung auf die Armen und das Lernen auf den Nutzen auszurichten. Und obgleich seine Bildungskonzeption auf geistiger Freiheit gründet, überantwortet er die Einführung der neuen Bildungsform dem Staat. Er führt für sein Programm sogar pragmatische Argumente im Geiste Friedrichs an, etwa die Kosten des Unterhalts der Armen, die Schwierigkeit, Söldnerarmeen aufzustellen, auf deren Patriotismus kein Verlass sei, und natürlich die mögliche Niederlage, welche durch mangelndes Vertrauen in den patriotischen Geist verursacht würde. Wichtiger ist jedoch, dass nur der Staat diese Reform umfassend einleiten könne, und er könne dies mit dem gleichen Recht, mit welchem er seine Patrioten zum Kriege einberufe. Der aktuelle Staat sei jedoch derjenige, der seine eigene Niederlage herbeigeführt habe. Fichte wendet sich daher an die Privatpersonen – Landeigentümer auf ihren Gütern, bürgerliche Freiwilligenvereinigungen in den Städten, angehende Gelehrte und auch die, welche mit Waisen oder Straßenkindern arbeiteten –, ihre Anstrengungen zu erhöhen. Dies, so sagt er, wäre dem „Gange der deutschen Entwicklung und Bildung gemäss“ (441), nach welcher die Fürsten der Initiative des Volkes folgten.³³

³³ Es ist an dieser Stelle nützlich, daran zu erinnern, dass die wichtigsten Lehren aus der Fran-

Zur Philosophie erhoben, hat diese Politik einige wichtige Konsequenzen. Die imperiale Veränderung der Französischen Revolution übte Verrat an den geistigen Zielen, die 1789 gesetzt worden waren. Fichte musste die Notwendigkeit der deutschen Niederlage erweisen, und im gleichen Zuge zeigen, wie und warum diese Niederlage den Keim ihrer dialektischen Umkehrung in sich trug. Die Kritik des Napoleonischen Empire war gleichzeitig der Aufruf, ein Deutschland zu reformieren, das sich seelenlos gezeigt hatte. Die Form des Fichteschen Arguments antizipiert dabei die Marxsche „Darstellung“, welche die Kritik des Dargestellten mit der Darstellung vereint. Seine teleologische Handlungstheorie erklärt sowohl, von welchem Boden aus die Kritik möglich ist, als auch wie die „Darstellung“ der Zukunft beschaffen sein muss. Diese Theorie leitet über zu einer neuen Konzeption des Politischen. Sie stellt das Wesen der Notwendigkeit als soziale Kategorie in Frage; und sie fragt nach der Beschaffenheit einer Handlung, die als politisch gelten soll. Diese neue Konzeption entstand mit der Französischen Revolution, deren Akt, der Freiheit den höchsten Platz in ihrem Pantheon einzuräumen, eine Art „Kopernikanischer Wende“ darstellt, in deren Verlauf es unternommen wurde, das Politische als Fundament des Staates und als Ziel seiner Politik zu denken. Burke sah, dass dies zu einer Ersetzung der Politik durch das Politische führte. Fichtes Ver-

zösischen Revolution von Militärtheoretikern wie Gneisenau, Scharnhorst und Clausewitz gezogen wurden, die erkannten, dass die französischen Siege dem neuen *Geist* ihrer Bürgerarmeen geschuldet waren, und die versuchten, etwas Ähnliches bei ihren Truppen zu erzeugen. Clausewitz' Sprache in *Vom Kriege* (zitiert nach der Ausgabe Frankfurt a.M., Berlin, Wien 1980) müht sich, die Philosophie seiner Zeit mit ihren politischen Lektionen zu vereinen. So betont er zum Beispiel in Kapitel 1, „Was ist der Krieg“, den Primat der praktischen Vernunft, wenn er Krieg definiert als einen „*Akt der Gewalt, um den Gegner zur Erfüllung unseres Willens zu zwingen.*“ (§ 2.) Im Ergebnis müsse eine Theorie des Krieges das menschliche Element in Erwägung ziehen. Mut, Verwegenheit und sogar Unbesonnenheit seien Teil einer Theorie des Krieges, da der Krieg lebendige und moralische Kräfte betreffe. (§ 22.) Dies führt zu der berühmten Formel, Krieg sei „*eine bloße Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln.*“ (§ 24.) Aber obwohl der Krieg ein Mittel ist, machen seine Zwecke ihn zu einem besonderen Mittel. So lässt die Behandlung des „kriegerischen Genius“ im 3. Kapitel an die teleologische Handlungskonzeption denken. Kriegerisches Handeln werde nicht durch eine deterministische Theorie bestimmt, sondern gründe letztlich in „*Geistesgegenwart*“, die eine „herrliche Eigenschaft“ sei. (S. 57/58.) Damit dies gelinge, verlangt der General „Einheit und Urteil, zu einem wunderbaren Geistesblick gesteigert, der in seinem Fluge tausend halbdunkle Vorstellungen berührt und beseitigt, welche ein gewöhnlicher Verstand erst mühsam ans Licht ziehen und an denen er sich erschöpfen werde.“ (S. 71.) Das gleiche teleologische Thema kehrt in der Behandlung der „Theorie des Krieges“ im 2. Kapitel von Buch II wieder, wenn Clausewitz darauf besteht, die positive Theorie scheitere, da „*Talent und Genius außer dem Gesetz handelt und die Theorie ein Gegensatz der Wirklichkeit wird.*“ (S. 100.) Die Theorie gebe dem „denkenden Geiste“ lediglich die „Hauptlineamente“ an die Hand, wodurch in der Folge Wissenschaft zur Kunst werde. (S. 102, 109–111.)

such, den Fortschritt der Französischen Revolution durch Aufrechterhaltung der Autonomie des Politischen zu bewahren, offenbarte die Notwendigkeit einer autonomen Politik. Seine Teleologie aktiver Freiheit impliziert, dass jegliche Politik immer die Frage nach dem politischen Bezugsrahmen stellt, innerhalb dessen sie ihre Bedeutung erhält. Es bleibt jedoch ein ungelöstes Problem: Weder rechtfertigt eine Definition des durch die Wahl einer Politik bestimmten Politischen die gewählte Politik, noch kann man ausgehend von einer Definition des Politischen eine bestimmte Form der Politik deduzieren. Letzteres war der Weg, den Fichte einschlug. Seine Politik des Systems impliziert die Ablehnung der Autonomie der Politik genauso, wie Marx' „Philosophie des Systems“ die Ablehnung politischer Autonomie implizierte.

Die originäre Philosophie und ihre Methode

Die neue Politik

Der Versuch des aufgeklärten Herrschers, die ausgetretenen Pfade der dynastischen Politik zu verlassen, brachte seinen Staat auf den Weg der Modernisierung. Friedrichs pragmatischer Utilitarismus erkannte die Notwendigkeit an, den politisch passiven *Untertan* in ein aktives Subjekt zu überführen, das in der Lage war, zum Wohl des Staates beizutragen. Die externe Herrschaft des Staates über seine Subjekte musste einer immanenten Beziehung weichen, und die traditionellen Formen des sozialen Standes mussten durch die *Staatsunmittelbarkeit* ersetzt werden. Die Schwierigkeit besteht jedoch darin, wie Burke und Fichte später feststellten, dass ein von den Zwängen der traditionellen Gesellschaft befreites Individuum statt zum Bürger einer neuen republikanischen Staatsform zum selbstsüchtigen Egoisten oder „Bourgeois“ werden konnte. Wenn es dem Staat nicht gelingen sollte, den von seinen Subjekten erstrebten Wohlstand zu produzieren, so hätte er keinen Grund, Loyalität von ihnen einzufordern. Nachdem der Siebenjährige Krieg beinahe in einer Katastrophe geendet hatte, erkannte Friedrich die Notwendigkeit, einen Schritt weiterzugehen. So schlug er eine Gesetzessammlung vor, die dann zum *Allgemeinen Landrecht* wurde.³⁴ Doch fußte dieser neue Kodex auf einem Kom-

³⁴ Die beste Darstellung dieses politischen Prozesses bietet, wie weiter unten angemerkt wird, nach wie vor Reinhart Koselleck: *Preußen zwischen Reform und Revolution* (zuerst Stuttgart 1967). Es sollte festgehalten werden, dass die *kleindeutschen* Historiker, angefangen mit Ranke und kulminierend mit Meinecke, entgegen der aktuell vorherrschenden Interpretation Friedrichs Reaktion auf die Katastrophen des Siebenjährigen Krieges als die Entdeckung der Bedeutung des *Machtstaats* deuteten. Wenn dies auch sicherlich zutrifft – wie in Anmerkung 23 ausge-

promiss mit dem bestehenden sozialen Machtgefüge. Er konnte somit den besonderen Sozialverhältnissen eine allgemeine Form nur auferlegen, denn ihre eigene Stärke erlaubte es ihnen, außerhalb des neuen Rechtsgefüges zu bleiben. Ein solchermaßen beschaffener allgemeiner Kodex war noch keine moderne Verfassung. Die Forderung nach einer solchen entstand erst, als Friedrich Wilhelm III. nach der Niederlage gegen die Franzosen gezwungen war, die öffentliche Unterstützung zu suchen, deren Notwendigkeit Fichte erwiesen hatte. Doch das dann vom Hof gegebene, unbestimmte konstitutionelle Versprechen konnte in der reaktionären Stimmung, die auf die Niederlage Napoleons folgte, ohne große Schwierigkeiten ignoriert werden.

Der Prozess, den Preußen niemals zu Ende führte, nahm in Frankreich eine explosive Form an. Der Versuch des aufgeklärten Königs, seinen Staat durch die Aufhebung der Trennung zwischen Staat und Gesellschaft zu stärken, brachte eine Gegenbewegung hervor. Die richterlichen „Parlamente“ erkannten die Reziprozität der immanenten Beziehung zwischen dem aktiven Subjekt und dem Staat an; der Bürger konnte seine Rechte gegen die Willkürakte des Staates verteidigen. Wenn der Staat seine Handlung durch Verweis auf den universellen Charakter des verfolgten Gutes rechtfertigte, warum sollten die Individualrechte nicht den gleichen Anspruch auf Universalität erheben? Der Garant solcher universellen Rechte konnte nur eine Verfassung sein. So ist es nicht überraschend, dass die Nationalversammlung sich als *Constituante* bezeichnete. Ihre Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte war als Prolog zu einer neuen Verfassung gedacht. Der erste Absatz expliziert dieses Vorhaben:

„Die Vertreter des französischen Volkes, als Nationalversammlung konstituiert, *haben in der Erwägung, daß die Unkenntnis, das Vergessen oder die Mißachtung der Menschenrechte die alleinigen Ursachen für die öffentlichen Mißstände und der Verderbtheit der Regierungen sind, beschlossen, die natürlichen, unveräußerlichen und heiligen Rechte der Menschen in einer feierlichen Erklärung niederzulegen, damit diese Erklärung allen Mitgliedern der Gesellschaft stets gegenwärtig ist und sie unablässig an ihre Rechte und Pflichten erinnert*“. (Hervorhebungen DH)

Aber die Verabschiedung der Verfassung gestaltete sich schwieriger als erwartet. Den Autoren der Erklärung von 1789 gelang dies erst 1791. Auf ihre Verfassung folgte die radikalere Jakobinische Verfassung von 1793, und ihre Version der Erklärung der Rechte offenbart die Wurzel des Problems. Artikel 35 erklärt: „Wenn die Regierung die Rechte des Volkes verletzt, ist der

führt –, so erklärt es noch nicht, warum Friedrich die Gesetzeskodifikation anstrebte. Darüber hinaus würde diese Deutung nicht erlauben, zwischen der preußischen Kodifikation und der Forderung der Französischen Revolution nach einer Verfassung zu unterscheiden.

Aufstand ... das heiligste seiner Rechte und die höchste seiner Pflichten“. Diese Prämisse lässt Politik auf Rechten gründen, deren Definition sogleich zum Fundament und zum Ziel des Handelns werden.

Die Politik der Französischen Revolution ging gleichermaßen vom Bürger aus. Die Definition dieses neuen Begriffs erwies sich als problematisch. Zum Beispiel waren unter den Artikeln, welche die Rechte des individuellen „Menschen“ festsetzten und beschrieben, solche, deren Implikationen erst im Fortgang der Revolution offensichtlich wurden. Nachdem Artikel 1 festlegt, „die Menschen werden frei und gleich an Rechten geboren und bleiben es“, bestimmt Artikel 2 den Schutz dieser Rechte als den „Zweck jeder politischen Vereinigung“. Die vom Bürger ausgehende Politik ist insofern das Mittel zum Schutz der Individualrechte. Die weitere Ausführung dieser Beziehung führt jedoch zu Schwierigkeiten. Artikel 3 bestätigt, dass „der Ursprung jeder Souveränität ... wesentlich in der Nation“ ruht, während Artikel 5 erklärt, dass „das Gesetz nur solche Handlungen verbieten [darf], die der Gesellschaft schädlich sind“. Doch wodurch sich diese Gesellschaft – deren einzelne Mitglieder zum „Bourgeois“ werden konnten – auszeichnet, wird nirgends definiert. Die Schwierigkeit ist auch in Artikel 6 präsent, wo die Definition des Gesetzes als „Ausdruck des allgemeinen Willens“ durch die Bestimmung ergänzt wird: „Alle Bürger haben das Recht, persönlich oder durch ihre Vertreter an seiner Gestaltung mitzuwirken“. Die soziale Voraussetzung der Staatsbürgerschaft kehrt in den späteren Artikeln wieder und findet in der Garantie der Eigentumsrechte in Paragraph 17 ihren Höhepunkt. Aber diese sozialen Garantien sollen den Bürger schützen, der seine Meinung unter Voraussetzung seiner Unschuld und Freiheit äußern darf. Auf diese Art und Weise sollten die Prinzipien der Revolution den Reduktionismus vermeiden, aufgrund dessen Marx später die Praxis der Revolution verurteilen sollte.

Die Einheit dieser Rechte zeigt sich im Prolog der 1791 schließlich Zustimmung findenden Verfassung, welcher auf der Abschaffung aller früheren Quellen möglicher Privilegien besteht. Ohne jegliche Binnendifferenzierung ist und bleibt die Nation eine, geeint und homogen, eindeutig in ihrer Selbstbestimmung und auf ihre Weise die Staatsunmittelbarkeit realisierend, die dem aufgeklärten Herrscher entgangen war. In diesem Sinne kann von dem von Friedrich unternommenen Projekt gesagt werden, es habe gewisse Aspekte der neuen revolutionären Politik antizipiert. Sein Scheitern offenbart die Herausforderung, die von und mit der neuen Politik gestellt wird. Revolutionäre Politik muss das systematische Ziel der Philosophie verwirklichen: die Aufhebung der Externalität, die Schaffung von Einheit und Homogenität in einem

selbstbewussten, autonomen Handlungsträger. Der Ausführende dieser Politik kann durchaus unterschiedlich bestimmt werden: die Französische Revolution bleibt eine Revolution, ob als ihr Hauptträger nun die Bourgeoisie oder das aufkommende, im Dritten Stand lauende „Proletariat“ bestimmt wird. Ja, der Handlungsträger kann sogar die „Nation“ selbst oder ein in ihrem Namen und an ihrer Stelle handelnder Staat sein. Gleich der Philosophie muss die revolutionäre Politik sich als notwendig und vollständig erweisen. Und so wie die Philosophie die Beziehung der Theorie zur Praxis erklären muss, muss die revolutionäre Politik die Beziehung der Praxis zur Theorie erklären. Wenn die revolutionäre Politik sich für den falschen Akteur oder das falsche Ziel entscheidet, so muss diesem Scheitern mit einer systematischen Erklärung Rechnung getragen werden.

Eine systematische Erklärung des Aufkommens der neuen Politik kann weder eine Ursache, die den von ihr bedingten Wirkungen vorausginge, noch einen externen Handlungsträger, dessen Intervention die neue Struktur hervorbringe, ins Feld führen. Was nach einer Erklärung verlangt, ist der *originäre* Charakter des Neuen. Dieser Begriff bezeichnet eine Struktur, der eine Gegensätzlichkeit von Prinzipien immanent ist, die, so scheint es, nach Aufhebung in einer neuen Einheit verlangt. Im Falle des modernen Staates trat diese Polarität in Form des Gegensatzes zwischen den Individualrechten und dem Allgemeinwohl auf. Ein moderner Staat geht notwendigerweise von diesen beiden Quellen der Legitimation aus. Die Individualrechte bedürfen des neuen, starken Staates, und die Macht des Staates bedarf der Bestätigung der Individualrechte. Die Erklärung von 1789 hat diese Struktur in der in Artikel 16 ausgesprochenen Behauptung, dass „eine Gesellschaft, in der die Verbürgung der Rechte nicht gesichert und die Gewaltenteilung nicht festgelegt ist, ... keine Verfassung“ habe, implizit anerkannt. Aber die daraus entstehende Struktur scheint instabil. Die Bestätigung der Individualrechte könnte zu einer Gefahr für die Einheit werden, die doch deren Voraussetzung ist, oder die Forderung nach Einheit könnte den Status der Individualrechte bedrohen. Insofern bedroht die Polarität von Teil und Ganzem die Stabilität der gesamten Struktur; die Bekräftigung des einen scheint den Verlust des anderen nach sich zu ziehen. Es überrascht daher nicht, dass im Zuge des marxistischen Versuchs, die französische Erfahrung hinter sich zu lassen, eine hypostasierte Einheit als Schlüssel zur Erlösung postuliert wurde.

Der Versuch, die originäre Polarität mit Hilfe einer systematischen Politik zu überwinden, führt zu dem, was ich den *konstitutiven Fehler* genannt habe. Seine allgemeine Form ist leicht nachzuvollziehen. Einer der beiden gegen-

sätzlichen Pole wird von der Totalität getrennt und behandelt, als käme ihm eine von der Existenz des Ganzen unabhängige Wirklichkeit zu. Der Fehler ist zweifacher Natur: zum einen wird ein Pol behandelt, als sei seine Realität jenseits der originären Struktur gegeben, welche für seine Bedeutung bürgt, zum anderen verwandelt ihn seine Trennung von dieser Struktur *nolens volens* in einen externen Handlungsträger, von welchem vorgegeben wird, er wirke auf das nämliche System ein, von dem er abhängt. So werden zum Beispiel die Individualrechte und die Einheit der Nation, die sich gegenseitig bedingen, voneinander getrennt, wenn *la patrie en danger* die zeitweilige Aussetzung der konstitutionellen Rechte verlangt, oder, ein anderes Beispiel, es kann den Individualrechten Geltung zugeschrieben werden, entweder nach Art der „bourgeois“ Selbstbezogenheit, oder mit dem zum Scheitern verurteilten Versuch, den radikalen Gang der Revolution zu einem verfassungsmäßigen Ende zu führen. Der konstitutive Fehler ist nicht einfach eine Folge der Subjektivität. Er ist der systematischen Politik immanent, welche mit der originären Struktur notwendig wird. Seine Form erinnert an die Marxsche Beschreibung des „ideologischen“ Charakters des Kapitalismus, aber seine Wurzeln liegen eher in der Struktur des modernen Staates als in einer Gesellschaft, die durch den Kapitalismus bestimmt wird. Das Paradox, mit welchem eine konstitutive Politik konfrontiert wird, besteht darin, dass sie im Falle eines Erfolgs die originäre Struktur zerstören würde, die sie zuallererst notwendig gemacht hatte. Ihre Kinder fressen die Revolution.

Die Lösung des Dilemmas, das im Zuge der zwangsläufigen Konfrontation mit der konstitutiven Versuchung entsteht, hängt zusammen mit der Unterscheidung zwischen Politik und dem *Politischen*. Politik hat in einem modernen Staat eine zweifache Bedeutung. Entweder wird sie durch die Individualrechte bestimmt, die sie zu bestätigen sucht („Liberalismus“), oder sie wird unter Maßgabe des Allgemeinwohls gestaltet, für welches sie die Garantie übernimmt („Republikanismus“). Da die Politik des modernen Staates von beiden Perspektiven aus verstanden werden kann, kann diese Struktur, die originär ist, als *das Politische* definiert werden. Die konstitutive Politik, welche die Polarität aufzuheben sucht, ist dann *anti-politisch*. Doch sie bleibt trotz allem eine „Politik“, deren Erscheinung erklärt werden muss, bevor sie kritisiert werden kann. Es ist der Versuch, die Polarität aufzuheben, welcher die Realisierung des systematischen Strebens nach Notwendigkeit und Vollständigkeit verhindert, das typisch für die *Philosophie* war. Dies erklärt, wie „Politik“ die beschriebene, zweifache Bedeutung erlangt. Aus der Perspektive der Philosophie kann Politik als der Versuch verstanden werden, die Gebote der

Vernunft in der Welt zu realisieren. Wie die Behandlung von Marx und Fichte gezeigt hat, ist dieses Projekt dazu verdammt, das Gegenteil dessen hervorzubringen, was es erreichen wollte – Marx' Politik wird zu Philosophie, während Fichtes Philosophie zu Politik wird. Wenn die Politik versucht, die Philosophie zu verwirklichen, wird sie anti-politisch, da sie im Zuge des Verwirklichungsversuchs die notwendige Beziehung zwischen dem Philosophischen und dem Politischen zerstört. Um diesen Fehler zu vermeiden, muss Politik unter Fundamentalisierung des Bezugsrahmens der das Politische bestimmenden, originären Struktur expliziert werden.³⁵

Die konkrete Form einer originären Politik muss in der Lage sein, die Paradoxa der Französischen Revolution zu vermeiden, ohne die mit dem modernen Staat errungenen Fortschritte preiszugeben. Die Ausformulierung dieser originären Politik kann nicht ohne Philosophie vonstatten gehen, sie muss jedoch aufpassen, nicht dem konstitutiven Fehler anheim zu fallen. An dieser Stelle kommt die Bewegung *von Marx zu Kant* ins Spiel. Wenn das Individuum sich eine Rechtskonzeption aneignet und zu einem aktiven Bürger wird, stellt sich ihm das Problem der Urteilskraft. Es gibt keine externen Modelle oder Standards, an welchen sich die Urteilskraft orientieren könnte. Das Individuum kann der Unsicherheit der autonomen Urteilskraft durch die Ausarbeitung einer auf Moral gründenden Politik des Willens beikommen. Doch der Geist des konstitutiven Fehlers wird durch diesen Dezisionismus, welcher die Notwendigkeit der Reflexion und Erörterung vernachlässigt, nicht gebannt. Diese Reflexion und Erörterung erfolgt in der Öffentlichkeit, und ihre politische Form findet im Problem der Repräsentation ihren Ausdruck. Was soll repräsentiert werden? Wie soll die Übereinstimmung anderer mit meiner Repräsentation bewirkt werden? Kants *Kritik der Urteilskraft* bietet hierfür nützliche Hinweise. Doch man kann von seiner philosophischen Theorie der Urteilskraft nicht direkt zum Politischen übergehen. Die Wendung zur Philosophie, der wir folgen, ging von der originären Struktur des Politischen aus, die ihre Voraussetzung, nicht ihr Ergebnis war. Diese originäre Dualität impliziert, dass die mit dem Politischen notwendig gewordene Philosophie die Form der Kritik annimmt. Und die Aufgabe dieser Kritik ist nun wiederum die Bestimmung des Politischen.³⁶

³⁵ An diesem Punkt ist Vorsicht geboten. Die originäre Struktur, auf welche sich dieser Satz bezieht, wurde unter Verweis auf die Gegensätzlichkeit der beiden Politikansätze entwickelt, die mit dem modernen Staat aufgekommen sind. Ich habe jedoch auch die Beziehung zwischen dem Philosophischen und dem Politischen als originär bestimmt. Dass dies keinen Widerspruch darstellt, wird sich im nächsten Abschnitt zeigen, wenn wir uns der „neuen Philosophie“ zuwenden.

³⁶ Ich spiele hier auf die Titel von zwei meiner Essaybände an (Politics of Critique und Defining

Die neue Philosophie

Die Modernität, welche den neuen Staat charakterisiert, ist nur eine mögliche Form der allgemeinen Struktur der Moderne. Ein Bereich wird modern, wenn er nicht länger auf eine externe Legitimationsquelle Rekurs nehmen kann. Moderne Strukturen zeichnen sich durch ihre Immanenz aus, und, als Konsequenz, durch ihr Streben, ihre Autonomie zu wahren. Aber damit stellt sich das Problem der Kompatibilität verschiedener moderner Strukturen. So muss zum Beispiel ein moderner Staat neben dem modernen Konzept der Individualrechte bestehen. Die Selbstbestätigung des einen scheint die Selbstbestätigung des anderen auszuschließen. Individualrechte können nicht unter Rekurs auf einen Staat, der eine ihnen äußerliche Position einnimmt, gerechtfertigt werden, und die Macht des Staates muss aus Achtung vor diesen Rechten, deren Fundament nur die Autonomie des Individuums abgeben kann, beschränkt werden. Das Problem nimmt an Komplexität zu, wenn man sich vor Augen führt, dass der Imperativ der Immanenz die Forderung nach systematischer Vollständigkeit und Notwendigkeit impliziert. Es scheint, Staat oder Individualrechte müssten sich den jeweils anderen Bereich um den Preis seiner Autonomie einverleiben, um diese Bedingung erfüllen zu können. Dies war die Struktur der Versuche von Marx und Fichte, die Philosophie zu Lasten der Autonomie des Politischen oder des Philosophischen zu verwirklichen. Burke konnte dieses Problem nur durch einen Rückfall in die Tradition vermeiden.

Die Moderne geht von der Praxis zur Theorie über. Das ist der Grund, warum es notwendig war, die politische Struktur der Moderne darzustellen, bevor ihre philosophische Ausformulierung untersucht wird. Dies bedeutet nicht, dass die politische Theorie der philosophischen Reflexion vorausginge. Wir haben, im Gegenteil, bereits gesehen, dass das Politische *definiert* werden muss. Der neue, absolute Staat verkörpert keineswegs die Realität des Politischen. Das Politische wird bestimmt durch die Gegebenheit der originären Struktur, deren empirische Form je nach Umständen unterschiedlich ausfallen kann – die Polarität von Individualrechten und autonomem Staat ist nur ihre erste Erscheinungsform. Da darüber hinaus die originäre Struktur notwendi-

the Political, Anm. 6), deren Beiträge hauptsächlich in der Zeit zwischen der Erstausgabe von *From Marx to Kant* und seiner Neuauflage verfasst wurden. Die „Politik der Kritik“ soll, wie Kant, mit der Zweideutigkeit dieser Genitivform spielen: Ist Kritik eine Politik? Hat die Kritik eine Politik – oder zumindest politische Annahmen oder ein politisches *telos*? Die Antwort hängt zum Teil davon ab, wie man „das Politische zu definieren“ versteht. Könnte man nicht zum Beispiel von unserer eigenen Zeit sagen, dass politischer Erfolg nicht denjenigen zukommt, welche die Fragen bestimmen, die angegangen werden müssen, sondern viel eher denjenigen, welche den Bezugsrahmen bestimmen, innerhalb dessen diese Fragen verhandelt werden?

gerweise die konstitutive Versuchung nach sich zieht, kann ihr originärer Charakter dem empirischen Auge verborgen bleiben. Eine originäre Struktur mag zwar gegeben sein, ihre Identifikation erfordert jedoch eine *kritische* philosophische Darstellung. Daraus folgt, dass die als originär charakterisierte Moderne keine einzige und eindeutige empirische Realität hat. Ihre Existenzweise muss von der Philosophie bestimmt werden. Die Philosophie, der dies gelingen kann, muss selbst modern und originär sein.³⁷

Philosophie wird modern im Festhalten an ihrer Forderung nach Autonomie und Immanenz. Kant, Hegel und Marx können zur Veranschaulichung dieses Prozesses herangezogen werden, und ihre innerhalb seines Bezugsrahmens vorgenommene Interpretation wirft Licht auf die Beschaffenheit ihres philosophischen Unterfangens. Das Bild, das üblicherweise von Kants „Kopernikanischer Wende“ gezeichnet wird, stellt – wie auch dasjenige der Französischen Revolution – den Versuch dar, die externe Realität mit Hilfe der freien Rationalität des Subjekts zu verstehen (oder zu verändern). Dieser empirische Dualismus ist nicht modern. Stattdessen *wird* Kants Philosophie modern, wenn er in einem ersten Schritt die Wirklichkeit des externen Objekts in Frage stellt, um *dann* die wirklichen Kapazitäten des verstehenden Subjekts zu untersuchen. Damit wird impliziert, dass die Erscheinung eines Dualismus von Objekt und Subjekt nicht zwei verschiedene Wirklichkeiten, sondern zwei Momente einer einzigen Relation darstellen. Dies stellten Hölderlin, Schelling und Hegel in ihrem als „Ältestes Systemprogramm des deutschen Idealismus“ bekannten Jugendwerk fest, in welchem die allgemeine Motivation des deutschen Idealismus ihren Ausdruck fand. Aber die Realisation dieses Projekts gestaltete sich aufgrund der philosophischen Variante des konstitutiven Fehlers – der *ontologischen Versuchung* – sehr schwierig. Das Streben nach philosophischer Autonomie in Form von Vollständigkeit und Notwendigkeit führt zur *Leugnung der Differenz*. Philosophie wird so der Welt identisch gesetzt, und ihr Projekt wird das Streben nach Transparenz. Philosophie kann jedoch nicht auf

³⁷ Diese Struktur wird durch die Marxsche Behauptung veranschaulicht, seine Darstellung der Struktur des Kapitalismus sei gleichzeitig eine Kritik des Dargestellten. Der Kapitalismus kann insofern als Variante des konstitutiven Fehlers verstanden werden, als sein ökonomistisches Selbstverständnis ein Mittel zur Verschleierung der von der Moderne begründeten originären Spannung abgibt. Von Mandevilles „Bienenfabel“ bis Smiths „unsichtbarer Hand“ kann dem Kapitalismus unterstellt werden, er behaupte, dass ihm die Verbindung von Individualrechten und Allgemeinwohl *in der Realität* gelänge. Die Marxsche „Darstellung“ erbringt den Nachweis, dass diese Behauptung nicht zutrifft, und seine Beweisführung demonstriert, philosophisch gesehen, dass die originäre Spannung bestehen bleibt. Unglücklicherweise belässt es Marx nicht dabei, sondern präsentiert die proletarische Revolution als eine *wirkliche Lösung* dieser Spannung. Damit wiederholt er jedoch nur das Projekt des Kapitalismus.

Kosten der Autonomie der Welt, die sie zu verstehen (oder zu verändern) sucht, verwirklicht werden.

Die ontologische Versuchung zeigt sich am deutlichsten im Versuch der Philosophie, Geschichte als reale zu verstehen. Diese Konfrontation der Philosophie mit der Geschichte ist jedoch nicht das Ergebnis externer Ereignisse wie der Französischen Revolution. Die Herausforderung durch die Geschichte ist dem philosophischen Streben nach Autonomie inhärent, wie bereits Fichte und Marx feststellten. Für die vormoderne Philosophie war die Geschichte etwas Externes. Ihre Ereignisse wurden in einem linear fortlaufenden *tableau* oder in einem sich wiederholenden Zirkel festgehalten. Diese Ereignisse wurden als Ergebnisse gewöhnlicher Ursachen verstanden, die unter sich ändernden Bedingungen wirkten, für welche aber wiederum konstante Regeln galten. Im Deutschen bezeichnete man diese Form der Geschichte als *Historie*. Die Immanenz der Moderne ließ jedoch eine Reflexion von Geschichte, nun unter dem neuen Begriff *Geschichte*, notwendig werden.³⁸

Der immanent historische Charakter der originären Philosophie wird durch die Bezeichnung seiner beiden strukturellen Pole als *genetisch* und *normativ* erklärt. Diese Konzepte können nur aus der systematischen Einheit einer modernen Struktur heraus verstanden werden. Sie sind weder empirisch, noch wirken sie von außerhalb der modernen Struktur, noch sollten sie mit kausalen oder psychologischen Handlungsträgern verwechselt werden. Die Autonomie der Moderne impliziert, dass ihre Genese ihr immanent ist, und ihre normative Legitimation muss dem gleichen Imperativ gehorchen. Die in dieser Struktur enthaltene Versuchung besteht darin, Normativität mit den Begrifflichkeiten der Genese zu bestimmen, oder die Genese mit den Begrifflichkeiten einer vorgegebenen Norm zu erklären. Dies wiederholt jedoch den benannten konstitutiven Fehler, denn so wird die Immanenz der Moderne durch die Überhöhung des einen Pols zu einer außerhalb der Einheit befindlichen Ursache oder einem wirklichen *telos* zerstört. Die gleichermaßen gegebene Präsenz von Genese und Normativität erklärt die immanente *Geschichtlichkeit* der origi-

³⁸ Friedrich Meineckes Die Entstehung des Historismus (München 1959) enthält eine immanente historische Darstellung dieser theoretischen Orientierung, deren vorrangiger Vertreter er ist. Auf philosophischer Ebene bietet sich die hermeneutische Ontologie an, welche von Georg Gadamer in Wahrheit und Methode (zuerst Tübingen 1960) vertreten wird. Sie bestreitet den modernen Charakter des Problems, das Gadamer mit den Begrifflichkeiten des „hermeneutischen Zirkels“ umformuliert. Obwohl Gadamer nicht von der ontologischen Versuchung oder dem ontologischen Fehler spricht, zeigt seine Darstellung, wie und warum sie entstehen, und zwar sowohl als Folge der philosophischen Aufgabe, welcher sich der deutsche Idealismus verschrieb, als auch des Versuchs, eine politische Übersetzung der philosophischen Einsicht zu liefern.

nären Struktur. Das beständige Wechseln zwischen einer Berufung auf die genetischen und einem Rekurs auf die normativen Momente der Erklärung verursacht eine Instabilität, die weder zufällig noch das Ergebnis der Launenhaftigkeit eines Philosophen ist. Der Prozess des Verstehens geht notwendigerweise von einem Moment zum anderen über – die Genese verlangt nach Normativität, um ihre Notwendigkeit zu sichern, während die Normativität des genetischen Moments bedarf, um Vollständigkeit garantieren zu können. Kants Vereinigung der beiden gegensätzlichen philosophischen Strömungen Empirismus und Rationalismus in einer modernen Philosophie bringt die originäre Struktur zum Ausdruck, deren sich keine dieser beiden vormodernen Strömungen bewusst war. Die Hegelsche Konzeption der Philosophie als einer Geschichte der erscheinenden philosophischen Formen liefert eine Präzisierung der Kantischen Einsicht.³⁹

Die Bewegung zwischen den beiden gegensätzlichen Polen Genese und Normativität, welche die Historizität der originären Philosophie zum Ausdruck bringt, kann auch mit einem anderen Kategorienpaar erfasst werden, wie die Beziehung zwischen Hegels *Phänomenologie des Geistes* und seiner *Logik* nahe legt. Obwohl er den Begriff selbst nie gebraucht hat, zeichnet sich Hegels Philosophie durch das Streben nach einem immanenten Ursprung aus. Dieses Bedürfnis wurde bereits im „Ältesten Systemprogramm“ mit der Forderung anerkannt, die Philosophie könne entweder die Rationalität der Welt oder die des erkennenden Subjekts voraussetzen. So beginnt die *Phänomenologie des Geistes* mit der Untersuchung des erkennenden Bewusstseins, die zu dem Ergebnis führt, dieses Bewusstsein enthalte sowohl Momente der Genese als auch Momente der Normativität, und die *Logik* beantwortet die Frage „Womit muß der Anfang der Wissenschaft gemacht werden?“⁴⁰ mit der Demonstration, dass das Sein selbst das Prinzip seiner Entwicklung beinhaltet. Daraus scheint

³⁹ Wenn Lukács die Marxsche Theorie der revolutionären Natur des Proletariats als die Theorie eines Proletariats betrachtet, das zugleich Subjekt und Objekt der Geschichte ist, ihr Produzent und ihr Produkt, so kann dies als die Behauptung verstanden werden, das Proletariat vereinige Genese und Normativität. Die Tatsache jedoch, dass Marx diese Einheit als eine *reale* Entität postuliert, weist auf eine weitere Spielart des konstitutiven Fehlers hin. Anstatt einen der beiden gegensätzlichen Pole herauszulösen und zu hypostasieren, versucht Marx die Spannung der originären Struktur durch die Verlagerung des Widerspruchs in die Realität zu beheben. Dieser Lesart folgend hätte Marx recht mit der Behauptung, seine proletarische Revolution läute das Ende der Geschichte ein. Unter dem gleichen Vorzeichen kann Hegels Aufhebung der originären Spannung kritisiert werden, die darin besteht, „Philosophie“ in eine einzige Einheit zu hypostasieren, deren erscheinende Aspekte letztlich von einer anderen Variante des Ende-der-Geschichte-Themas überwunden werden sollen. Beide Varianten sind Ausdruck des idealistischen Strebens nach Transparenz.

⁴⁰ Wissenschaft der Logik. Erstes Buch. Die Lehre vom Sein.

zu folgen, wie Hegel zu Beginn der *Phänomenologie des Geistes* ausführt, dass die Aufgabe des Philosophen nur darin besteht, diesen immanenten Prozess zu beschreiben. Doch dieser Prozess zeigt sich komplizierter als erwartet. Das erkennende Bewusstsein, welches untersucht wird, durchläuft eine Reihe verschiedener Stufen, denen allen – als moderne Struktur – eine jeweils eigene Autonomie zukommt. Die Beobachtung, welche Hegel *Zusehen* nennt, muss vom Philosophen um eine *Zutat* ergänzt werden, um die Stufen schlüssig als Elemente einer harmonischen Einheit artikulieren zu können, innerhalb welcher jede die ihr eigene Autonomie bewahren kann.

Das Zusammenspiel von beobachtendem *Zusehen* und aktiver *Zutat* stellt die Beziehung zwischen Genese und Normativität in ein neues Licht. Die *Zutat* muss als notwendig erwiesen werden. Und wenn sie nicht arbiträr sein soll, muss sie dem System immanent sein. Die einzige Rechtfertigung für den Eingriff der *Zutat* besteht in der dem beobachtenden *Zusehen*, das insofern die Aktion der *Zutat* notwendig macht, sich anbietenden logischen Entwicklung. Dies bedeutet, dass das augenscheinlich normative *Zusehen* auch als genetische *Zutat* fungiert. Im Gegenzug wird die genetische *Zutat* durch das normative *Zusehen* legitimiert. Darin liegt der Grund, warum das genetische Moment auch normativ wirken kann, und warum das normative Moment eine genetische Ergänzung innerhalb des originären Systems bilden kann. Die Momente der Genese und der Normativität sind also austauschbar. Diese Austauschbarkeit betont die Notwendigkeit, eine Behandlung des genetischen und normativen Pols als empirische Realitäten zu vermeiden. Empirische Fakten können Teil einer originären Struktur werden, verlieren dann jedoch ihren externen Charakter und müssen ausgehend von der originären Struktur, zu deren Momenten sie nunmehr gehören, gedeutet werden. Hegel hat diese Struktur nicht immer erkannt, was erklärt, warum er manchmal die Präsenz der Vernunft in der (wirklichen) Geschichte behauptet und manchmal die immanent historische Beschaffenheit der Vernunft selbst zu erweisen sucht. Marx war zuweilen rigoroser. So beginnt er zum Beispiel den ersten Band des *Kapital* mit einer ausschweifenden Analyse der logischen Struktur der Ware und behandelt die „ursprüngliche Akkumulation“, die für das Aufkommen des realen Kapitalismus Voraussetzung war, erst am Ende des Bandes. Auf der anderen Seite sollte Marx' Theorie für die Revolution eine *Zutat* bereitstellen, die im *Zusehen* einer Theorie von historischer Notwendigkeit ihren Grund fand.

Die Austauschbarkeit von Genese und Normativität hat noch weitere Konsequenzen. Weder Genese noch Normativität können alleine oder in einem reinen Zustand existieren. Auch kann keine willkürlich ausgewiesene Struktur

die genetische oder normative Funktion übernehmen. Das, was genetisch in einer Struktur wirkt, muss das Moment der Normativität in sich selbst – *an sich*, wie Hegel sagen würde – haben. Gleichmaßen muss gezeigt werden, dass das, was eine Norm abgeben kann, in sich selbst, *an sich*, den Moment der Genese hat. Damit ist nicht gemeint, die zwei Momente seien identisch, oder sie könnten, wie im Falle der Hegelschen Idee oder des Marxschen Proletariats, zu einer größeren Einheit verschmolzen werden. Die Differenz muss gewahrt bleiben, der ontologischen Versuchung, die Differenz zu leugnen, muss standgehalten werden. Die Austauschbarkeit der genetischen und normativen Momente der originären Struktur hat die Funktion, die jeweilige Autonomie zu wahren.

Das Verhältnis zwischen beiden wiederholt auf seiner Ebene das Verhältnis zwischen dem Politischen und dem Philosophischen. Im Falle der Letzteren versuchte jede Seite, ihre Autonomie zu bewahren, und doch schienen beide in der Lage, den Part des anderen zu übernehmen. Aber die Austauschbarkeit des Philosophischen und des Politischen führte zu widersprüchlichen und unbeabsichtigten Folgen. Anstatt aufeinander fortwährend in einem *geschichtlichen* Entwicklungsprozess zu verweisen, übernahm oder zerstörte das eine die Autonomie des anderen. Dieser Schlüpfungsverlust kann in dem gegenwärtigen Kontext vermieden werden, in welchem die Analyse des spezifisch modernen Politischen zur Notwendigkeit einer ihr adäquaten philosophischen Form führte. Selbst wenn das Verhältnis zwischen dem Philosophischen und dem Politischen interpretiert wird, als wäre das eine genetisch und das andere normativ – was nicht getan werden sollte –, so beweist die in der Definition moderner „Politik“ aufgetretene Zweideutigkeit die Notwendigkeit, die Analyse weiter zu führen. Der Sachverhalt, dass die Politik zwei Herren – dem Philosophischen und dem Politischen – zu dienen hatte und beiden gegenüber untreu zu sein schien, verlangt nach Erklärung. Die von Hegel und Marx vorgeschlagene Erklärung wendet sich aus diesem Grund der „Zivilgesellschaft“ genannten autonomen Sphäre zu. Beide behandeln die Zivilgesellschaft jedoch nur scheinbar als originäre Struktur. Für Hegel wird sie zur Quelle *realer* Probleme, auf welche der Staat antworten muss, für Marx wird sie der Ort der *realen* Lösung. Wieder einmal führt der Weg zurück zu Kant.

Die Methode als Kritik

Wenn der systematische Imperativ nicht in einer idealistischen oder materialistischen Synthese oder in willkürlichen Bewegungen zwischen den Polen kulminieren soll, muss eine Methode seine Anwendung lenken. Diese Methode

muss ihrem Objekt adäquat sein, und sie muss selbst systematisch, autonom und originär sein. Das Verhältnis zwischen dem Philosophischen und dem Politischen spiegelt ein strukturelles Problem wieder, das sich in Kants *Kritik der Urteilskraft* findet. Die ersten beiden *Kritiken* waren *transzendente* Untersuchungen der Möglichkeiten und Grenzen reiner und praktischer Vernunft. Die dritte Kritik kann insofern *originär* genannt werden, als sie das Vermögen analysiert, das die Voraussetzung der ersten beiden Werke darstellt und das daher als ihr Ursprung betrachtet werden kann. Die ersten beiden *Kritiken* ließen die Deutung der im Titel auftretenden Genitivform „der“ offen: Wer oder was unternimmt die Kritik? Und in wessen Namen? Oder wird ihre Behauptung, „rein“ oder „praktisch“ zu sein, in Frage gestellt? Demgegenüber fungiert die *Kritik der Urteilskraft* als Selbstkritik der Urteilskraft. Diese Selbstkritik wird jedoch in zwei verschiedenen Bereichen vorgenommen, dem Ästhetischen und dem der Naturteleologie.⁴¹ Ihre Einheit legt nahe, dass Kants Ziel als originär kategorisiert werden kann. Die ästhetische und die teleologische Urteilskraft ergänzen einander auf die gleiche Art und Weise, wie sich die erste und die zweite *Kritik* ergänzen. Keine der beiden *Kritiken* konnte allein als philosophisches System stehen, die erste schuf der Freiheit Raum, beließ sie jedoch unbestimmt, und die zweite konnte nicht erklären, inwiefern die von Naturgesetzen bestimmte Welt den Eingriff des freien, moralischen Willens erlaubt. Diese Dualität wird in der *Kritik der Urteilskraft* aufgehoben: die ästhetische Erfahrung, welche „Gesetzmäßigkeit ohne Gesetz“ zum Ausdruck bringt, erklärt, warum und wie das Subjekt gegenüber dem moralischen Gesetz rezeptiv wird, und die teleologische Erklärung der Natur zeigt, wie und warum die höhere Gesetzmäßigkeit der praktischen Vernunft Wirksamkeit in der Welt der Erscheinungen beanspruchen kann. Dies ist deshalb so, weil der Gegenstand der teleologischen Urteilskraft erst dann vollkommen zu dem wird, was er „ist“, wenn die Urteilskraft seine besondere Art von Notwendigkeit aufzeigt.

Die *Kritik der Urteilskraft*, als originäres System verstanden, hat als Ziel, die *Rezeptivität* des freien Subjekts gegenüber dem moralischen Gesetz und der Welt gegenüber der von diesem Gesetz verlangten Handlungen zu erklären.

⁴¹ Natürlich ist die Einheit der Kritik der Urteilskraft dem Umstand geschuldet, dass Kant das Urteilsvermögen als solches analysiert, und nicht den Gegenstand, über welchen geurteilt wird. Trotzdem verlangt die Heterogenität von ästhetischem Geschmacksurteil und Urteil über die Zweckmäßigkeit der Natur, die Kant in den Titeln der beiden Teile der *Kritik* explizit unterscheidet, nach einer Erklärung. Kant hätte zwei verschiedene Bücher schreiben können, oder er hätte versuchen können, eine stärker vereinheitlichte Darstellung des gesamten Urteilsvermögens zu finden. Wenn er sich stattdessen entschieden hat, zwei unterschiedliche Themen in einem Buch abzuhandeln, so muss es dafür einen Grund geben.

Diese Darstellung kann als *methodologisch* bezeichnet werden, insoweit Kant sich explizit mit dem Status der Urteilskraft beschäftigt und keine Aussagen über die natürliche oder moralische Welt trifft. Aber seine Analyse führt zu einem Ergebnis, das ebenso zweideutig ist, wie die „Politik“, die entweder vom philosophischen oder vom politischen Imperativ bestimmt wurde. Seine Erklärung der Rezeptivität beruft sich auf zwei voneinander getrennte Bereiche, die nicht miteinander verschmolzen werden können, die aber auch als sich gegenseitig ergänzend dargestellt werden. Das teleologische Urteil über die Zwecke der Natur kann nicht erklären, wie die moralische Vernunft entsteht, und das ästhetische Geschmacksurteil kann nicht erklären, warum Erscheinungen einer „Gesetzmäßigkeit ohne Gesetz“ in der Welt vorzufinden sind. Doch systematische Vollständigkeit verlangt, dieses Wie und Warum durch die Vereinigung der beiden Arten der Urteilskraft zu demonstrieren. Das Ergebnis ist wieder eine originäre Struktur – die konstitutiv werden kann, wenn eine Erklärung nur von einer der beiden Arten aus unternommen wird. Diese stets gegebene Möglichkeit tritt offen zutage, wenn Kant das Konzept des „Genies“ heranzieht, um die Entstehung eines ästhetischen Gegenstandes zu erklären, und wenn er auf den „glücklichen Zufall“ zurückgreift, der die zweckmäßige Ordnung der Natur hervorgebracht habe. Solche konstitutiven philosophischen Vorschläge sind ein weiterer Hinweis darauf, dass Kant innerhalb einer originären Struktur arbeitete.

Die *Kritik der Urteilskraft* vermeidet den konstitutiven Fehler um den Preis der Unvollständigkeit der Beweisführung. Seine Darstellung der Rezeptivität gründet auf der Unterscheidung des Reflexionsurteils vom subsumierenden Urteil, wie es in den Naturwissenschaften und dem moralischen Gesetz zur Anwendung kommt. In diesen Bereichen ist ein allgemeines Gesetz gegeben und wird *a priori* gewusst, und die besonderen Fälle werden dann unter vorgegebene Universalien subsumiert, die ihre Geltung garantieren. Das Reflexionsurteil fängt demgegenüber mit dem Besonderen an und versucht für dieses eine angemessene universelle Form zu finden. Aber die Geltung des Geschmacksurteils, oder die Behauptung, dass die Natur zweckgerichtet sei, können nicht auf vorgegebene *a priori*-Gesetze rekurrieren. Wenn die Urteilskraft jedoch nicht subjektiv oder willkürlich sein soll, so muss ihre Allgemeinheit erwiesen werden. Der Vorgang des Erörterns und des Überzeugens, mit welchem Kant die Forderungen des Reflexionsurteils mittels einer Theorie der Repräsentation rechtfertigen möchte, legt nahe, dass das Reflexionsurteil eine methodologische Rolle in Bezug auf das Philosophische und das Politische spielt. Um dies zu bewerkstelligen, muss es jedoch selbst originär sein. Diesem

Imperativ kann nur dann entsprochen werden, wenn es Kant gelingt, die Beschaffenheit desjenigen *Besonderen* zu erklären, das eher den Rekurs auf das Reflexionsurteil erforderlich macht als auf das subsumierende Urteil. Warum und wann tritt das Reflexionsurteil auf beziehungsweise sollte es auftreten? Wenn Kants Darstellung der Rezeptivität in der Lage sein soll, nicht nur Vollständigkeit, sondern auch Notwendigkeit zu beanspruchen, muss er erklären, welches Besondere diese Bedingung erfüllt – und welches nicht. Der Tätigkeit des Genies oder der glücklichen Gegebenheit natürlicher Zweckgerichtetheit gelingt dies nur um den Preis, dem konstitutiven Fehler anheim zu fallen. Etwas anderes wird also benötigt.

Die methodologische Demonstration der Rezeptivität muss durch eine Darstellung der *Besonderheit* ergänzt werden. Die unabhängige, gegenseitige Abhängigkeit von Philosophischem und Politischem weist den Weg, den die Analyse einschlagen muss. Wenn das in der dritten *Kritik* entwickelte philosophische Moment die Rezeptivität des Subjekts und der Welt gegenüber der Intervention moralischer Freiheit erklären soll, muss das Besondere, welches das Reflexionsurteil erforderlich macht, durch das Politische determiniert werden. Dieser Ansatz scheint intuitiv plausibel. Anders als Moral und Wissenschaft kann die Politik sich nicht auf allgemeine Gesetze berufen, unter welche die Erfahrung zu subsumieren wäre. Politik beginnt bei dem Besonderen, ihre Urteile sind an die Mitbürger einer öffentlichen Sphäre adressiert, in welcher eines jeden Freiheit anerkannt und geschützt wird. Eine besondere Argumentationsweise ist somit notwendig, wenn diese autonomen Anderen das Urteil von einem aus ihrer Mitte freiwillig und ohne Zwang akzeptieren sollen. Die *Kritik der Urteilskraft* kann als eine Darstellung dieser Argumentationsform und der mit ihr einhergehenden Irrtümer gedeutet werden. Doch erklärt dies nicht die Bestimmung des Besonderen, das zur Verhandlung ansteht. Auch kann die Politik nicht aus sich heraus eine Antwort liefern, denn so würde sie den konstitutiven Fehler begehen oder der ontologischen Versuchung anheim fallen, die die Differenz von Politik und Politischem leugnet, wie im Falle von Marx und Fichte erkenntlich wurde. Das methodologische Moment der Besonderheit hängt eher von der Autonomie des Politischen als von einer bestimmten Form der Politik ab. Aber ihre methodologische Bestimmung leidet an der gleichen symmetrischen Unvollständigkeit, die bereits im Falle der philosophischen Darstellung der Rezeptivität konstatiert wurde: die Bestimmung des Besonderen, das nach Reflexionsurteilen verlangt, kann die für das Gelingen des Urteils erforderliche Rezeptivität nicht aus sich selbst heraus erklären. Rezeptivität muss weiterhin durch Rekurs auf das philosophische Moment erklärt werden.

Diese parallelen Strukturen legen nahe, dass die Kategorien der Rezeptivität und der Besonderheit in einer Beziehung der Interdependenz zueinander stehen. Die gegenseitige Abhängigkeit von Besonderheit und Rezeptivität bedeutet, dass es immer notwendig ist, dem Moment der Besonderheit Rechnung zu tragen, wenn Rezeptivität expliziert werden soll. Und es ist gleichermaßen notwendig zu zeigen, dass den Bedingungen der Rezeptivität entsprochen wird, wenn für die Relevanz dieses oder jenes Besonderen argumentiert wird.⁴² Die Mittel, diesem zweifachen Imperativ gerecht zu werden, werden weder ausschließlich von der Philosophie noch ausschließlich vom Politischen bereitgestellt. Das Politische kann das Besondere nicht bestimmen, welchem in einem zweiten Schritt, der dem ersten extern wäre, Reflexionsurteile sich widmen, und das Philosophische kann die Anwendung der Reflexionsurteile auf das zufällig vorgefundene Besondere nicht aus sich selbst heraus verordnen.⁴³ Politik ist nicht der weltliche Ausdruck eines als das Politische bezeichneten, abstrakten Prinzips, und der Vorgang der Erörterung des Reflexionsurteils ist nicht der weltliche Ausdruck einer durch das Philosophische bestimmten, allgemeinen Wahrheit. Das Konzept der Methode erlangt seinen systematischen Ort innerhalb der originären Struktur, die durch die gegenseitige Abhängigkeit von Politischem und Philosophischem bestimmt ist. Die Methode ist weder die Anwendung augenscheinlich abstrakter Begriffe auf eine Realität, die ihnen extern wäre, noch importiert die Methode externes Material in einen vorgegebenen theoretischen Mechanismus. Die Methode bringt eine bereits gegebene Praxis zum Ausdruck, indem sie ihr einen Platz in einer originären Struktur zuweist, deren sich ergänzende Prinzipien verhindern, dass die Praxis ihre Unabhängigkeit in einem ontologisch undifferenzierten System verliert, oder dass sie zu einer konstitutiven Intervention in einer externen Realität wird.

⁴² Diese immanente Notwendigkeit, die Anwesenheit der Momente der Besonderheit und der Rezeptivität zu demonstrieren, ist nur eine umfassendere und spezifischere Formulierung des systematischen Imperativs. Sowohl im Falle des Philosophischen wie auch im Falle des Politischen ist der gleiche zweifache Imperativ gegeben, dessen Ausdrucksweise in der Philosophie jedoch zu einem Rekurs auf das genetische und das normative Moment tendiert, wohingegen seine politische Ausdrucksweise eher die Momente der Besonderheit und der Rezeptivität zur Anwendung bringt.

⁴³ Dies war der von Marx begangene Fehler. Seine ökonomistische Theorie einer kapitalistischen, modernen Gesellschaft versuchte eine Erklärung der für die Umsetzung seiner radikalen Politik benötigten Rezeptivität zu liefern, aber der gleiche Ökonomismus führte ihn auch zu der Annahme, der besondere Handlungsträger dieser Politik sei die Arbeiterklasse. Die Bestimmung der Besonderheit hängt jedoch zuallererst vom Politischen ab, dessen Reduktion auf die ökonomische Sphäre bei Marx aus dem Versäumnis resultiert, diese systematische Struktur zu erkennen.

Da die originäre Methode gleichermaßen von den autonomen, aber voneinander abhängigen Momenten des Philosophischen und des Politischen bestimmt wird, ist sie von beiden unabhängig, bleibt aber gleichzeitig dem originären System immanent. Dies weist auf eine letzte Spezifikation hin. Die Bestimmung der Besonderheit scheint auf den ersten Blick eine Domäne des Politischen zu sein, doch die Tatsache, dass das Besondere auf Rezeptivität stoßen muss, impliziert, dass auch einem von der Philosophie bestimmten Moment entsprochen werden muss. Die umgekehrte Struktur zeigt sich in der philosophischen Darstellung der Rezeptivität, welche die politische Erklärung der Besonderheit, auf welche das Reflexionsurteil Anwendung finden muss, nicht ignorieren kann. Dies impliziert, dass der Methode eine *kritische* Funktion zukommt, da sie zeigen kann, wie der konstitutive und der ontologische Fehler vermieden werden können. Das Kantische Konzept wurde eingeführt, um die Autonomie der Philosophie durch Vermeidung des konstitutiven Fehlers zu wahren. Etwas Analoges muss für den Bereich der Politik demonstriert werden, wenn aus den bei Marx und Fichte festgestellten konstitutiven und ontologischen Fehlern gelernt werden soll. Der Versuch, eine Theorie der *Zivilgesellschaft* zu entwickeln, kann in diesem Lichte gedeutet werden. Das Streben nach einer Struktur, welche die Rechte und die Autonomie der Individuen garantiert und im gleichen Zug den Zusammenhalt der Gesellschaft erklärt, vermeidet eine einseitige Betonung der Besonderheit der Rechte oder der Universalität des Allgemeinwohls. Die Schwierigkeit besteht darin, diese beiden Momente derart zu explizieren, dass der konstitutive Fehler, welcher das Ergebnis der Dominanz einer der beiden Momente wäre, vermieden wird. Dies ist die Aufgabe der originären Methode, wenn sie sich der Geschichte zuwendet.

Die kritische Funktion der Methode erlaubt ein Verständnis der Zivilgesellschaft als immanent historisch. Wie kann eine Definition der Rechte oder eine weithin geteilte Konzeption des Allgemeinwohls legitimerweise verändert werden? Die Antwort auf diese Frage beginnt mit der Anerkennung der stets gegebenen Möglichkeit, dass der konstitutive Fehler zu einer Überbetonung entweder der Individualrechte oder des Allgemeinwohls geführt hat. In diesem Fall wird entweder die Beschaffenheit der besonderen Gegenstände, mit denen sich die Politik beschäftigt, mit den bestehenden Formen der Rezeptivitätssicherung inkompatibel, oder die Form der Rezeptivität wird derart verändert, dass das der Öffentlichkeit gegebene Besondere nicht mehr dem Verfahren politischer Erörterung angepasst wird. Im ersten Fall müssen neue Arten der Rezeptivität entwickelt werden, die vielleicht repräsentativer oder stärker auf

eine Teilnahme am politischen Prozess ausgerichtet ausfallen. Im zweiten Fall wären neue Aufgaben und Probleme anzugehen, welche vielleicht die politische Agenda erweitern oder begrenzen. Aber der Prozess endet nicht mit dieser Anpassung. Die neuen Arten der Rezeptivität sind Praktiken, die ein Umdenken in solch philosophischen Fragen wie der nach dem Wesen des menschlichen Rechtsträgers und seiner Beziehungen und Verpflichtungen zu und gegenüber einer in ökologischen Kategorien neu begriffenen Welt verlangen. Das neue, in die Agenda aufgenommene Besondere berührt solch originär politische Fragen wie jene nach dem Verhältnis des Individuums zur Gruppe und der Gruppe zum Ganzen. Schließlich verlangt die neue philosophische Haltung, dass das Politische rekonzeptualisiert wird, welches vielleicht in der Folge, den Nationalstaat hinter sich lassend, ein neues Weltbürgertum begründen kann. Die neue politische Haltung wiederum nähert sich einer Neubestimmung der philosophischen Prämissen, von denen der Prozess ausging.

Die kritische Funktion der Methode, die hier für den Fall einer modernen Zivilgesellschaft skizziert wurde, verhindert, dass das originäre System seine Offenheit einbüßt und zu einem geschlossenen System wird. Das bedeutet jedoch nicht, dass der konstitutive Fehler immer vermieden werden *wird*. Es wird nur sichergestellt, dass die autonome Methode unbeirrbar das zu vermeiden sucht, was Kant so fürchtete, einen „Contract, der auf immer alle weitere Aufklärung vom Menschengeschlechte abzuhalten geschlossen würde“. Die systematische Einschränkung, welche durch die methodologische Forderung, stets die doppelte Bedingung der Besonderheit und der Rezeptivität zu garantieren, auferlegt wird, hat eine befreiende Funktion. Das Philosophische kann nicht das Politische ersetzen und umgekehrt. Die kritische Implikation besteht darin, dass die Zivilgesellschaft weder auf ihre kapitalistische „Anatomie“ reduziert werden kann, wie Marx annahm, noch dass sie mit dem Prinzip des Individualismus identifiziert werden kann, wie Hegel dachte. Die Ursprünge der Zivilgesellschaft sind zum einen in der philosophischen Revolution zu finden, welche die Autonomie des abwägenden Urteils entdeckte, und zum anderen in der politischen Revolution, für die Autonomie wörtlich *autos-nomos*, die von externen Zwängen freie Selbstgesetzgebung, bedeutete. Der moderne und immanent historische Charakter der Zivilgesellschaft muss durch die Einordnung in einen Bezugsrahmen gewahrt werden, welcher ihre beständige Hinterfragung von Seiten des Philosophischen wie von Seiten des Politischen möglich und notwendig macht.

Deutsch von Ulrich Pagel

Übersetzungsprobleme. Eine wissenschaftstheoretische Plausibilisierung des Marxschen Gesetzes vom tendenziellen Fall der Profitrate

Christoph Henning

“A falling rate of return on capital, however measured, over fourteen years of unprecedented prosperity is perplexing”.¹

1. Die mediale Präsenz der Krisologie als Anlass für die Rückkehr von Marx

Die selbsternannten und medial auffallend präsenten Experten für die Wirtschaft – meist Klientelpolitiker, die Wirtschaftskapitäne selbst, oder gut bezahlte Professoren einer unzweifelhaft dominanten Richtung der Wirtschaftstheorie – diagnostizieren seit Jahren eine wirtschaftliche „Krise“ in Deutschland. Diese ruft offensichtlich Erinnerungen an Marx wach. Worin besteht diese Krise, und was wird als Ursache ausgemacht? Die Krise bestehe, so wird gesagt, in einer vergleichsweise niedrigen Wachstumsrate, von der alles weitere, etwa die hohe Arbeitslosigkeit, abhängig sei, und die die gegenwärtigen sozialen Einschnitte nötig mache. Deutschland, die drittgrößte Wirtschaftsmacht weltweit, erscheint in dieser Darstellung plötzlich als „Schlusslicht Europas“. Als Ursache gelten aus dieser Sicht die „zu hohen“ Löhne und Unternehmenssteuern, die eine Investition für die Unternehmen nicht mehr profitabel aussehen ließen. Diese prominente Beschwörung einer Wirtschaftskrise lädt zu einer Betrachtung der auf den ersten Blick ähnlich klingenden Krisentheorie von Karl Marx ein, der ja nicht zuletzt aus diesem Grund in den Medien immer beliebter wird. Schließlich diagnostizierte auch Marx einen periodischen Rückgang der Investitionen aufgrund sinkender Gewinnaussichten, wofür er sogar ein Gesetz beanspruchte – das Gesetz vom tendenziellen

¹ P.E. Hart: *Studies in Profit, Business Saving and Investment in the United Kingdom 1920–62*. Vol. VI. London 1968. S. 239.

Fall der Profitrate. Seine Theorien werden in den Medien allerdings selten adäquat wiedergegeben: das Zerrbild, das sich 150 Jahre Marxkritik von ihm gemacht haben, überlagert seine Theorien so gravierend wie eh und je.² Wie steht es also um diese scheinbare Parallele?

Der erste Teil der medial inszenierten Argumentation ist bereits von dem britischen Liberalen Adair Turner als eine suggestive gekennzeichnet worden: schon aus mathematischen Gründen fällt eine identische Investition für die Wachstumsrate desto niedriger aus, je reicher eine Nation ist. Eine Neuinvestition von einer Million Euro ergibt, gemessen an einem (hypothetischen) Bruttoinlandsprodukt von 10 Millionen Euro, eine Wachstumsrate von zehn Prozent; misst man sie jedoch an einem höheren BIP von sagen wir 100 Millionen Euro, so ergibt sich rechnerisch nur ein Prozent. Es ist daher das arithmetische Schicksal der wirtschaftlich führenden Nationen, dass die Rate ihres Wachstums neben denen der aufholenden Nationen stets kleiner aussieht. Das besagt in absoluten Zahlen jedoch wenig – die führenden Nationen können auch bei geringen Wachstumsraten eine absolut sehr viel höhere Investitionstätigkeit aufweisen, das geht aus den Wachstumsraten noch nicht hervor.³ Zahlen sind, das zeigt diese Betrachtung, noch kein Beweis irgendeiner Art. Die Form der medialen Aufbereitung entscheidet über ihre politische Wirkung.

Doch wie steht es mit der zweiten Deutung, also den „zu hohen“ Lohnkosten? Man kann ja immerhin diachron in einer Volkswirtschaft Phasen schnelleren und langsameren Wachstums ausmachen. Gibt es dafür Ursachen? Sind etwa „zu hohe“ Löhne die Ursache für eine Verlangsamung der Investitionen? Und wollte Karl Marx vielleicht dadurch zum „Totengräber des Kapitalismus“ werden, dass er und seine Handlanger in den Gewerkschaften die Löhne immer weiter in die Höhe trieben? Diese Position wurde ihm von der impliziten Marxkritik, die Großteile des polit-ökonomischen, soziologischen und philosophischen Schrifttums des 20. Jahrhunderts beherrschte, oft zugeschrieben.⁴

² Die ARD-Umfrage zum „größten Deutschen“, in der Karl Marx Platz Drei belegte, sparte Inhalte gänzlich aus; in den jüngsten Artikeln im „Spiegel“ („Die Wiederauferstehung des Karl Marx“, 22.08.2005. „Streitgespräch: Rudolf Hickel und Paul Nolte über die Irrtümer des Marxismus und Alternativen zur Globalisierung“, 05.09.2005) wurden Marx Positionen zugeschrieben, die er nie vertreten hat, etwa die eines notwendigen Zusammenbruchs (ein solcher findet sich nur in DKP-nahen Veröffentlichungen: Die Profitrate und ihre tendenzieller Fall: Warum der Kapitalismus untergehen muss. Stuttgart 1998). Paul Nolte gab darüber hinaus an, Marx kaum im Original gelesen zu haben – eine hervorragende Basis für ein Interview zu Marx.

³ Adair Turner: Just Capital: The liberal Economy. London 2001.

⁴ „Ist eine der Ursachen der Fehlentwicklung nicht auch darin zu sehen, dass die Haushalte zuviel Geld in der Hand haben? Ohne Rücksicht auf die wirtschaftliche und soziale Gesamtentwick-

Dies ist jedoch aus zwei Gründen falsch: Erstens sind höhere Löhne dem Wachstum nicht notwendigerweise abträglich. Der Keynesche Clou war ja, dass durch eine Erhöhung der effektiven Nachfrage (und eine Lohnerhöhung ist nichts anderes) die Wirtschaft nicht etwa erdrosselt, sondern vielmehr angekurbelt wurde.⁵ Zweitens, weil sich im Marxschen Denken nicht sinnvollerweise argumentieren lässt, dass Löhne „zu hoch“ seien – zu hoch wofür? Solch fixe Größen, die als „Natur“ von außen in die durch und durch soziale Wirtschaft hineinreichen, gibt es im Marxschen Denken nicht. Das „zu hoch“ verrät vielmehr eine politische Positionierung mit einem ideologiekritisch eindeutig bestimmbareren Interessenhintergrund. Eine solche Haltung ist selbst noch ein Gegenstand der Kritik der politischen Ökonomie, im Unterschied zu ihrer Nachfolgerin, der Neoklassik, die das Politische aus dem Umfeld der Ökonomie herausbeförderte und ökonomische Fragen (etwa der Verteilung) mit seltsam sterilen und technoiden Modellen zu „lösen“ versuchte. Erst heute wagt die Ökonomie, etwa in der institutionellen und behaviouralen Ökonomik, die Politik wieder in ihr Themenfeld zu integrieren.⁶

Es gibt keine natürlichen Schranken der kapitalistischen Wirtschaft, das ist ja gerade das ökologisch Bedenkliche an ihr. Vielmehr ist die Lohnhöhe in der Marxschen Theorie selbst eine abhängige Größe. Sie ist abhängig einerseits von der Kultur einer Region (und daher haben politische Kämpfe sehr wohl einen Spielraum),⁷ andererseits von der konjunkturellen Lage. In Boomphasen steigen die Löhne, jedenfalls hofft man das; in mageren Zeiten sinken sie sehr wahrscheinlich. Schon deswegen können sie schlecht die *Ursache* für die mageren Zeiten sein;⁸ es sei denn, man externalisiert erneut das Politische an der

lung werden die Löhne hochgetrieben“ (Arthur Utz: Wirtschaftsethik. Bonn 1994. S. 158). Zur Marxrezeption meine Philosophie nach Marx. 100 Jahre Marxrezeption und die normative Sozialphilosophie der Gegenwart in der Kritik. Bielefeld 2005.

⁵ Dass sich in der Bundesrepublik mit diesem Argument heute schlecht Staat machen lässt, liegt an der Exportorientierung der deutschen Wirtschaft. Wenn die Abnehmer primär im Ausland leben, nutzt eine Erhöhung der Löhne im Inland „der Wirtschaft“ im Ganzen nur wenig, wenn auch der heiß umworbene „Mittelstand“ von der höheren Kaufkraft sicher profitieren würde.

⁶ Douglas C. North etwa hat einen Nobelpreis dafür bekommen, dass er den Blick der neoklassischen Modellplatonisten wieder für die Relevanz von „Institutionen“ öffnete. Das Transaktionskostenmodell betrachtet die Institutionen allerdings noch immer in modellhaft verkürzter Weise (Daniel Ankarloo: Anti-Williamson: A Marxian Critique of Institutional Economics. In: Cambridge Journal of Economics 28.3.2004. S. 413–429). Die einstige politische Ökonomie und die historische Schule waren schon einmal weiter.

⁷ „Im Gegensatz zu den andren Waren enthält also die Wertbestimmung der Arbeitskraft ein historisches und moralisches Element“. Karl Marx: Das Kapital. Bd. 1. In: Karl Marx, Friedrich Engels: Werke (im Folgenden: MEW). Berlin 1956–1990. Bd. 23. S. 185. (MEGA[®] II/10. S. 156.) E.P. Thompson (The Making of the English Working Class. Harmondsworth 1968) hat dies historisch ausbuchstabiert.

⁸ „Das tendenzielle Sinken der Profitrate ist verbunden mit einem tendenziellen Steigen in der

politischen Ökonomie und erklärt Gewerkschaften für „unnatürlich“. Aber das ist eben nur im neoklassischen Paradigma möglich, womit sich bereits dessen Erkenntnisinteresse andeutet: es erlaubt einer bestimmten Sichtweise, politisch und sozial missliebige Faktoren zu inkriminieren, während erwünschte Ergebnisse als „Natur“ jeder Diskussion zu entziehen versucht werden.

Wir sehen bereits hier deutliche Unterschiede zwischen der Ökonomie von Marx und derjenigen, die an den Universitäten gelehrt wird: Marx kennt keine natürlichen Faktoren in der Wirtschaft (keinen „natürlichen Zins“ oder „gerechten Lohn“), sondern begreift die Wirtschaft als gesellschaftlichen Gesamtprozess – daher auch der Name „politische Ökonomie“. Die neoklassische Ökonomie hingegen, die auch heute noch so stark ist, dass selbst ihre Gegner in der neoinstitutionellen und behaviouralen Ökonomie noch ihre Prämissen teilen, hat das Politische ausgegrenzt, dafür aber einige Grundannahmen als „Natur“ ontologisiert (etwa die Beschaffenheit des homo oeconomicus oder des Marktes). Zwischen diesen beiden Arten, Wirtschaftstheorie zu betreiben, *muss* es zu Verständnisproblemen kommen.

Für die Annahme, „zu hohe“ Löhne verhinderten ein Wachstum, gibt es also im Marxschen Denken keinen Anlass. Das hindert jedoch einige Autoren nicht daran, weiterhin an einer solchen Position festzuhalten. Das wäre nicht weiter verwunderlich, wenn darunter nicht auch Autoren mit marxistischem Anspruch wären. Wollen diese tatsächlich den tariflichen Kampf dämonisieren, indem sie die medial dominante Argumentationsstrategie unterschreiben? Oder ergibt sich ihnen diese eigenartige Position eher aus unhinterfragten Prämissen? Letzteres liegt eindeutig näher. Denn wenn innerhalb des Gedankengebäudes der Marxschen Krisentheorien die Tendenz zum Fall der Profitrate abgelehnt wird, und das ist bei einer überraschend hohen Anzahl auch marxistischer Ökonomen der Fall, bleiben nur noch zwei Möglichkeiten, einen solchen Fall zu erklären. Entweder wird eine solche Tendenz rundweg abgestritten. Diese Position hat hohe empirische Beweislasten, da die vorhandenen Daten einen solchen Fall eher nahe legen.⁹ Sie hat zudem Schwierigkeiten, noch von einer

Rate des Mehrwerts, also im Exploitationsgrad der Arbeit. Nichts alberner daher, als das Sinken der Profitrate aus einem Steigen in der Rate des Arbeitslohns zu erklären.“ Karl Marx: Das Kapital. Bd. 3. In: MEW. Bd. 25. S. 250. (MEGA[®] II/15. S. 156.)

⁹ Zuletzt eindrucksvoll belegt, wenn auch anders begründet, wurde ein langfristiger Fall der Profitrate bei Robert Brenner: The Economics of Global Turbulence. In: New Left Review 229 (1998). S. 1–264; sowie Ders.: The Boom and the Bubble. The US in the World Economy. London 2002. Die von F. O. Wolf besorgte deutsche Übersetzung (Boom & Bubble. Die USA in der Weltwirtschaft. Hamburg 2003) enthält eine Bibliographie und kurze Diskussion der Anschlussdebatten. Vor Brenner wurde ein solcher Fall empirisch aufgewiesen etwa von Anwar Shaikh: The Falling Rate of Profit and the Economic Crises in the US. In: R. Cherry et al. (ed.):

„Krisentheorie“ zu reden.¹⁰ Denn die weiteren Aspekte der Marxschen Krisentheorie betreffen Faktoren, denen mit politischen Steuerungsmechanismen im Prinzip beizukommen wäre, wie es im Falle der politischen Anstrengungen zur Senkung der Lohnkosten ja derzeit versucht wird (symptomatischerweise bislang mit wenig Erfolg für den Arbeitsmarkt, allerdings mit sicher nicht geringem Erfolg für die Bilanzen).

Die verbleibende Möglichkeit ist die, einen Fall der Profitrate, der ja zumindest via „proxy measurement“ gut zu beobachten ist, auf *andere* Faktoren zu schieben. Aber von diesen gibt es wenig mehr als die berühmten „zu hohen Löhne“. Diese Position ist als wage squeeze-Theorie eher im angelsächsischen Bereich beheimatet.¹¹ In diesem Fall lässt sich der kritizistische Anspruch, anders zu denken als die Schulökonomie, nur dadurch aufrechterhalten, dass man das normative Vorzeichen umdreht und den suggerierten Stillstand durch „zu hohe“ Löhne gutheißt. Dadurch wird die Diskussion von ökonomischen Fragen in eher moralische fortgelenkt. Die medial präsente Diagnose wird in der Sache jedenfalls unterschrieben – ich meine zu Unrecht.

Auch wenn eine kleine Einlassung wie die vorliegende nicht den Anspruch erheben kann, diese Fragen grundsätzlich zu klären, so ist es doch ihr Anliegen, wenigstens einige der vorhandenen Argumente zu dieser Frage zu sichten und kritisch zu bewerten. Ihr Ziel ist es, die Marxschen Aussagen zu diesem

The Imperiled Economy. New York 1987. S. 115–126. Ders.: The Falling rate of Profit as the Cause of Long Waves: Theory and Empirical Evidence. In A. Kleinknecht et al. (eds.): New Findings in Long Wave Research. London 1992. Fred Moseley: The Falling Rate of Profit in the Postwar US Economy. New York 1992. Gerard Duménil, Dominique Lévy: The Economics of the Profit Rate. Vermont 1993. Siehe auch Duncan L. Foley, Adalmir Marquetti: Economic Growth from a Classical Perspective. (1997; Online unter <http://homepage.newschool.edu/~foleyd/MarquettiFoley.nb.pdf>) sowie die Debatte im Anschluss an Brenner in der britischen Zeitschrift „Historical Materialism“ (4/5 1999).

¹⁰ Michael Heinrich will eine Krisentheorie ohne den tendenziellen Fall der Profitrate und verlässt sich dafür auf den reichlich vagen „bornierten Charakter der kapitalistischen Produktionsweise“ (Kritik der politischen Ökonomie. Eine Einführung. Stuttgart 2004. S. 153). Siehe auch Ders.: Gibt es eine Marxsche Krisentheorie? Die Entwicklung der Semantik von ‚Krise‘ in den verschiedenen Entwürfen zu einer Kritik der politischen Ökonomie“, in: Beiträge zur Marx-Engels-Forschung. N. F. Hamburg 1995. S. 130–150.

¹¹ Glyn, R. Sutcliffe: British Capitalism, Workers and the Profit Squeeze. Harmondsworth 1972. R. Boddy, J. Crotty: Class Conflict and Macro-Policy: The political Business Cycle. In: The Review of Radical Political Economics 7 (1975). S. 1–19. Als Überblick dazu siehe M.C. Howard, J.E. King: A History of Marxian Economics. VI. II: 1929–1990. Princeton 1992. S. 318. Mick Brooks (Rate of Profit and Capitalist Crisis. In: Defence of Marxism. April 2003. Online unter www.marxist.com/Economy/profitrate_crisis.html) legt selbst bei Robert Brenner noch ein – wenn auch unwillkürliches – „wage squeeze“-Modell frei. Siehe auch Brooks' älteren Aufsatz: The Tendency of the Rate of Profit to Fall and Post-War Capitalism. (1981.) Online unter: www.marxist.com/tendency-rate-profit-fall-capitalism151003.htm.

Gesetz in der Diskussion wieder stärker zu machen, als sie momentan dastehen. Denn die Argumente, mit denen Marx momentan „verbessert“ wird, werden seiner Theorie bei näherem Hinsehen nicht wirklich gerecht. Zunächst ist es daher unabdingbar, die Position des „klassischen“ Marxismus zu erläutern.¹² An ihrer genauen Ausbuchstabierung ist zu messen, ob die Kritik daran zutrifft, oder ob sie aufgrund ihrer Unterkomplexität eher dahinter zurückfällt. Ich argumentiere, dass eher Letzteres der Fall ist. Verantwortlich dafür sind Probleme bei der „Übersetzung“ der Marxschen Theorien in ein ganz anders aufgebautes Paradigma bzw. die Nichtanerkennung solcher Probleme. Diese Einlassung beabsichtigt, den Punkt in möglichst klar verständlicher Sprache herauszustellen, da hochgerüstete Ausarbeitungen eher dazu neigen, dieses Grundproblem zu verstellen.

2. Der Kern des Arguments im „klassischen Marxismus“

Nach der Theorie von Marx vollziehen sich gesellschaftliche Prozesse zwar ausgehend von den Handlungen Einzelner, ihre Konsequenzen jedoch können den Intentionen der Einzelnen durchaus entgegen wirken. Folglich entschlüpfen solche Prozesse der Teilnehmerperspektive (MEW. Bd. 13. S. 21; MEGA[®] II/2. S. 113). Damit unterscheidet sich die Theorie von Marx nicht nur von der normalwissenschaftlichen Ökonomie, sondern auch von der normalwissenschaftlichen Soziologie – denn diese ist heute meist entweder akteursblinde Systemtheorie oder Wissenschaft von intendierten Handlungen Einzelner. Kein Wunder also, dass keiner dieser Wissenschaftszweige mit Marx viel anfangen kann – aber spricht das wirklich gegen Marx? Warum nicht für ihn? Das Theorem des tendenziellen Falls der Profitrate, wie es im dritten Band des „Kapitals“ entwickelt wird, ist ein Musterbeispiel für diese Dialektik von individuellen Absichten und gesellschaftlichen Folgen.¹³ Solche Phänomene re-

¹² Der Ausdruck „Klassischer Marxismus“ wird von Autoren wie Duncan Foley, Gérard Duménil oder Anwar Shaikh benutzt, um eine Marxsche Ökonomie in der Tradition der klassischen politischen Ökonomie von Adam Smith und David Ricardo zu erarbeiten, die sich von der theoretisch fatalen Übersetzung in ein neoklassisches oder neoricardianisches Idiom freimacht. Im deutschsprachigen Raum gibt es bislang keine Entsprechung, was auf Sprachbarrieren zurückzuführen ist.

¹³ Die Einleitung von Bertram Schefold zur neuen Edition des dritten Bandes des „Kapitals“ (in: MEGA[®] II/15. Berlin 2004. S. 871–910), hat dafür nur wenig Sinn. Sie tut, indem sie Marx „mit Mitteln der modernen Theorie zusammenfassen“ will (874), genau das, was hier kritisiert wird: sie übersetzt Marx in ein anderes Paradigma (in diesem Falle in den Neoricardianismus), und bemängelt anschließend die Lücken dieses Hybrids. Schefold stellt eher Sraffa dar als Marx

sultieren aus aggregierten individuellen Handlungen, gehen aber als emergente Phänomene nicht in den Intentionen der Handelnden auf. Vielmehr wird das Ergebnis ihrer Handlungen von den Handelnden selbst als etwas Fremdes erlebt und in der Folge – also auch in der Theorie – externalisiert. Phänomene wie die von Marx inaugurierten werden also von niemandem beabsichtigt und setzen sich zudem nur anarchisch und langfristig durch. Trotzdem gibt es sie. Selbstverständlich gibt es diese Logik bereits bei Adam Smith’ „unsichtbarer Hand“, sie ist also nicht neu. Allerdings wird sie in der Standardökonomie (mitsamt ihrer Verlängerung in die Wirtschaftsethik) nur dann zugelassen, wenn sie zu wünschenswerten Ergebnissen führt. Im Prinzip sieht die Struktur des Argumentes bei Marx recht ähnlich aus, nur ist das Ergebnis in diesem Fall weniger wünschenswert – und vielleicht auch daher so unbeliebt. Womit haben wir es also zu tun?

Der tendenzielle Fall der Profitrate als Kernstück der Marxschen Krisentheorie besagt, dass im Kreuzungsfeld ökonomischer Wirkmächte eine Kraft resultiert, die bewirkt, dass im zeitlichen Verlauf pro Einheit vorgeschossenen Kapitals eine geringere Profitrate anfällt. Im neoklassischen Paradigma wird dies „sinkende Grenzproduktivität des Kapitals“ genannt, unter der von Marx als „Fetischismus“ kritisierten Voraussetzung, das konstante Kapital zaubere seine „Rente“ gewissermaßen selbst herbei. Dem einzelnen Unternehmer ist dieser Effekt zunächst unwichtig, da er aufgrund der akkumulativ stets wachsenden Summe angewandten Kapitals *absolut* weiterhin steigende Profite einfahren kann. Gesellschaftlich allerdings kann dieses Sinken der Rate bewirken, dass irgendwann die Investitionstätigkeit erliegt, da sich eine Investition bei zu geringen erwartbaren Profitraten nicht mehr lohnt. Es kann in diesem Fall zur „klärenden“, das heißt kapitalvernichtenden Krise kommen (mit Schumpeter eine „schöpferische Zerstörung“). Erst an deren Ende erlaubt das Wirken der „Selbsteilungskräfte des Marktes“ wieder eine gesündete Profitrate – allerdings auf einem relativ niedrigeren Niveau. Dieser überzyklische Fall bewirkt den Zwang, stets neue Produktmärkte zu erschließen, auf denen sich relativ höhere Profite erwarten lassen. Erst der Fall der Profitrate induziert eine wachsende Krisenanfälligkeit, während Marx andere Krisenformen wie Disproportionalitäts- und Verwertungskrisen als leichter überwindbar galten.¹⁴ Anders als

und behauptet mit Joan Robinson, die Profitrate sänke nur, wenn die Mehrwertrate nicht ebenfalls steige (899); eine Annahme, die im Folgenden kritisiert wird und Marx’ Punkt nicht trifft.

¹⁴ Zur Marxschen Krisentheorie siehe Erich Preiser: Das Wesen der Marxschen Krisentheorie (1924). In: Ders.: Politische Ökonomie im 20. Jahrhundert. Probleme und Gestalten. München 1974. S. 47–74. Anwar Shaikh: An Introduction to the History of Crisis Theories. In: US Capitalism in Crisis. New York 1978; deutsch in: Prokla 30 (1978). Lee Jun Kim: Krise der Theorie und Theorie der Krise. Frankfurt a.M. 1998.

bei diesen zyklischen Phänomenen steigert sich der Fall der Profitrate von Zyklus zu Zyklus. Grundlage dieser Entwicklung ist die im ersten Band des „Kapitals“ entwickelte Mechanisierung und Kapitalisierung der Produktion, welche sich in einer höheren Zusammensetzung des Kapitals, in tendenziell immer mehr Maschinen (konstantem Kapital) gegenüber weniger Händen (variablen Kapital) manifestiert.¹⁵

Bei der Klärung der Frage, welches Phänomen mit diesem Gesetz erklärt werden sollte, und warum das Theorem von der Standardökonomie bislang nicht adäquat rezipiert wurde, müssen wir tief ansetzen. Thomas Kuhns Theorem über die „Struktur wissenschaftlicher Revolutionen“ besagt, dass verschiedene Paradigmen in ein und derselben Wissenschaft sich nicht ineinander überführen lassen, sondern sich im Zweifelsfalle bekämpfen werden.¹⁶ Wenn eines von beiden dann den Sieg davonträgt, geschieht dies auch aus sozialen Gründen, beileibe nicht nur kraft des besseren Argumentes, denn ein argumentativer Austausch ist über Paradigmen hinweg nur sehr begrenzt möglich. Obzwar dies allgemein bekannt ist, scheint es schwierig zu sein, diese Einsicht auf die Gegenwart anzuwenden. Denn mit genau einem solchen Problem haben wir es hier zu tun. Die Marxsche Theorie arbeitet mit Grundannahmen – Paradigmen –, die mit denen der Standardökonomie unverträglich sind. Dies allein kann jedoch noch kein Grund sein, sie abzulehnen (siehe oben, Fußnote 6). Worin liegen nun diese Unterschiede in den Grundannahmen?

Da ist zunächst die Frage nach dem Wirtschaftszweck (1). In den meisten Wirtschaftslehrbüchern wird man als Zweck des Wirtschaftens die „Bedarfsdeckung“ finden: Menschen haben Bedürfnisse, und um diese zu befrieden, gehen sie mit anderen Menschen – oder besser: mit anderen Modellindividuen, ausgestattet mit äußerst sparsamen und fragwürdigen Fähigkeiten – einen Tausch ein. Auf Dauer gestellt gibt das eine Marktwirtschaft, die im Ergebnis alle Beteiligten besser stellt; soweit jedenfalls die graue (oder vielmehr aufwendig und bunt bebilderte) Theorie der Lehrbücher, die sozialistischen Wirtschaftskonzepten an Utopismus in nichts nachsteht. Die Marxsche Theorie hingegen geht nicht von einem solch friedfertigen Austausch von Bedarfsar-

¹⁵ Karl Marx: Das Kapital. Bd. 1. In: MEW. Bd. 23. S. 391–440, 640–657. (MEGA[®] II/10. S. 333–376, 549–564.) Siehe Anwar Shaikhs Artikel: Concentration and Centralisation of Capital and Reserve Army of Labour. In Tom Bottomore (ed.): A Dictionary of Marxist Thought. Oxford 1983; sowie: Organic Composition of Capital. In Jon Eatwell (ed.): The New Palgrave: Marxian Economics. New York 1987.

¹⁶ Thomas S. Kuhn: Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. Frankfurt a.M. 1976. Bereits Ludwig Wittgenstein (Über Gewissheit. § 611) pointierte: „Wo sich wirklich zwei Prinzipien treffen, die sich nicht miteinander aussöhnen können, da erklärt jeder den Anderen für einen Narren und Ketzer“.

tikeln aus, quasi zwischen Nachbarn über den Flur. Der Wirtschaftszweck des Kapitalismus ist für Marx vielmehr die Erzielung eines Profites. Lebensweltlich zu beobachten ist dieser Unterschied heute im Versuch der *Erzwingung* von Profiten durch Patente und Copyrights *gegen* die weit verbreitete „Bedarfsdeckung“, wie sie sich derzeit auf Onlinemärkten für Musik, Texte und Programme eingestellt hat – Märkten, die im Prinzip lehrbuchmäßig fungieren, die nur eben nicht profitorientiert sind.

Damit sind sogleich zwei weitere Unterschiede in den Grundannahmen gesetzt: zunächst der Fokus auf die Produktion statt auf den Austausch (2). Märkte gibt es schon sehr lange, sie sind darum auch nicht das Entscheidende des Kapitalismus. Tausch ist, so er sich denn verstetigt, in der Regel Äquivalententausch. Ein solcher kann schwerlich einen Profit einbringen, es sei denn, man handelt *zwischen* Wirtschaftsregionen mit unterschiedlichen Preislevels für verschiedene Waren. Erst eine raffinierte Art und Weise der Produktion schafft hingegen die Möglichkeit, *innerhalb* eines Wirtschaftskreises durch den Verkauf von Gütern einen Profit zu erzielen. Damit ist zudem eine bestimmte Art von Konkurrenz gesetzt (3), die sich von dem neoklassischen Bild einer „perfekten Konkurrenz“ himmelweit unterscheidet. In jenem gibt es nur homogene Güter und vollinformierte Abnehmer, deren friedliches „Handeln“ am Ende zu einem Marktpreis führt, zu dem dann alle Anbieter ihre Waren loswerden. Nicht nur treffen sich Angebot und Nachfrage hier schon qua Setzung der theoretischen Grundannahmen automatisch, auch die verschiedenen Anbieter kommen sich in ihrer Interaktion mit den Abnehmern gegenseitig nicht in die Quere. Auf diese Weise könnten vielleicht Grundbedürfnisse bei einer gegebenen Anzahl von Gütern unter Knappheitsbedingungen effizient erfüllt werden, und das ist es ja, womit die Apologeten der „Marktwirtschaft“ ohne Adjektive stets werben. Aber so lässt sich kein Profit erzielen.

In einer kapitalistischen Wirtschaft müssen wir davon ausgehen, dass es zu einem gegebenen Zeitpunkt immer schon alles gibt. Ich kann nur dann Unternehmer werden, wenn ich genügend Kapital (Geldkapital) mitbringe – und diese Ungleichheit der Ausgangsvoraussetzungen, die sich durch das kapitalistische Wirtschaften aus präzise angebbaren Gründen immer mehr verstärkt, ist ein weiterer paradigmatischer Unterschied zur Neoklassik (4). Will ich also als Unternehmer in einen Markt einsteigen, um mit meinem bestehenden Kapital einen Profit zu erzielen, so heißt das, dass ich anderen Anbietern ihre Kunden erst abjagen muss. Diese, die kapitalistische Konkurrenz, gleicht eher einem Krieg aller gegen alle als einem friedlichen Basar.¹⁷

¹⁷ Siehe Anwar Shaikh: Marxian Competition versus perfect competition: further comments on

Ich muss nun, um in diesem kapitalistischen Überlebenskampf zu bestehen, entweder versuchen, neue Bedürfnisse zu schaffen, für die die Verbraucher anstelle der alten Waren ihr Geld ausgeben. Dies kann geschehen durch Erfindungen neuer Konsumgüter („Produktinnovation“) und Werbung für dieselben („Marketing“) – ein Beispiel wäre das Handy mit Fotoapparat. Oder ich muss in den alten Markt einbrechen und die bestehenden Anbieter preislich radikal unterbieten (ein Beispiel wären Ryanair oder High-Tech-Anlagen aus Fernost). Beides ist sehr kostspielig. Doch die Konkurrenz schläft nicht, so dass ich darauf gefasst sein muss, dass sie bald nachzieht. Marx behauptet nun, dass in diesem Szenario der effektivste und sich evolutionär herauskristallisierende Weg derjenige über eine Erhöhung des konstanten Kapitals ist – also über eine Investition in die angewandten Produktionstechnologie. Ich kann zwar versuchen, einen Preisvorteil herauszuschinden, indem ich die Menschen, die für mich arbeiten, mehr antreibe, aber dieser Weg hat seine Grenzen.¹⁸ Investitionen in eine bessere Produktionstechnologie senken den Preis sehr viel gründlicher – und verbessern ganz nebenbei sogar noch das Produkt. Zwar hat der Einzelkapitalist durch eine solche Investition in zusätzliche und neue Maschinerie (also in konstantes Kapital) zunächst höhere Kosten. Er spart jedoch an Lohnkosten, da die neue Technologie, die in der Regel Arbeitsgänge einspart, Arbeiter „freisetzt“. Auf diese Weise verbilligt er sogar sein Endprodukt, sofern es massenhaft produziert werden kann und pro Produkteinheit nun sehr viel günstiger ist. Wenn es ihm gelingt, für diese Ware auch Käufer zu finden, kann der Einzelkapitalist eine höhere Mehrwertmasse erwirtschaften als seine Konkurrenten. In der Konsequenz sinkt deren Mehrwertmasse, da ja die Preise sinken – nicht durch passive Marktgleichgewichte wie im Weltbild der Neoklassik, sondern durch den aktiven und aggressiven Preiskampf des Neueinsteigers, in den die Konkurrenten wohl oder übel einsteigen müssen.

Die Frage, die in der Debatte um die Profitrate gestellt wird, ist nun die: Kann durch diese Entwicklung, die doch zumindest *einem*, nämlich dem neuen Anbieter, gute Gewinne in Aussicht stellt, die Profitrate insgesamt (die „Durchschnittsprofitrate“ als Resultante der Profitrate aller Anbieter) *sinken*?

the so-called choice of technique. In: Cambridge Journal of Economics 4 (1980). S. 75–83; sowie seine Kritik an Brenner: Explaining the Global Economic Crisis. In: Historical Materialism 5 (1999).

¹⁸ Diese Grenzen bestehen darin, dass ein Mensch nur leisten kann, was er eben leisten kann. Ich kann ihn besser ausbilden, aber auch das kostet etwas und weckt zudem Ansprüche auf höhere Vergütung. Ich kann auch *mehr* Arbeiter anstellen, in der Hoffnung auf einen preissenkenden Effekt der „Skalenerträge“. Allerdings kann dies dazu führen, dass durch Ausschöpfung des Arbeitsmarktes die Löhne wiederum ansteigen.

Wir sehen bereits vor aller theoretischen Rekonstruktion, dass das in dem Marxschen Bild recht wahrscheinlich ist, und zwar aus mehreren Gründen. Zunächst kann die Profitrate des neuen Marktführers sehr wohl unter derjenigen des vorherigen liegen, denn ihm kam es ja nicht darauf an, die Profitrate der *anderen* Anbieter zu heben. Vielmehr will er selbst, der ja überhaupt noch nicht am Markt war und insofern auch keine Profitrate hatte (abgesehen von dem bankenüblichen Zins, der aber zu versteuern ist und aus leicht einsehbaren Gründen niedriger ist als die Durchschnittsprofitrate), *überhaupt* erst einmal einen Gewinn erzielen. Gelingt es ihm, durch aggressive Preispolitik in den Markt zu kommen, kann es ihm einerlei sein, wie sich seine Profitrate zu der der alten Marktführer verhält, solange es ihm gelingt, ihnen Kunden abzujagen – und er wird, angesichts seiner Alternativen, auch mit einer relativ niedrigeren Rate zufrieden sein, ja diese Rate geht in seine Überlegungen gar nicht ein. Hinzu kommt noch, dass die Profitrate der anderen Anbieter, die ja mit der alten Technologie weiter arbeiten und insofern kaum billiger produzieren können als zuvor, aber zu niedrigeren Preisen verkaufen müssen, nolens volens ebenfalls sinkt. Damit ist es mehr als wahrscheinlich, dass auch die Durchschnittsprofitrate sinkt.¹⁹

Wir sehen also vor aller Ausbuchstabierung der Details, dass diese Modellbeschreibung an keiner Stelle hinkt und durchaus plausibel wirkt. Dieses Szenario sieht jedoch nur vor bestimmten Hintergrundannahmen – nämlich den Marxschen – plausibel aus. Wechseln wir in das Paradigma der Neoklassik, so sieht das Ganze anders aus: hier führt die Einführung einer neuen, preisgünstigeren Technologie automatisch zu einer höheren Profitrate für alle. (An einer sinkenden Profitrate können also nur die Arbeiter schuld sein.) Gelingt es nämlich einem Anbieter, mit Hilfe einer neuen Technologie auf seine laufenden Kosten höhere Gewinne zu erzielen – und das ist aus „rational-choice“-Sicht der einzig denkbare Grund für ihre Einführung –, so erhöht sich damit die Durchschnittsprofitrate. Denn für ein Anheben dieser genügt es, dass mindestens einer der Marktteilnehmer besser gestellt ist. Das ist im Kern das sogenannte Okishio-Theorem, das ausgereicht hat, viele Ökonomen – bürgerliche wie marxistische – von der Falschheit des Marxschen Gesetzes zu überzeugen.²⁰ Allerdings überzeugt es lediglich vor dem Hintergrund des neoklassi-

¹⁹ Die Durchschnittsprofitrate ist streng genommen der Durchschnitt zwischen verschiedenen Sektoren, hier reden wir der Einfachheit halber nur von dem Durchschnitt innerhalb eines Sektors.

²⁰ Nobuo Okishio: Technical Change and the Rate of Profit. In: Kobe University Economic Review (1961); deutsch in Hans G. Nutzinger, Elmar Wolfstetter (Hrsg.): Die Marxsche Theorie und ihre Kritik. Frankfurt a.M., New York 1974. S. 173–191; Takeshi Nakatani: The Law of

schen Paradigmas, welches die meisten Ökonomen, welcher späteren *Coleur* auch immer, vom ersten Semester an verinnerlichen. Das Okishio-Theorem ist nur unter der harmonistischen Ausgangsvoraussetzung plausibel, dass die Einführung einer solchen Technologie nur von einem Anbieter kommen könne, der bereits im Markt ist – das ist das geschönte Bild eines perfekten Gleichgewichts („eine Krähe hackt der anderen kein Auge aus“).

Ein zweiter Punkt ist, dass Okishio von dem fixen Kapital abstrahiert und so das für die Profitrate zentrale *gesamte* vorgeschossene Kapital gar nicht in Betracht zieht.²¹ Das bestehende Instrumentarium (stock) wird in der Regel vorausgesetzt und der Preis lediglich in „Flüssen“ (flow) berechnet. Investitionen (und Fehlinvestitionen) in das fixe Kapital können daher als versunkene Kosten („sunk cost“) den Geschäftsberichten entgehen, die ja im Interesse der Börsenkurse ohnehin nicht allzu negativ ausfallen dürfen. Der Profitrate entgehen sie allerdings nicht: alle Ausgaben, die ich hatte, um diesen Gewinn zu erzielen, schlagen schließlich irgendwann zu Buche. Der dritte und wichtigste Punkt ist jedoch dieser: nur wenn es keinen aktiven Preiskampf gibt, wenn die Marktteilnehmer also neoklassische „Preisnehmer“ sind und die Preise somit gleich bleiben, bleiben auch die Profitraten der anderen Anbieter gleich und die Hebung der Durchschnittsprofitrate „funktioniert“ rechnerisch. Schon ein flüchtiger Blick in die Empirie dürfte allerdings zeigen, dass Preise sich nicht harmonisch und passiv ergeben, sondern dass regelrechte Preiskriege geführt werden, wobei stete Verbilligung die wirksamste Waffe ist. Das nächste, was in unserem Beispiel erwartbar passieren wird, wäre nämlich, dass auch die Konkurrenten auf eine bessere Technologie umsteigen – auch sie investieren in vermehrtes und verbessertes (und damit voraussichtlich teureres) konstantes Kapital (*c*) und setzen gleichzeitig variables Kapital (*v*) frei, um damit einen Preisvorteil bei der einzelnen Ware zu erzielen. Die Spirale setzt sich somit fort. Wachstumsprozesse gehören also zu den Grundannahmen der Marxschen Theorie – ein weiterer Grundunterschied gegenüber der Neoklassik in all ihren Schattierungen, in der man Wachstum nur über aufwendige Zusatzannahmen ansatzweise erklären kann (5).

Falling Rate of Profit and the Competitive Battle: Comment on Shaikh. In: Cambridge Journal of Economics 4 (1980). S. 65–68. Zuletzt Robert Brenner: Boom & Bubble. S. 12; sowie Michael Heinrich: Die Wissenschaft vom Wert. 2. Aufl. Münster 2001. S. 339. Heinrichs Version ist jüngst in die Kritik geraten, etwa bei Robert Schlosser: Eine fragwürdige Kritik am Gesetz des tendenziellen Falls der Profitrate. In: Trend Onlinezeitung 07/2004. Auch die Wiener Zeitschrift „Grundrisse“ führt diese Debatte weiter (teilweise ebenfalls online).

²¹ Das bemerkte neben Anwar Shaikh (Marxian Competition,) und anderen auch Peter Flaschel: Fixkapital und Profitabilität. Gesamt- und einzelwirtschaftliche Aspekte. Frankfurt a.M. 1995. S. 79.

Wie soll man nun in einer solchen Auseinandersetzung zwischen Paradigmen entscheiden? Der Streit ist *innerhalb* eines der beiden Paradigmen nicht zu lösen (Fußnote 16). Ein gangbarer Weg ist es daher, die Grundannahmen gegen die erfahrene Realität zu halten und auf ihre Plausibilität zu prüfen. Ein solcher Test spricht eindeutig für die Marxsche Version und gegen Okishio: neue Markteintritte, aktive Preiskämpfe und wiederkehrende Probleme in der Erzielung von Gewinn sind kaum zu leugnen. Das einzige, was für Okishio spricht, ist (neben der für viele sicher angenehmen Tatsache, dass er mit Marx „aufräumt“), dass er das Paradigma bedient, in das die heute lehrenden Ökonomen so viel „investiert“ haben; auf ihm beruht schließlich ein ganzes Lehrgebäude. Wie die Wissenschaftsgeschichte lehrt, bedeutet das noch nicht, dass es das einzig mögliche, geschweige denn das überlegene Paradigma ist. Es lässt sich lediglich schwer korrigieren – aber das ist noch kein Argument.

3. Antikritik der Kritiken an dem Argument von Marx

Die Debatte um die Profitrate ist indes komplexer, als es auf dieser Grundlage noch aussieht. Beispielsweise haben wir soeben nur mit Preisen argumentiert, da wir uns auf einer deskriptiven Ebene befanden – wobei kennzeichnend ist, dass das Marxsche Argument schon auf dieser Ebene recht schlüssig ist. Die Marxsche *Begründung* für dieses Argument liegt allerdings auf der Ebene der Werte, und entsprechend hat die Marxkritik – hier wie bei anderen Themen – die Frage aufgeworfen, ob eine Argumentation mit Werten überhaupt zulässig sei. Ein Paradigma, in dem Werte nicht vorkommen, wird selbstverständlich kaum etwas mit einer solchen Argumentation anfangen können – auch dies ist keine Überraschung und kann noch nicht als Argument gewertet werden. Es ist wenig mehr als ein Geschmacksurteil über Stilfragen, eine traditionalistische Abwehrhaltung gegenüber ungewohnten Denkeperimenten.

Wir haben gesehen: In einer kapitalistischen Wirtschaft ist es normal, dass im Sinne der Erhöhung der Profitmasse bzw., noch basaler, um im Wettbewerb überhaupt bestehen zu können, die Kapitalintensität der Produktion zunehmend erhöht wird. Diese Erscheinung ist nicht auf die Industrialisierung des dunklen 19. Jahrhunderts begrenzt, sie zeigt sich noch heute: überall ersetzen teure Automaten billige Handarbeit, allerorten wird lebendige Arbeit eingespart und durch „tote Arbeit“ ersetzt. Nicht irgendeine spezifische historische Konstellation wie die Stärke der Arbeiterbewegung, sondern das Grundmotiv des kapitalistischen Wirtschaftens selbst, die Erlangung stets höheren Mehr-

wertes, führt langfristig zur steigenden technischen Zusammensetzung des Kapitals. Auf immer weniger Arbeiter kommen immer mehr und bessere Maschinen – das ist nur ein anderer Ausdruck für die steigende Produktivität der Arbeit, deren Anteil jedoch insgesamt sinkt. Warum sich diese Verschiebung so desaströs auf die Profitrate auswirkt, erklärt Marx nun unter Zuhilfenahme seiner Arbeitswerttheorie – nota bene: wir haben diesen Prozess bislang nur beschrieben, noch nicht erklärt, nicht auf Ursachen zurückgeführt. Auf der Ebene der Preise ist keine Erklärung für das Gesetz zu haben, darin hat die Marxkritik Recht. Die steigende technische Zusammensetzung (die Zunahme der Rate Maschinerie-pro-Arbeiter) drückt Marx zu diesem Zweck in Form der Wertzusammensetzung des Kapitals aus: Die Rate c/v steigt.²²

Marx gebraucht diese Ausdrucksweise, um die Wirkkräfte zu verdeutlichen, die nach seiner Auffassung hinter dem beobachtbaren Fall der Profitrate stehen. Ihm ist allerdings ebenso klar wie seinen Kritikern, dass sich Werte nie als solche in der Realität finden. Ihre Abschätzung erlaubt es allerdings dem Theoretiker, hinter den scheinbar chaotischen Preisbewegungen einen roten Faden zu finden und damit die Preisbewegungen erklärbar zu machen (jedoch nicht die jeweils gegebenen Einzelpreise, wie Marx regelmäßig unterschoben wird – um gleich darauf siegestrunken zu zeigen, dass dies nicht möglich sei), und damit verbunden womöglich die langfristige Bewegung in den Durchschnittsprofitraten zu erklären. War das Okishio-Theorem der erste Schwerpunkt der Debatte, so rankt sich ein zweiter Schwerpunkt folgerichtig um die Bewegung dieser Preise im Verhältnis zu den Wertverschiebungen: also um die Frage, ob sich wertmäßige Verschiebungen auch preislich auswirken müssen. Der dritte und letzte hier besprochene Streitpunkt betrifft dann die Frage, ob eine Bewegung in der wertmäßigen Änderung, wie auch immer preislich gemildert, nicht durch eine parallele Bewegung in der Mehrwertrate ausgeglichen werden könnte. Um diese teilweise sehr technischen Debatten zu begreifen, müssen wir jedoch noch einmal zum zugrunde liegenden Argument zurückkehren.

Das Problem an der Kapitalisierung der Produktion ist nach Marx, dass die Maschine nicht mehr Wert an ihre Produkte abgibt, als in ihr selbst steckt (MEW. Bd. 23. S. 407ff.; MEGA² II/10. S. 347ff.). Betriebswirte kennen diesen Sachverhalt als „Amortisierung“: das heißt, dass die Investition Stück für Stück „abgeschrieben“ wird, solange, bis der Anschaffungspreis aus den Ge-

²² Eine chronische Nichtunterscheidung seitens der Marxkritik zwischen technischer, Wert- und organischer Zusammensetzung des Kapitals wies Richard Weingarten in seiner Bremer Dissertation nach (Eine kapitaltheoretische Untersuchung zum Gesetz vom tendenziellen Fall der Kritikrate einschließlich der Bestimmung seiner empirischen Relevanz. München 1982).

winnen wieder eingefahren worden ist (mögliche Gewinne aus abschreibungs-technischen Tricksereien betreffen eher das Steuerrecht als die Wertschöpfung). In Wertbegriffen bedeutet die Kapitalisierung der Produktion darum, dass der Anteil der mehrwerterzeugenden Arbeit, vom variablen am gesamten vorgeschossenen Kapital, *sinkt* (MEW. Bd. 23. S. 650ff.; MEGA[®] II/10. S. 557ff.). Diese Entwicklung hat nun den Effekt, dass auch der Anteil des Mehrwertes (m) sinkt, und zwar selbst dann, wenn die Ausbeutungsrate (m/v) sich vergrößert. Es ist wichtig zu sehen, dass Marx unter der Annahme einer *steigenden* Ausbeutungsrate argumentiert, denn bereits ein solches Steigen wurde ihm oft fälschlich als Widerlegung vorgehalten.²³

Ein erwartbarer Einwand ist nun, dass die veränderte technische Zusammensetzung des Kapitals preislich nicht durchschlägt, wenn sich das fixe Kapital durch eine konstante Verbilligung entwertet.²⁴ Diesen Effekt hatte bereits Marx gesehen und als Anlass für eine Verlangsamung und zeitweilige Suspension des Wirkens dieses Gesetzes interpretiert (MEW. Bd. 25. S. 245; MEGA[®] II/15. S. 207). Er war allerdings davon nicht so beeindruckt, dass er das Gesetz darum gleich aufgab. Diese Entwertung kann den Fall der Profitrate zwar dämmen, aber nicht langfristig aufheben, denn durch diesen Effekt werden ja auch die *Waren* verbilligt. Und die Verbilligung speziell der Konsumgüter sorgt dafür, dass auch die Kosten für die notwendige Arbeit (v) sinken. Die Verbilligung betrifft also beide Terme der Gleichung c/v . Wird aber beides billiger, so ist anzunehmen, dass sich die Wertverschiebung auch preislich durchsetzt; vielleicht nicht im gleichen Maße, aber eben nachhaltig. Außerdem wird eine solche Verbilligung die Kapitalakkumulation eher beschleunigen als

²³ Weingarten (Eine kapitaltheoretische Untersuchung) urteilt dazu: „Die weit verbreitete und falsche Rezeption des Gesetzes des tendenziellen Falls der Profitrate, die davon ausgeht, dass Marx das Gesetz unter der Voraussetzung einer konstanten Mehrwertrate ableitete, erweist sich für eine neoklassische Rezeption des Gesetzes vom tendenziellen Fall der Profitrate als *conditio sine qua non* ihrer Ableitungsstruktur, da andernfalls ein Freiheitsgrad existiert, der die Anwendung des formalen mathematischen Instrumentariums der neoklassischen Theorie auf das Gesetz verunmöglicht. Die auf mathematische Denkstrukturen reduzierte Ökonomie sähe sich dann hilflos einer Lage ausgesetzt, in der das Gleichungssystem keine eindeutige Lösung hat“ (S. 125).

²⁴ „Nun kommt aber der technische Fortschritt hinzu, dessen Auswirkung derart ist, dass trotz steigenden Arbeitswertes der Wert oder Preis der Maschinen infolge Arbeitersparnis so stark sinkt, dass der Wertausdruck der ‚organischen‘ Zusammensetzung verhältnismäßig konstant bleibt“ (Ernst Helmstädter: Der Kapitalkoeffizient. Eine kapitaltheoretische Untersuchung. Stuttgart 1969. S. 83). Dieses Argument wurde erneut vorgebracht von Richard Reichel (Marxismus als ökonomische Wissenschaft – was bleibt? In: Schwerpunkt: Was bleibt vom Marxismus? Aufklärung und Kritik. Sonderheft 10/2005. S. 131–141, hier S. 136), im Vorbeigehen auch von Michael Heinrich: Werttheorie, Profitratenfall und Traditionsmarxismus. In: Trend Onlinezeitung 09/04.

verlangsamen, die steigende organische Zusammensetzung also nicht nachhaltig aufhalten können.

Überlegen wir noch einmal, was „Entwertung des konstanten Kapitals“ bedeutet. Es bedeutet, dass für die *Neuanschaffung* einer gegebenen Produktionstechnologie weniger investiert werden muss als noch kurze Zeit zuvor. Das ist natürlich für den einzelnen Investor zu einem gegebenen Zeitpunkt erfreulich und mag seine individuelle Rate c/v im Einzelfall tatsächlich senken (nämlich in dem – unwahrscheinlichen – Fall, dass sie nicht wiederum Arbeit einspart). Aber wer seine Technologie zu einem *früheren* Zeitpunkt erworben hat, kommt durch diesen Sachverhalt nicht darum herum, für seine Investition in die älteren Technologie auch zu bezahlen, und zwar zu dem Preis, der zum Zeitpunkt des Kaufes gegolten hat. Was individuell also für einige ein Vorteil ist, sorgt in gesellschaftlicher Hinsicht für einen gegenteiligen Effekt. Der Unternehmer, dessen Kapital „wertlos“ geworden ist, muss nun doppelt bezahlen: einmal für die Abschreibung der alten Technologie, und daneben, will er im Wettbewerb bestehen, möglicherweise noch für neue Investitionen, die ihm wieder einen Preisvorteil verschaffen könnten. Wenn er den nicht irgendwann wieder erringt, kann er schnell vom Markt fliegen. Eine solche Entwertung konstanten Kapitals durch „moralischen Verschleiß“ führt also in der Regel dazu, dass die Gesamtausgaben für konstantes Kapital *steigen*, selbst wenn sie für eines dieser Güter sinken. Eine Computerausstattung in einem Büro muss alle paar Jahre ausgewechselt werden, obwohl sie von ihrer technischen Lebensdauer her noch sehr viel länger genutzt werden könnte. Auch die Entwertung des konstanten Kapitals ist daher kein triftiges Argument gegen das Marxsche Gesetz, das diesen Effekt ja bereits mitbedacht hatte. Diese Entwertung setzt sich in vielen Fällen zudem krisenhaft durch. Solche Krisen vernichten Kapital, so dass dieser Verbilligungseffekt keineswegs nur Verwertungskrisen *verhindert*, sondern selbst Ausdruck einer solchen Krise sein kann. Kommen wir damit zum letzten Kritikpunkt am Marxschen Gesetz.

Die Profitrate $m/(c+v)$ wird nach Marx mit der ständigen Vergrößerung des Anteils von konstantem (c) gegenüber dem variablen Kapital (v) tendenziell sinken, selbst dann, wenn die Ausbeutungsrate (m/v) steigt (MEW. Bd. 25. S. 221ff.; MEGA[®] II/15. S. 209ff.). Da es weitere entgegenwirkende Ursachen gibt – etwa eine Internationalisierung der Produktion oder ein Umstieg auf Finanzmärkte (MEW. Bd. 25. S. 242ff.; MEGA[®] II/15. S. 229ff.) –, setzt sich dieses Gesetz nur als Tendenz durch: zu erwarten ist ein ständiges Auf und Ab mit *langfristigem* Abwärtstrend (MEW. Bd. 25. S. 251ff.; MEGA[®] II/15. S. 237ff.). Für die Logik dieses Trends ist der Zusammenhang der verschie-

denen Größen zentral. Die Komplexität dieses Gesetzes besteht nämlich darin, dass es sich um ein Verhältnis von zwei Verhältnissen handelt: auf der einen Seite die Rate des Mehrwertes (m/v), auf der anderen die Zusammensetzung des Kapitals, das Verhältnis von konstantem zu variablem Kapital (c/v). Nach Marx steigen beide Verhältnisse über die Zeit, da sie intern miteinander verwoben sind: wenn man von den nur begrenzt möglichen Veränderungen in der Mehrarbeitszeit absieht (darunter fallen auch Verlängerungen der Arbeitszeit bei gleichem Lohn, wie sie heute auf der Agenda stehen, siehe MEW. Bd. 23. S. 531; MEGA[®] II/10. S. 456), wird eine höhere Mehrwertrate möglich durch die Mechanisierung und Kapitalisierung der Produktion. Diese erzeugt eine höhere Produktivität und ermöglicht darum auch moderate Lohnsteigerungen. Diese holen den Produktivitätszuwachs aber nur selten ein, schon aufgrund der zugleich wachsenden Arbeitslosigkeit. Die Ausbeutungsrate steigt daher in der Regel an (das berührt das Thema der sozialen Ungleichheit). Wäre es also nicht denkbar, dass die beiden Raten sich ausgleichen?

Viele Autoren nahmen dies an und haben die „Tendenz“ zur fallenden Profitrate so als eine historische aufgefasst, für die letztlich die Politik verantwortlich sei. Insbesondere der Glaube an eine *politische Regulierbarkeit* des Kapitalismus beruht auf dieser quasi-mathematischen Grundlage.²⁵ Die gewöhnliche regulationistische Auslegung der Wertformel für die Profitrate lautet:

$$p = \frac{m}{c + v} \quad \text{wo } p: \text{ Profitrate, } m: \text{ Mehrwert, } c: \text{ konstantes, } v: \text{ variables Kapital.}$$

Teilt man nun Zähler und Nenner durch v , so erhält man:

$$p = \frac{m/v}{(c/v) + 1} \quad \text{wo } m/v \text{ die Mehrwertrate, } c/v \text{ die Wertzusammensetzung des Kapitals meint.}$$

Hier sieht es so aus, als sei die Bewegung offen: wenn beide Verhältnisse steigen, scheint es nur darauf anzukommen, welche Rate schneller steigt. Und hierfür meinen einige Autoren bei Marx keine Aussagen finden zu können.²⁶ Es gibt allerdings eine Fülle solcher Aussagen. Der Glaube an einen möglichen

²⁵ Zur Kritik an dieser Politikgläubigkeit Holger Andreas Leidig: *Abgestürzt. Antonio Gramsci und das Gesetz des tendenziellen Falls der Profitrate*. Berlin 2001; sowie Shaikh: *An Introduction*.

²⁶ So jüngst Heinrich: *Die Wissenschaft vom Wert*. S. 331. Ders.: *Kritik der politischen Ökonomie*. S. 151. Zur Auffassung von Sweezy, Robinson, Gillman und anderen konsultiere man Howard und King: *A History of Marxian Economics*. VI. I (1989). S. 316–336; und VI. II (1992), S. 128–145 und S. 316–318; sowie meine eigenen Ausführungen in: *Philosophie nach Marx*.

Ausgleich zwischen dem Wachsen der Zusammensetzung des Kapitals und dem Wachsen der Ausbeutungsrate beruht auf einem Überspringen ihres internen, spezifisch kapitalistischen Zusammenhangs. Doch dieser ist bei Marx deutlich ausgesprochen: Das Wachsen der Ausbeutungsrate ist durch das Wachsen der Zusammensetzung *bedingt*: eine Erhöhung der Produktivkraft der Arbeit durch Mechanisierung erhöht auch das Mehrprodukt pro gegebener Arbeitskraft, allerdings auf Kosten einer abnehmenden Menge derselben. Mag also die Rate von m/v immer weiter wachsen, so tut sie das auf einer immer kleineren Basis, da der Anteil von v und m *zusammengenommen* schrumpft.²⁷ Wie bei den eingangs genannten Wachstumsszahlen lenkt der mathematische Schein hier von den Sachverhalten eher ab. Wir können dieses Argument der Deutlichkeit halber dennoch in die verführerische Formel einsetzen. Abstrahieren wir von der Eins im Nenner und setzen eingangs alle Werte als 10. Die Formel sähe also so aus:

$$p(1) = \frac{10/10}{10/10} = 1$$

Eine steigende Wertzusammensetzung des Kapitals (c/v) würde nun bedeuten, dass sich c auf Kosten von v erhöht. Setzen wir eine Änderungsrate von 20%, so würde man in den unteren Teil der Gleichung (c/v) $12/8 = 3/2$ eintragen. Setzen wir, um das Ausgleichsargument beim Wort zu nehmen, auch für die obige Rate (m/v) eine Steigerungsrate von 20%. Was geschieht? Es wäre eine Mystifikation im Sinne des Kapitalfetischs, dort ebenfalls flugs $12/8$ einzutragen – denn woher sollen die 12 Anteile m kommen? Nimmt man das Marxsche Argument ernst, können sie nicht aus c , sondern nur aus v kommen. Es sei denn, wir bedienen uns an dieser Stelle des neoklassischen Paradigmas, was dem konstanten Kapital selbst eine Produktivität (von Mehrwert) zuspricht.²⁸ Bei einer Ausbeutungsrate von 100% haben wir bei 8 Anteilen v daher lediglich 8 Anteile m , die überhaupt ansteigen können. Bei einer Steigerung um 20% ergibt das folglich 9,6 Anteile m . Die Formel liest sich also bei einem gleichen Ansteigen beider Raten um 20% wie folgt:

²⁷ Auf diesen Punkt hat insbesondere Henning Wasmus hingewiesen (Die Profitratenfalle. Vortrag 2004, zuvor in: G. Best, R. Köbler [Hrsg.]: *Subjekt und System. Soziologische und anthropologische Annäherungen*. Frankfurt a.M. 2000). Michael Heinrich beschwört in seiner Entgegnung nur erneut den Schein der Formel (Zur Kritik des Marxschen Gesetzes vom tendenziellen Fall der Profitrate. Anmerkungen zum Papier „Profitratenfalle“ von Henning Wasmus. Beides dankenswerterweise zu finden unter www.oekonomiekritik.de).

²⁸ Und eben dies, das stete Springen in neoklassische Restbestände, ist das Grundproblem nicht nur bei Heinrich. Bei ihm macht sich dies schon im Grundansatz der „monetären Werttheorie“ bemerkbar, nach der der Wert einer Ware im Tausch nicht nur realisiert, sondern auch *erzeugt* wird – wie in der Neoklassik.

$$p(2) = \frac{9,6/8}{12/8} = 0,8$$

Selbst bei einem gleichmäßigen Steigen von Ausbeutungsrate und Wertzusammensetzung ist die Profitrate in diesem Beispiel also gefallen. Setzen wir die Veränderung auf 50% an, fällt die Profitrate noch deutlicher, nämlich auf 0,5. Diese Skizze ist mathematisch zwar amateurhaft, doch sie verdeutlicht den springenden Punkt bei Marx, die Dominanz der einen Bewegung (c/v) über die andere (m/v) auch für Anhänger quasi-mathematischer Deutungen.

Man könnte nun weiterhin darauf pochen, dass die Ausbeutungsrate rein rechnerisch weitaus schneller wachsen könnte als die Kapitalisierung der Produktion. In der Tat hat ja die höhere Arbeitsproduktivität widersprüchliche Effekte auf die Lohnhöhe: einerseits kann sie steigen, da jede Arbeitsstunde nun mehr hervorbringt – wie weit sie steigen kann, ist Ergebnis politischer Auseinandersetzungen und ökonomisch nicht deduzierbar. Für diese ist ebenso wichtig, dass die gestiegene Produktivität zugleich Arbeitskräfte freisetzt und somit die Konkurrenz auf dem Arbeitsmarkt erhöht, was die Lohnhöhe eher senkt und damit die Mehrwertrate erhöht. Doch es gibt weitere Faktoren, die dem unbegrenzten Steigen der Mehrwertrate eher entgegenstehen: zunächst ist sie gebunden durch die Länge des Arbeitstages, welcher nicht länger als 24 Stunden sein kann (und damit bei 23 zu 1 im Verhältnis unbezahlter zu bezahlten Arbeitsstunden sein Limit hat). Zudem zwingt die Konkurrenz zwischen den Kapitalisten jeden Einzelnen dazu, seine Preise zu senken. Niedrigere Verkaufspreise bei gleichen Produktionspreisen bedeuten natürlich eine geringere Gewinnspanne und somit einen Deckel für die Mehrwertrate (m/v). Schließlich spielt auch die Binnendifferenz innerhalb des variablen Kapitals eine Rolle, nämlich die wechselnde Verteilung in unproduktive und produktive Arbeit.²⁹

²⁹ Dies meint bei Marx nicht die Art der Produkte, sondern die Produktion von Mehrwert. Wenn viel Geld für die Überwachung der Produktion oder die Verteilung der Güter aufgewandt werden muss, so ist das keine „Wertschöpfung“, sondern zehrt vom Mehrprodukt. Wäre es anders, wäre der gegenwärtige Abbau „unproduktiver“ Sektoren der Volkswirtschaft (also auch von Wissenschaft und Bildung) kaum begreiflich. Der Effekt der Computertechnologie ist eine immense Einsparung der Zirkulationskosten. „Wissensarbeit“ allein schafft also nicht notwendigerweise neuen Wert, wie man am indischen Wissenssektor beobachten kann, der sich in Dienstleistungen für das Ausland erschöpft und so nur geringe Beträge des ausländischen Mehrprodukts ins Inland zieht. Siehe Rolf Johannes: Bemerkungen zur geschichtlichen Tendenz des kapitalistischen Systems. Dienstleistung und Fall der Profitrate. In: Gerhard Schwepenhäuser (Hrsg.): Kritik und Krise II. Lüneburg 1989. S. 36–73; sowie Moseley: The Falling Rate of Profit.

Wir sehen also, Politik spielt bei all diesen Größen eine Rolle und lässt sich aus der Theorie nicht exkulpiert. Doch das Gesetz lässt sich selbst dann aufrechterhalten, wenn wir die Einwände gegen ein unbegrenztes Steigen der Mehrwertrate beiseite lassen. Denn der Einfluss der Mehrwertrate wird bei steigender organischer Zusammensetzung immer geringer, mag die Rate noch so hoch sein. Auch das lässt sich formal gut zeigen. Definieren wir zunächst den Mehrwert (m) als den verbleibenden Anteil an zugesetzter Gesamtarbeit (L für „lebendige Arbeit“) nach Abzug der Löhne: $m = L - v$. Setzt man dies ein in die Profitrate: $m/c + v$, so erhält man:

$$p = (L - v) / (c + v).$$

Eine steigende Mehrwertrate (m/v), auf die diese Linie der Marxkritik so stark setzt, bedeutet, dass m auf Kosten von v wächst: die Arbeiter bekommen weniger Lohn, der Unternehmer behält dafür mehr vom Mehrwert als Gewinn ein. Das Maximum an Ausbeutung wäre es, wenn *gar keine* Löhne mehr gezahlt würden ($v = 0$). In diesem für die Unternehmer günstigsten Fall können wir also v wegekürzen, und es ergäbe sich:

$$p = L/c.$$

Diese Ausdrucksweise heißt nun aber nichts anderes, als dass die Profitrate langfristig durch die Zusammensetzung des Kapitals bestimmt wird. Denn wenn der Anteil toter Arbeit (c) gegenüber dem Anteil lebendiger Arbeit ($L = c + v$) steigt (c/L), dann sinkt ihre Umkehrung, die Rate L/c aus obiger Gleichung, und damit eben die Profitrate – und zwar weitgehend unabhängig davon, wie sich das L *intern* auf c und m, die beiden Faktoren der Mehrwertrate, verteilt.³⁰ Quod erat demonstrandum. Dies ließe sich auch noch durch eine weitere formale Beweisführung zeigen. Denn die Profitrate p ($m/c + v$) kann man auch schreiben als

$$p = \frac{m}{K} \quad \text{wo } K = c + v = \text{gesamtes vorgeschossenes Kapital}$$

Teilt man Zähler und Nenner durch L ($L = m + v$), so erhält man:

$$p = \frac{m}{L} \cdot \frac{L}{K} \quad \text{wo } \frac{L}{K} = \frac{(m + v)}{(c + v)} :$$

Teilt man erneut Zähler und Nenner von m/L durch v, erhält man (da $L = m + v$):

³⁰ „Der Umstand, dass in den einzelnen Waren, aus deren Gesamtheit das Produkt des Kapitals besteht, die enthaltne zusätzliche lebendige Arbeit in einem abnehmenden Verhältnis zu den in ihnen enthaltenen Arbeitsstoffen und den in ihnen konsumierten Arbeitsmitteln steht ... trifft nicht das Verhältnis, worin sich die in der Ware enthaltne lebendige Arbeit in bezahlte und unbezahlte teilt“ Marx: Das Kapital Bd. 3. In: MEW. Bd. 25. S. 249. (MEGA² II/15. S. 236.)

$$p = \frac{m/v}{(m/v) + 1} \cdot \frac{L}{K}$$

Was bedeutet das nun? Sichtbar wird in dieser Umformulierung Folgendes: Die Mehrwertrate kann die Profitrate zwar beeinflussen, aber je höher sie steigt, desto geringer ihr Einfluss. Sie kann gegen unendlich steigen, ohne dass sie die dominante Tendenz noch beeinflussen würde, da $(m/v) / (1 + m/v)$ bei steigendem m/v den Grenzwert 1 erreicht. Die Profitrate bleibt also gerade bei einer steigenden Mehrwertrate abhängig von der dominanten Tendenz, der Zunahme der Zusammensetzung des Kapitals. Da K/L (oder $c + v / m + v$) steigt, sinkt L/K und damit die Profitrate. Quod erat demonstrandum.

Um nicht missverstanden zu werden: diese Formalisierungen zeigen lediglich, dass das Marxsche Argument stärker ist, als seine Kritiker es hinstellen. Seine einzelnen Komponenten sind eng miteinander rückgekoppelt. Es lassen sich in und durch das scheinbar chaotische Wirrwarr des Marktgeschehens bestimmte Kräfte erahnen, die sich langfristig und über Zyklen hinweg durchsetzen. Eben der Ausformulierung und Erklärung dieser Kräfte dient das Marxsche Gesetz. Das bedeutet nun nicht, dass man daraus das Verhalten der Realität irgendwie „ableiten“ könnte und man fortan nur noch fallende Profitraten antreffen würde. Diese gehen aufgrund der vielen „entgegenwirkenden Ursachen“ (MEW. Bd. 25. S. 242–250; MEGA[®] II/15. S. 229–237) in der Realität ständig auf und ab, es gibt zudem komplexe Wechselverhältnisse zwischen einzelnen Industrien und Wirtschaftsregionen. In allen diesen gibt es allerdings, folgt man Marx, eine langfristig wirkende Kraft, die die Profite über die Zeit sinken lässt.

Ist das Marxsche Gesetz vom tendenziellen Fall der Profitrate also stärker als bislang bei Freund und Feind angenommen, folgt daraus keineswegs die Prognose einer Endkrise mit „Zusammenbruch“, wie sie Marx noch jüngst im *Spiegel* vorgehalten wurde (Fußnote 2). Nach der Logik dieses Gesetzes verstärkt sich lediglich die Krisenanfälligkeit: immer größere Kapitalmassen müssen investiert werden, um einen adäquaten Profit zu erzielen. Woher sollen Neueinsteiger, etwa aus Entwicklungsregionen, diese Beträge nehmen, wenn sie sie nicht zu hohen Zinsen und unter diktatorischen Konditionen auf dem Weltfinanzmarkt (inclusive IWF und Weltbank) aufnehmen wollen? Es können also nur hinreichend große Unternehmen in diesen Regionen investieren (sog. „global player“). Das bedeutet, dass die Gewinne gerade nicht diesen Regionen zufließen, außer als gelegentliche Almosen. Auch die ungleiche globale Entwicklung hängt also mit diesem Gesetz zusammen.

Die Notwendigkeit kapitalintensiver Produktionsweisen kann auch für kleine Kapitale in den industrialisierten Regionen immer schwieriger werden.

Vielleicht erklärt dies die Fusionswellen der letzten Jahre. Bei Verwertungskrisen werden die Löhne kontinuierlich gedrückt, und eine innovative Technologie wird immer nötiger, um im Wettbewerb bestehen zu können. Folgt man Marx, forciert dies den Fall der Profitrate nur noch weiter. So betrachtet ist auch eine hohe Arbeitslosigkeit kein großes Wunder mehr, sondern eher erwartbar. Zwar kann sich die Profitrate in der Krise wieder erholen, aber sie wird aufgrund der sich verändernden organischen Zusammensetzung nur auf ein im Vergleich zu vorigen Zyklen stets niedrigeres Niveau steigen können. Sollen in einer solchen Situation dennoch höhere Profite erzielt werden, müssen sich im Vorfeld die Klassenkonflikte verschärfen; etwa, indem die Real-löhne und Sozialleistungen gesenkt werden oder indem die Produktion noch weiter ins Ausland verlagert wird. Eine hohe strukturelle Arbeitslosigkeit, ein rasantes technisches Wachstum und immer riskantere Technologien, eine Flucht aus der Realwirtschaft in den scheinbar profitableren Spekulations- und Finanzsektor, eine immer größere Mobilität von kurzfristig angelegtem Kapital auf der Suche nach höheren Profiten, eine zunehmende soziale und globale Ungleichheit, und das alles bei einem steten Abbau von sozialen und ökologischen Standards weltweit – all das ist zweifelsohne heute die Regel. Nimmt man aber hypothetisch den Fall einer Profitrate an, so lassen sich diese Phänomene gut erklären: das verzweifelte Suchen nach immer neuen Produkten, nach immer neuen Märkten – etwa dem „Neuen Markt“, Gott habe ihn selig –, nach immer neuen Technologien (und seien sie noch so kulturschädigend oder ökologisch riskant) sind Ausdruck einer Verwertungskrise. Sie sind somit genau das, was die Marxsche Theorie erwarten ließe. Das hat allerdings Konsequenzen für die Einschätzung der medial so hoch gelobten Kräfte des „Marktes“.

4. Ausblick

Im Marxschen Paradigma ist davon auszugehen, dass es bei den großen Innovationen und Investitionen unserer Zeit nicht um eine „Bedarfsdeckung“ geht – etwa um die „Lösung“ des Welternährungsproblems oder um Gesundheit für die Dritte Welt, so verführerisch es auch klingen mag. Es geht aus Sicht dieses Paradigmas primär um Anlagestrategien „brachliegenden“ Kapitals. Es ist brachliegend aufgrund zu geringer Gewinnaussichten (Profitraten) auf den herkömmlichen Märkten. Aus dieser Sicht besteht die Krise also nicht in einer Knappheit an Geld oder Gütern, sondern in zu geringen Gewinnaussichten und

den nachfolgenden Investitionsrückgängen. Wäre der Zweck der kapitalistischen Wirtschaft tatsächlich die Bedarfsdeckung, wie das neoklassische Paradigma will, wäre dem Welthunger und den Gesundheitsproblemen relativ einfach beizukommen – Nahrungsmittel sind mehr als genug vorhanden, und eine ausreichende Ernährung würde viele Gesundheitsprobleme bereits wirksam bekämpfen, wenn auch sicher nicht alle. Man könnte zwar im Sinne von Hayek meinen, dass der technische und kulturelle Fortschritt selbst noch als Nebenprodukt der Gewinnmaximierung vorzuziehenswert sei. Darüber mag man streiten; doch zur Bekämpfung von Armut und Krankheit weltweit kann dieser geschichtsphilosophische Zynismus schlecht herangezogen werden, solange abzusehen ist, dass diese sich durch die Einführung der neuen Technologien eher noch verstärken werden. Das Marxsche Argument kann wirksam zeigen, dass „der Markt“ nicht die Lösung all unserer Probleme ist, sondern zuweilen selbst eine Ursache derselben.

Entfremdung und die Reproduktion der Unvernunft*

Christian Schmidt

Warum die Entfremdungsdiskussion erneuern?

Heute über Entfremdung sprechen zu wollen, ist nicht selbstverständlich. Das Konzept, das in den 1960er und 1970er Jahren breit diskutiert und zum Allgemeinplatz der emanzipatorischen Bewegungen wurde, ist heute ad acta gelegt. Von den einen, weil es ihnen schon immer als theologische Verwirrung einer marxistischen Tradition erschien, von den anderen weil mit dem Untergang des realexistierenden Sozialismus nicht nur die Notwendigkeit verschwand, die eigene Utopie gegen das repressive staatliche Modell abzugrenzen, sondern auch die Frage nach der Überwindung des „Spätkapitalismus“ nicht mehr auf der Tagesordnung stand. Doch im Grunde genommen brauchte es nicht erst die Ereignisse von 1989. Die Entfremdungsdiskussion hatte schon die Krise des Marxismus in den 70er Jahren nicht überlebt.

Das heißt aber nicht, dass die gesellschaftlichen Zustände, die das Konzept der Entfremdung theoretisch einst so fruchtbar erscheinen ließen, auf einmal verschwunden sind. Auch heute noch stellen sich die Fragen nach dem Verhältnis von Individuum und gesellschaftlicher Organisation, der Entstehung von Herrschaftsstrukturen durch das Handeln der Beherrschten statt durch eine Verschwörung der Herrschenden und nach den Möglichkeiten einer Emanzipation. So kann es auch nicht verwundern, wenn heute die Diskussion der Probleme nicht erloschen ist. Allerdings hat sie sich inzwischen andere Namen gesucht, von denen *Subjection* einer ist.¹ Verwundern kann es allerdings, dass

* Der vorliegende Text ist die überarbeitete und erweiterte Version des Manuskripts eines am 9. November 2003 in Frankfurt am Main auf dem Kongress „Indeterminate! Kommunismus“ gehaltenen Vortrags.

¹ Zum Begriff „Subjection“ siehe Judith Butler: *Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung*. Frankfurt a.M. 2001. Als Butlerinterpretation, die für den Kontext der Entfremdungproblematik offen ist, siehe Stephan Moebius, Dirk Quadflieg: *Ambivalente Freiheit. Praktiken*

dadurch Ansätze, die unter den Sammelbezeichnungen Postmoderne und Poststrukturalismus den Marxismus hinter sich gelassen zu haben schienen, eines seiner Projekte fortführen.

Die Entfremdungsdiskussion heute wieder aufzunehmen, hat in diesem Zusammenhang vor allem den Sinn, das Verhältnis von Individuum und Macht genauer fassen zu können. Die Konzeption der Entfremdung bietet die Möglichkeit, ausgehend von einem Verständnis der Reproduktion gesellschaftlicher Handlungsstrukturen durch die Individuen hindurch, dieses Verhältnis zu beschreiben. Die Kritiken an bestimmten Lesarten des Entfremdungsgedankens verdeutlichen hingegen Probleme, die sich bei der Konfrontation einer individualisierten und einer überindividuellen Instanz ergeben, wenn beide als auseinander hervorgehend gedacht werden müssen, weil Macht nicht jenseits der Handlungen von Individuen existiert und die Handlungen der Individuen andererseits durch die gesellschaftlich wirkenden Mächte bestimmt werden. Mir geht es im Folgenden deshalb darum, die Quellen des Entfremdungsbegriffs und ihr Verhältnis zueinander zu diskutieren. Dabei möchte ich die Kritiken Althusser's und Adornos an in der marxistischen Tradition verwendeten Entfremdungskonzeptionen diskutieren, um schließlich einen Entfremdungsbegriff zu gewinnen, an dem sich Vorstellungen von Emanzipation und Freiheit orientieren müssten.

Gehört Entfremdung zu den Marxschen Kernbegriffen?

Wenn von einer Diskussion der Entfremdung in Anschluss an Marx gesprochen wird, dann sind die Quellen die „Ökonomisch-philosophischen Manuskripte“ von 1844.² Diese ihrerseits gelten zumeist als von Feuerbach beeinflusst, der seinerseits einen Hegelschen Gedanken aufgreift. Da der Gedanke Feuerbachs mit dem Hegels nicht identisch ist, heißt das, dass hier bereits zwei Quellen des Entfremdungsbegriffs angenommen werden müssen. In Wirklichkeit ist der Marxsche Entfremdungsbegriff jedoch noch komplexer, da Hegel nicht nur in der von Feuerbach veränderten Theorie des Geistes³ zu dessen

des Widerstands und leidenschaftliches Verhaftetsein bei Judith Butler. In: DemoPunk und Kritik und Praxis Berlin (Hrsg.): Indeterminate! Kommunismus. Texte zur Ökonomie, Politik und Kultur. Münster 2005. S. 137–149.

² Siehe Karl Marx: Ökonomisch-philosophische Manuskripte. Erste Wiedergabe. In: MEGA[®] I/2. S. 187–322.

³ Siehe Ludwig Feuerbach: Das Wesen des Christentums. In: Ders.: Gesammelte Werke. Bd. 5. 2., durchges. Aufl. Berlin 1984.

Bestimmung beitrug, sondern auch mit der Philosophie des Rechts⁴, die für Marx als Grundlage seines Materialismus Bedeutung erlangte.

Der bekanntere Hegelsche Ursprung des Entfremdungsbegriffs ist das Auseinandertreten der Reflexionen über die Vernunft, sei sie theoretisch oder praktisch. In seinen historischen Rekonstruktionen des Entwicklungsganges der Praxen der Erkenntnis und des Staates treffen widersprüchliche Konzeptionen dieser Praxen aufeinander, die jeweils Momente des Vorgangs erfassen, diese aber untereinander nicht zu vermitteln vermögen. Anders als die Rede vom Idealismus nahe legt, haben die Konzeptionen der Praxen durchaus auch Konsequenzen für diese. Die Dynamik des Vermittlungsprozesses der Praxen ist deshalb nicht imaginär, sondern praktisch. Was dabei für Hegel entscheidend ist, ist die Richtung der Dynamik. In ihr werden die Praxen im Sinne der Aufklärung zunehmend durchsichtig. Je mehr nämlich die verschiedenen Momente miteinander vermittelt werden, um so mehr erfasst die Reflexion die Gründe für ihr Bestehen. Der Prozess der Vermittlung ist deshalb eine Rückkehr der handelnden Vernunft zu sich selbst, während die Entfremdung im Auseinandertreten in die einzelnen unvermittelten Momente einer Praxis besteht, bei denen sich die Reflexion einer Praxis und diese selbst gegenüberstehen, ohne eine Einheit zu bilden.

Es kann als Ausdruck der damaligen historischen Epoche in Deutschland gesehen werden, dass Hegels aufklärerischer Optimismus die Fragen seiner Nachfolger schon bald nicht mehr zu befriedigen vermochte. Zumindest der preußische Staat schien sich in seiner Entwicklung nicht länger an das Programm der Aufklärung zu halten. Es stand also die Frage, was die Dynamik hin zu einer Aufhebung der Entfremdung in den versöhnten Zustand der sich selbst durchsichtigen Vernunft aufzuhalten vermochte. Althusser beschreibt als den entscheidenden Schritt Feuerbachs das Aufwerfen der Frage: „Warum aber existiert die Vernunft notwendiger Weise in unvernünftigen Formen?“⁵ Statt weiter auf die Vermittlung der Momente der Vernunft im historischen Prozess zu warten, war damit die Aufmerksamkeit auf die andauernde Reproduktion der Unvernunft gelenkt.

Nun muss einschränkend bemerkt werden, dass Althusser hier Feuerbach schon aus der Perspektive des Marxschen Unternehmens liest. Feuerbachs In-

⁴ Siehe Georg Wilhelm Friedrich Hegel: Grundlinien der Philosophie des Rechts. In: Ders.: Werke. Bd. 7. Frankfurt a.M. 1986.

⁵ Louis Althusser: Marx dans ses limites. In: Ders.: Écrits philosophiques et politiques. t. 1. Paris 1994. p. 431: «mais pourquoi donc la Raison existe-t-elle *nécessairement sous des formes irrationnelles?*» Hier und im Folgenden sind Hervorhebungen in Zitaten immer Hervorhebungen des Originals.

tion war nicht die „Kritik der reinen Unvernunft“, wie Althusser meint,⁶ der von ihm erwogene Titel für „Das Wesen des Christentums“ war vielmehr die „Kritik der unreinen Vernunft“⁷. Mit anderen Worten, Feuerbach unterzieht den Hegelschen Versöhnungsgedanken einer an Kant orientierten Revision. Sein ganzes Unternehmen ist darauf gerichtet, in antiklerikaler Weise den wahren Kern der Religion gegen die Praxen der Kirchen zu retten. Das Heilige, das wie Kants Transzendentes die Basis der menschlichen Praxen bilden soll, will er der entfremdeten theologischen Form entreißen. Die Feuerbachsche Kritik hat deshalb zwei Seiten. Zum einen versucht er kantisch das Wesen des Christentums zu bestimmen und findet es im Menschen, nicht als einzelner beschränkter Wesen, sondern als Gattung, in der die Schranken aufgehoben sein sollen. Wo das Wissen des Individuums Grenzen hat, demonstriert die Gattung, das Menschengeschlecht die Potentialität, aus der allein die Vorstellung der Allwissenheit entstehen kann, ohne die das Reden von einer Grenze des Wissens gar keinen Sinn hätte. Allerdings ist ihm dabei ganz im Sinne Hegels die soziale Sphäre jenseits der Individuen der Bereich, der die Wahrheit über die Möglichkeiten individueller Menschen birgt.

Doch die Organisation dieser Sphäre ist nicht mehr nur aufgeteilt in widerstreitende Momente dieser Wahrheit, sondern die Wahrheit hat in ihr selbst eine festgefügte Form angenommen. Das institutionalisierte Christentum hat dessen Wahrheiten vergegenständlicht und den Menschen so gegenübergestellt, dass die Gegenstände der Religion die Wahrheit zu verbergen vermögen. Der personalisierte Gott hat zwar alle Eigenschaften des Gattungswesens, aber in ihm ist seine Herkunft verleugnet. Stattdessen behauptet die Religion die Unabhängigkeit Gottes von den Menschen, die sich in ihm doch ihr Leben als Gattung verbildlicht haben. Die Aufhebung der Entfremdung ist nun nicht mehr nur die Versöhnung einer Praxis mit der Reflexion über sie, die Aufhebung der Entfremdung richtet sich in der Religionskritik auf die Bestimmung des Gattungswesens und dessen Verwirklichung in der konkreten Praxis.

Es gibt in den „Ökonomisch-philosophischen Manuskripten“ viele Formulierungen, die eine Interpretation in enger Anlehnung an das Feuerbachsche Programm einer kritischen Anthropologie nahe legen. Interpretationen, die so verfahren, trennen dann zumeist klar zwischen dem „jungen“ und dem „reifen“ Marx und erklären die Entfremdungsproblematik mit der „Deutschen Ideologie“ für verworfen. Beispielhaft und unter Berücksichtigung der Literatur führt

⁶ Siehe ebenda.

⁷ Siehe Werner Schuffenhauer, Wolfgang Harich: Vorbemerkung. In: Ludwig Feuerbach: Gesammelte Werke. Bd. 5. S. V.

Michael Heinrich diese Argumentation vor.⁸ Entscheidend für die Annahme einer der Entfremdung zugrunde liegenden Anthropologie sind die Interpretationen der Begriffe des „Wesens“ und des „Gattungswesens“ die Marx von Hegel bzw. Feuerbach übernimmt. Von diesen Begriffen ist die Kritikstrategie der „Ökonomisch-philosophischen Manuskripte“ nicht zu trennen. Heinrich interpretiert: „Die Wirklichkeit wird mit einem idealen menschlichen Wesen konfrontiert, wobei eine Nichtübereinstimmung, ein Widerstreit von Existenz und Wesen, eine Entfremdung vom wirklichen Wesen festgestellt wird.“⁹ Dieser Widerstreit sei zwar im Gegensatz zur Theorie Feuerbachs durch „die Gegenständlichkeit des Gattungswesens als *gegenständliche Produktion*“ und eine explizite Geschichtlichkeit der sich entfaltenden „Wesenskräfte des Menschen“ geprägt, jedoch sei das Wesen anthropologisch bestimmt, da Gegenständlichkeit und Geschichtlichkeit nicht bedeuteten, „daß sich das menschliche Wesen selbst ändern würde, es sind vielmehr die ihm innewohnenden Potenzen, die nach und nach realisiert werden“.¹⁰

Dieses sich entfaltende Wesen, das er mit dem Gattungswesen gleichsetzt, ist laut Heinrich für Marx ein Bestandteil jedes Menschen. Die Marxsche Klarstellung: „Es ist vor allem zu vermeiden die ‚Gesellschaft‘ wieder als Abstraktion dem Individuum gegenüber zu fixieren. Das Individuum *ist* das *gesellschaftliche Wesen*“¹¹, führt deshalb zu der Folgerung: „Damit geht Marx hier vom selben *Individualismus* aus, wie die politische Ökonomie: Gesellschaft wird unmittelbar durch die Wesenseigenschaften der Individuen konstituiert und ist daher auch nur von diesen Wesenseigenschaften her zu begreifen.“¹² Und trotz aller Geschichtlichkeit soll dieses Wesen auch noch feststehend sein. Denn: „Wenn Marx vom Kommunismus als der ‚Rückkehr‘ des Menschen zu seinem menschlichen Wesen spricht, so ist damit ein ursprünglicher Zustand impliziert, in welchem der Mensch sein menschliches Wesen noch besaß.“¹³

Der hier unterstellte Wesensbegriff ist allerdings durch den Text nicht gedeckt. So findet sich nicht nur keine Ausarbeitung der unterstellten Anthropologie, auch der ursprüngliche Zustand wird durch Marx nicht historisch

⁸ Siehe Michael Heinrich: Die Wissenschaft vom Wert. Die Marxsche Kritik der politischen Ökonomie zwischen wissenschaftlicher Revolution und klassischer Tradition. Münster 2001. Vor allem: „Zweiter Teil. Die wissenschaftliche Revolution von Marx.“ S. 86–157.

⁹ Ebenda. S. 116.

¹⁰ Ebenda. S. 111–112.

¹¹ Marx: Ökonomisch-philosophische Manuskripte. In: MEGA[®] I/2. S. 267.

¹² Heinrich: Die Wissenschaft vom Wert. S. 115.

¹³ Ebenda. S. 116. Die Rede von der „Rückkehr“ in: Marx: Ökonomisch-philosophische Manuskripte. In: MEGA[®] I/2. S. 263.

fixiert – wie Heinrich selbst bemerkt. Wichtiger noch ist aber, dass die Vorstellung eines Wesens, das in den Individuen wohnt, so unhegelianisch ist, dass es unplausibel ist, sie Marx zu unterstellen. Das Wesen ist schon bei Hegel ein Begriff, der vom Sein nicht zu trennen ist. Seine Entfaltung in der Reflexion oder im historischen Prozess geht nicht von einem Ausgangspunkt aus, zu dem sie dann nach einigen Irrungen und Wirrungen zurückkehrt, vielmehr ist die Entfaltung der innewohnenden Potenzen die reale Bestimmung des Wesens. Dieses Wesen kann zudem nicht als Bestandteil der Individuen gefasst werden. Hier muss die Interpretation berücksichtigen, dass Ausdrücke wie „der Mensch“ oder „menschlich“ nicht nur wie in Heinrichs Interpretation „jeder einzelne Mensch“ und „bei allen einzelnen Menschen“ bedeuten können, sondern oft auf der Ebene begrifflicher Bestimmung verstanden werden müssen.¹⁴

Für die Terminologie der „Ökonomisch-philosophischen Manuskripte“ heißt das, Sätze über „den Menschen“ binden ihn an die Bestimmung des Gattungswesens, an dem jeder einzelne Mensch Anteil hat, ohne dass es ihm einwohnt. Die Rede vom Gattungswesen bezeichnet stattdessen eine dem Hegelschen Geist vergleichbare Analyseebene. Der Hegelsche Geist wiederum wohnt auch nicht jedem Individuum ein, obwohl er die Bedingungen des Denkens jedes einzelnen Subjekts bestimmt. Er ist vielmehr wie der Zeitgeist, den das alltägliche Verständnis auch nicht zu einem Gespenst konkretisiert, ein kollektives Phänomen, das auf der individuellen Ebene nicht angemessen beschreibbar ist. Die von Heinrich zitierte Marxsche Klarstellung ist damit das explizite Gegenteil eines methodischen Individualismus. Die Bestimmung des Individuums als das gesellschaftliche Wesen macht vielmehr deutlich, dass auch die Individualität als gesellschaftliches Faktum zu verstehen ist und ohne sie nicht begriffen werden kann.

Heinrich sieht den Entfremdungsbegriff bei Marx mit der „Deutschen Ideologie“ als verworfen an, weil dort der „philosophische“ Wesensbegriff verworfen wird.¹⁵ Zwar ist die „Deutsche Ideologie“ voll von Argumenten gegen Wesensbestimmungen, doch liegt die Emphase hier auf der Methode der Bestimmung, die eigene Gegenwart verallgemeinernd ein Wesen des Menschen

¹⁴ Zum Changieren der Bedeutung von „der Mensch“ siehe etwa Marx: Ökonomisch-philosophische Manuskripte. In: MEGA[®] I/2. S. 243: „Das *fremde* Wesen, dem die Arbeit und das Product der Arbeit gehört, in dessen Dienst die Arbeit, und zu dessen Genuß das Product der Arbeit steht, kann nur der *Mensch* selbst sein. Wenn das Product der Arbeit nicht dem Arbeiter gehört, eine fremde Macht ihm gegenüber ist, so ist dieß nur dadurch möglich, daß es einem *andern Menschen ausser dem Arbeiter* gehört [...] nur der Mensch selbst kann diese fremde Macht über d[en] Menschen sein.“

¹⁵ Siehe Heinrich: Die Wissenschaft vom Wert. S. 134.

festzulegen, das der empirischen Existenz der Junghegelianer korrespondiert. Es ist Derrida zuzustimmen, wenn er vor allem mit Blick auf die den Hauptteil der „Deutschen Ideologie“ ausmachende Auseinandersetzung mit Stirner bemerkt, Marx sei „damit beschäftigt, dem Bruder Stirner eine Lektion in Hegelianismus zu erteilen“¹⁶. Marx geht es in seinem Ringen um den Materialismus und eine neue, sich vom Linkshegelianismus deutlich distanzierende Sprache darum, eine Methode der Analyse zu erarbeiten, die den tatsächlichen Entwicklungen gerecht wird und nicht eine Pseudohistorie entwerfen muss, die sich nach dem unterstellten System zu richten hat.

Diese Bemühungen kennzeichnen die Weiterentwicklung des Marxschen Denkens. Sie enthalten jedoch nicht den angenommenen Bruch zwischen einem jungen, anthropologischen und einem reifen, ökonomischen Marx. Die Rolle der Entfremdungsproblematik, wenn sie nicht anthropologisch gelesen wird, bleibt vielmehr erhalten. Auch nach den „Ökonomisch-philosophischen Manuskripten“ bildet das, was dort als Entfremdung bezeichnet wird, den Kern von dem sich die Kritik der gesellschaftlichen Verhältnisse herleitet und ohne den unklar bliebe, wie der Empirismus des Marxschen Materialismus hätte überwunden werden können.¹⁷ So lassen sich auch im Spätwerk immer wieder Bezugnahmen auf die in der Entfremdungserfahrung angesprochenen Konflikte finden. Und auch, wenn Heinrich zuzustimmen ist, dass es an diesen Stellen zumeist „um die Verselbständigung des gesellschaftlichen Zusammenhangs gegenüber den einzelnen Individuen“¹⁸ geht, zeigt dieser Hinweis doch nur die Entwicklung an, die die Entfremdungsproblematik im Spätwerk nimmt, statt als erledigt gelten zu können.¹⁹

¹⁶ Jacques Derrida: Marx' Gespenster. Der Staat der Schuld, die Trauerarbeit und die neue Internationale. Frankfurt a.M. 2004. S. 169.

¹⁷ Wie eine solche Konfrontation der falschen Wirklichkeit mit einem wahren Zustand aussehen kann, ohne letzteren zum ewigen Ideal verklären zu müssen, demonstriert auch Marcuse: „Wir können wahre und falsche Bedürfnisse unterscheiden. ‚Falsch‘ sind diejenigen, die dem Individuum durch partikuläre gesellschaftliche Mächte, die an seiner Unterdrückung interessiert sind, auferlegt werden: diejenigen Bedürfnisse, die harte Arbeit, Aggressivität, Elend und Ungleichheit verewigen.“ (Herbert Marcuse: Der eindimensionale Mensch. Studien zur Ideologie der fortgeschrittenen Industriegesellschaft. München 1994. S. 25.) Wie bei Marx das menschliche Wesen, so ist auch bei Marcuse das wahre Bedürfnis kein positiv ausgearbeiteter, überhistorischer Begriff, sondern ein Instrument zur Kontrastierung des zu überwindenden Zustands.

¹⁸ Heinrich: Die Wissenschaft vom Wert. S. 142.

¹⁹ Ein Weg, der sich begrifflich übrigens in den „Ökonomisch-philosophischen Manuskripten“ schon ankündigt, wenn dort von der Produktion des Arbeiters als „Vergegenständlichung“ gesprochen wird. Siehe Marx: Ökonomisch-philosophische Manuskripte. In: MEGA² I/2. S. 236 u. ö.

Wie ich zeigen möchte, ist die Entfremdungsproblematik jenseits anthropologischer Fragestellungen von der Spannung zwischen Gesellschaft und Individuum geprägt, wobei einerseits das Individuum nur aus der Gesellschaftlichkeit heraus gedacht werden kann, andererseits durch die Organisation der gesellschaftlichen Arbeitsteilung mit seiner Tätigkeit in einen Gegensatz zu den in dieser Gesellschaftlichkeit produzierten Potentialitäten seiner Individualität geraten kann. Wird also – wie ich vorschlagen möchte – statt Feuerbach die dritte Quelle der Entfremdungskonzeption zum Ausgangspunkt der Interpretation genommen, um die sich die Fragen der anderen beiden Quellen gruppieren, dann zeigt sich, dass der Entfremdungsbegriff nicht nur bei Marx zentral bleibt, sondern bis heute Bedeutung hat.

Diese dritte Quelle ist die Entfremdung in Vertragsbeziehungen. Der Wille der Vertragsparteien wird im Vertrag, so die Übereinstimmung der Vertragstheorien, übertragen: sei es durch die Aufgabe von Rechten gegenüber einem Souverän in den Naturrechtstheorien²⁰ oder durch die Aufgabe eines Anspruchs auf Eigentum im Verkauf²¹. Letzteres ist für den Marxschen Entfremdungsbegriff entscheidend, weil dieser sich aus dem Verhältnis von Eigentum, Arbeit und Tausch entwickelt.

In den gültigen Eigentumstheorien²² entsteht Eigentum aus der Kraft der Arbeit, die zusätzlich zu ihren unmittelbaren, Gegenstände verändernden Eigenschaften auch appropriierend, also eigentumsschaffend, wirken soll. Die Auseinandersetzung mit den Gegenständen der Natur, wobei Natur im Sinne einer nicht bereits menschlicher Praxis unterworfenen Sphäre verstanden wird, erzeugt eine Bindung des Gegenstandes an das handelnde Individuum, die billiger Weise nicht von anderen in Frage gestellt werden darf, da das Eigentum die zu genießende Frucht der Mühe sei.

²⁰ Siehe Thomas Hobbes: *Leviathan oder Stoff, Form und Gewalt eines kirchlichen und bürgerlichen Staates*. Frankfurt a.M. 1984. S. 134: „Der alleinige Weg zur Errichtung einer solchen allgemeinen Gewalt [...] liegt in der Übertragung ihrer gesamten Macht und Stärke auf einen Menschen oder eine Versammlung von Menschen, die ihre Einzelwillen durch Stimmenmehrheit auf einen Willen reduzieren können.“

²¹ Siehe Hegel: *Grundlinien der Philosophie des Rechts*. § 71: „Eigentum nicht mehr nur vermittels einer Sache und meines subjektiven Willens zu haben, sondern ebenso vermittels eines anderen Willens und hiermit in einem gemeinsamen Willen zu haben, macht die Sphäre des *Vertrags* aus.“

²² Paradigmatisch ist – trotz einzelner, aber nur wenig plausibler Abweichungen wie etwa Jeremy Rifkin: *Access. Das Verschwinden des Eigentums*. Frankfurt a.M. 2002 – auch in den aktuellen Debatten um geistiges Eigentum noch immer Lockes „*Second Treatment*“. Siehe John Locke: *Zwei Abhandlungen über die Regierung*. Frankfurt a.M. 1977.

Über die gängigen Eigentumstheorien hinaus weist Hegel darauf hin, dass Arbeit neben approprierender Kraft auch der tätige Zugang zur Welt ist.²³ Damit entsteht aber ein Konflikt, wenn der Zustand einer voll ausgebildeten Eigentumsordnung erreicht ist. Die Durchsetzung des Eigentums versperrt der weitgehend eigentumslosen Mehrheit den Zugang zur Welt. Deren Existenz hängt deshalb von einem Akt der Selbstentfremdung ab. Sie muss, gezwungen durch die gesellschaftliche Struktur im Lohnarbeitsvertrag, ihre Tätigkeit Zwecken unterwerfen, die von anderen bestimmt werden, als von ihr selbst.

Marx beschreibt den zentralen Konflikt, dem sich die Eigentumslosen ausgesetzt sehen, sehr nah an der Hegelschen Bestimmung des Willens.²⁴ Bezogen auf den Willen fallen in der Arbeit die Tätigkeit und ihr Ziel auseinander, werden sich die Menschen selbst, ihren Produkten und Produktionsbedingungen fremd.²⁵ Zudem kann das Ergebnis ihrer Tätigkeit in dieser Situation nicht sein, dass sich an der Eigentumsverteilung etwas ändert. Die Eigentumslosen sind und bleiben in der strukturell benachteiligten Situation. Ja, je mehr sie tätig sind, umso kleiner wird der Anteil noch nicht appropriierter Natur, umso stärker wird ihre Abhängigkeit von der Lohnarbeit.²⁶ Auch in diesem Sinn verfolgen sie demnach ein ihnen fremdes Ziel. In Marx' kritischer Perspektive zeigt sich also, dass die Dynamik des Widerspruchs nicht dessen Auflösung, sondern dessen Reproduktion in sich trägt. Mehr noch, der strukturelle Zwang

²³ Siehe Hegel: Grundlinien der Philosophie des Rechts. § 52; siehe auch die entsprechende Konzeption bei der Arbeitsteilung und Weltaneignung in eins fallen bei Marx: Ökonomisch-philosophische Manuskripte. In: MEGA[®] I/2. S. 241: „Das praktische Erzeugen einer *gegenständlichen Welt*, die *Bearbeitung* der unorganischen Natur ist die Bewährung des Menschen als eines bewußten Gattungswesens, d.h. eines Wesens, das sich zu der Gattung als seinem eignen Wesen oder zu sich als Gattungswesen verhält. [...] Durch [die Production] erscheint die Natur als *sein* Werk und seine Wirklichkeit.“

²⁴ So verwendet Marx für die entfremdete Lohnarbeit den Begriff der „Aneignung [...] als *Entäußerung*“. (Ebenda. S. 236 u. ö.) „Entäußerung“ ist aber auch Hegels Begriff für die Aufgabe oder Übertragung von Eigentum. (Siehe Hegel: Grundlinien der Philosophie des Rechts. § 65 u. ö.)

²⁵ Siehe Marx: Ökonomisch-philosophische Manuskripte. In: MEGA[®] I/2. S. 243: „Wenn [der Mensch] sich also zu dem Product seiner Arbeit, zu seiner vergegenständlichten Arbeit als einem *fremden*, feindlichen, mächtigen, von ihm unabhängigen Gegenstand verhält, so verhält er sich zu ihm so, daß ein anderer, ihm fremder, feindlicher, mächtiger, von ihm unabhängiger Mensch der Herr dieses Gegenstandes ist. Wenn er sich zu seiner eignen Thätigkeit als einer unfreien verhält, so verhält er sich zu ihr als der Thätigkeit im Dienst, unter der Herrschaft, dem Zwang und dem Joch eines andern Menschen.“

²⁶ Siehe ebenda. S. 237: „Je mehr also der Arbeiter sich die Aussenwelt, die sinnliche Natur durch seine Arbeit sich *aneignet*, um so mehr entzieht er sich *Lebensmittel* nach der doppelten Seite hin, erstens daß immer mehr die sinnliche Aussenwelt aufhört, ein seiner Arbeit angehöriger Gegenstand, ein *Lebensmittel* seiner Arbeit zu sein; zweitens, daß sie immer mehr aufhört *Lebensmittel* im unmittelbaren Sinn, Mittel für die physische Subsistenz des Arbeiters zu sein.“

erstreckt sich in der entfalteten ökonomischen Struktur nicht nur auf die Eigentumslosen, sondern erfasst alle an der gesellschaftlichen Reproduktion beteiligten Menschen, auch wenn ihnen die Hoheit über das gesellschaftliche Eigentum zukommt oder die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten obliegt.²⁷

Die Hegelsche Perspektive der in einer bestehenden Praxis enthaltenen Vernünftigkeit zeigt sich auf einer anderen Ebene. Die Eigentumsverteilung realisiert einen Modus gesellschaftlicher Arbeitsteilung, der ohne zentrale Planung und folglich ohne eine zentrale Instanz personalisierter Herrschaft auskommt. In ihr drückt sich zugleich mit dem Zwang, der auf den Eigentumslosen lastet, auch deren Freiheit von offenem sozialen Zwang, wie er die vorhergehende Epoche des Feudalismus kennzeichnete, aus. Was Marx zur Aufnahme der Rede vom Gattungswesen veranlasst, ist das Wissen um die Ebene der gesellschaftlichen Arbeitsteilung.²⁸ Das Gattungswesen wird bei ihm im Sinne Feuerbachs als Gegensatz zum begrenzten Individuum der liberalen Theorie eingesetzt. Der Hinweis, der damit einhergeht, ist aber bezogen auf ein Programm der Anthropologie recht schwach. Er reduziert sich auf das Konstatieren des Sozialen als grundlegend für die menschliche Existenz. Der Mensch ist kein Einzel-, sondern ein Gattungswesen.²⁹ Verwirklichung des Gattungswesens ist deshalb in den Manuskripten von 1844 die Verwirklichung eines sozialen Lebens, das nicht durch Selbstentfremdung reguliert wird. Mit der Betonung des sozialen Lebens wird dabei zugleich der Lösungsansatz des

²⁷ Der entsprechende Teil über die Wirkung der Entfremdung auf den „Nichtarbeiter“ (siehe ebenda. S. 246/247) ist in den „Ökonomisch-philosophischen Manuskripten“ nicht erhalten geblieben, die Annahme kann aber aus dem ganzen Zugriff auf die Ökonomie als systematische Ordnung in Übereinstimmung mit dem Gesamtwerk geschlussfolgert werden.

²⁸ Siehe Hegel: Grundlinien der Philosophie des Rechts. § 198: „Das Allgemeine und Objektive der Arbeit liegt aber in der *Abstraktion*, welche die Spezifizierung der Mittel und Bedürfnisse bewirkt, damit ebenso die Produktion spezifiziert und die *Teilung der Arbeiten* hervorbringt.“ Zur Einordnung in eine gesellschaftliche Systematik nach Hegel siehe auch den gesamten Abschnitt „Das System der Bedürfnisse“. Ebenda. §§ 189–208.

²⁹ Diese gegenüber einer im Werk nicht nachweisbaren ausgearbeiteten Anthropologie plausiblere Interpretation verwirft Heinrich aufgrund ihrer Abstraktheit. Eine so allgemeine Bestimmung leiste „gerade wegen ihrer ahistorischen Allgemeinheit nichts für das Verständnis einer bestimmten Gesellschaft. Hält man [...] ‚Gesellschaftlichkeit‘ als eine solche Bestimmung fest, so muß man sie so allgemein auffassen, daß in ihr nur noch die Tatsache enthalten ist, daß die Menschen in Gesellschaft leben. Dies trifft aber auch auf Schimpansen zu.“ (Heinrich: Die Wissenschaft vom Wert. S. 138. Fn. 28.) Eine solche Argumentation verkennt zum einen die Bedeutung der allgemeinen Aussage für die Analyseperspektive – hier gegen den methodischen Individualismus –, zum anderen unterstellt sie, was sie kritisiert, dass nämlich das Gattungswesen als empirisch bestimmtes und nicht als sich historisch bestimmendes den Hintergrund der Marxschen Kritik bildet.

Individualismus für die Problematik der Selbstentfremdung verworfen. Die Vorstellung, die Gesellschaft könne aus gesellschaftlich nicht vermittelten Eigentümerinnen und Eigentümern bestehen, erweist sich nicht nur als illusionär. Sie ist in ihrem Kern zutiefst unmenschlich, weil sie den sozialen Aspekt des Menschseins negiert.

Die Entfremdungsproblematik bei Marx orientiert sich stattdessen an der gesellschaftlichen Organisation, genauer an der Organisation der Reproduktion der Gesellschaft und an den Widersprüchen, die die Eigentumsordnung im bürgerlichen Individuum produziert. Wie bei Hegel steht dabei eine in widersprüchliche Momente zerfallende gesellschaftliche Praxis im Zentrum des Interesses. Doch anders als bei Hegel ist mit der Beschreibung der gesellschaftlichen Reproduktion die Hoffnung auf eine Selbstauflösung des Widerspruchs verstellt. Hegel wollte in einer rekonstruierenden Analyse die Gründe für die Rationalität der bestehenden Praxen offen legen. Die von ihm gewählte immanente Perspektive verzichtet dabei explizit auf den Rückgriff auf nur vom außerhistorischen, außersozialen und letztlich nicht mehr menschlichen Standpunkt feststellbare Notwendigkeiten. Ziel seiner Analyse ist es vielmehr, die in den Praxen enthaltenen Gründe aus deren Entwicklung selbst zu offenbaren, um sie als vernünftig zu erweisen.³⁰ Doch weil für Marx die Unvernunft in den gesellschaftlichen Praxen die Motivation seiner Untersuchungen ist, muss er sich für die Zerstörung der Praxen einsetzen. Die immanente Perspektive Hegels behält er bei, was die Vagheit der Alternativen im Zuge der Kritik erklärt. Die Kritik des Bestehenden wird gerade nicht aus der Perspektive einer besseren Möglichkeit geleistet, sondern ruht auf der immanenten Widersprüchlichkeit, die eine Dynamik in Gang setzt, die eher zur Verschärfung der Widersprüche als zu deren Auflösung beiträgt. Dieses Muster findet sich auch in den Texten des „reifen“ Marx. Reden die „Grundrisse“³¹ von der Reproduktion der gesellschaftlichen Verhältnisse als Effekt der Produktion, handelt der Auftakt des Kapitals von der gesellschaftlichen Vermittlung durch Warentausch und Lohnarbeit.

Das anthropologische Programm Feuerbachs ist bei Marx wieder durch die hegelianische Interpretation der Gesellschaft als einer von sich selbst innerhalb einer dynamischen Praxis produzierten Realität ersetzt worden, die nicht auf eine außerhistorische Natur des Menschen zurückgreifen muss. Als soziale

³⁰ Siehe Georg Wilhelm Friedrich Hegel: Die Vernunft in der Geschichte. Vorlesungen über die Philosophie der Weltgeschichte. Bd. 1. Hamburg 1994.

³¹ Siehe Karl Marx: Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie (Rohentwurf). In: MEGA® II/1.1–1.2.

Wesen erzeugen die Menschen ihre Sozialität selbst. Wenn Althusser das Fetischkapitel des Kapitals trotzdem „à cent pour cent“³² Feuerbachianisch nennt, kann seine Kritik nicht mehr auf dem Vorwurf einer zugrunde liegenden Anthropologie basieren, die in den Formulierungen der Frühschriften noch aufscheint. Althusserns Kritik orientiert sich stattdessen am begrenzten Horizont der Theorie über die Reproduktion. Was Althusser in „Marx dans ses limites“ – verfasst nach den Texten in „Für Marx“³³ und „Ideologie und ideologische Staatsapparate“³⁴, als ihm die Krise des Marxismus die Freiheit gab, Fehler bei Marx selbst zu suchen – auch noch beim „reifen“ Marx als Erbe der Feuerbachschen Entfremdungstheorie ausmacht, ist die Vorstellung einer Illusion, aus der die Entfremdung bestehen soll. So wie die Theologie das Christentum von seinem wahren Wesen entfremde, so erscheinen im Fetischkapitel des Kapitals die sozialen Beziehungen als Beziehungen von Waren, womit der Warentausch die Wahrheit über die gesellschaftliche Organisation verdecke.

Es ist in der Tat erstaunlich, dass die Aufdeckung dieses Geheimnisses, anders als Feuerbachs Interpretation des Christentums, keinerlei Aufregung auszulösen vermag. Um die Wirkungslosigkeit der Entdeckung zu erklären, wurde im Marxismus auf die Notwendigkeit des falschen Bewusstseins von den gesellschaftlichen Tatsachen innerhalb der kapitalistischen Praxis hingewiesen. Um an den für die individuelle Reproduktion notwendigen Praxen teilnehmen zu können, müssen sich die einzelnen in ihre Struktur einfügen. Sie können ihre sozialen Verhältnisse nicht unmittelbar bestimmen, sondern sind auf die Funktionsweise von Lohnarbeit und Warentausch verwiesen. Doch Althusser zielt genau auf die Vorstellung vom falschen, insbesondere vom notwendig falschen Bewusstsein. An ihre Stelle will er den erweiterten Begriff gesellschaftlicher Reproduktion setzen. Zu diesem gehören für ihn juristische Praxen, die er ideologisch nennt, weil sie Herrschaft oder den Einfluss der dominierenden Klasse immer wieder hervorbringen. Die Praxen der Staatsapparate, die ideologischen aber auch die verwaltenden und unmittelbar Gewalt ausübenden, machen die Illusionen eines Fetischs überflüssig. Sie erhalten die Eigentumsordnung auch dort, wo sich die Akteure über die Widersprüchlichkeit in sich selbst, über ihre Selbstentfremdung, voll bewusst sind.

Althusserns Argument verweist darauf, dass es hinter den gesellschaftlichen Erscheinungen kein eigentliches Wesen gibt. Vielmehr bekräftigt die Ideologie des bürgerlichen Rechts, „dass die Beziehung des Rechtssubjekts zu den Din-

³² Althusser: Marx dans ses limites. p. 499.

³³ Siehe Louis Althusser: Für Marx. Frankfurt a.M. 1968.

³⁴ Siehe Louis Althusser: Ideologie und ideologische Staatsapparate. Hamburg, Berlin 1977.

gen, eine Eigentumsbeziehung seiend, gleichzeitig eine Beziehung ist, die das Recht der Veräußerung, also des Verkaufs und Kaufs von Dingen (Waren) einschließt, was die unmittelbare und offensichtliche Beziehung des Subjekts zur Sache als soziale Beziehung erscheinen lässt. Das Recht anerkennt auch, dass die sozialen Beziehungen der Menschen untereinander den sozialen Beziehungen der Waren (Dinge) untereinander gleich [sind], da sie nur deren andere Seite [sind].“³⁵ Doch das bekräftigt nur, dass die Entfremdung vollständig aus dem Verborgenen ins Bewusstsein treten kann, ohne dass sie aufhört zu existieren. Stattdessen hat sich ihr Bereich noch ausgeweitet. Es ist nicht mehr nur der Bereich der individuell vollzogenen gesellschaftlichen Reproduktion innerhalb der Ökonomie, der die Entfremdung konstituiert. Mit der Praxis der Lohnarbeit verknüpfen sich jetzt die verschiedensten Praxen des Rechts, der Verwaltung und der Konstitution des bürgerlichen Subjekts, die – um mit einem Foucaultschen Ausdruck zu sprechen – in der Form eines Dispositivs an der Erhaltung der Entfremdungssituation beteiligt sind. Es ist die Besonderheit des Althusserischen Ideologieverständnisses, dass in all diesen Praxen den Subjekten ein Platz zugewiesen wird und deren Gesamtheit die Subjektivität des Individuums ausmacht.

Fassen wir kurz zusammen: Der bisher aus der durch Althusser erweiterten Marxschen Analyse gewonnene Entfremdungsbegriff geht von Subjekten aus, die in den gesellschaftlichen Rollen, von denen sie bestimmt werden, Widersprüchen ausgesetzt sind. Er bleibt allerdings nicht bei diesen Widersprüchen stehen, sondern betrachtet sie im Verhältnis zur gesellschaftlichen Reproduktion. Kernstück der Entfremdungsanalyse sind somit soziale Verhältnisse, in denen die Dynamik der Widersprüche zu deren Verhärtung führt. Die Kritik richtet sich deshalb nicht mehr in erster Linie gegen das Entstehen von Widersprüchen in den Subjekten oder schlägt eine der menschlichen Natur angemessene Vergesellschaftung vor. Sie wendet sich vielmehr gegen die Unveränderbarkeit der Reproduktionsformen und damit gegen die notwendige Andauer des Widerspruchs, der durch die Praxen der Subjekte und diese selbst hindurch sich verwirklicht.

³⁵ Althusser: Marx dans ses limites. p. 501: «que le rapport du sujet de droit aux choses, étant un rapport de propriété, est en même temps un rapport qui implique le droit d’aliéner et donc de vendre et d’acheter les <choses> (marchandises), ce qui fait apparaître le rapport immédiat et transparent du sujet à la chose comme un rapport social. Le droit reconnaît ainsi que les rapports sociaux des hommes entre eux [sont] identiques aux rapports sociaux des marchandises (choses) entre elles, puisqu’ils n’en [sont] que l’envers.»

Verdinglichung oder Über die Zerstörung von Widersprüchen

Während Althusser's Begründung für die Erweiterung des gesellschaftlichen Reproduktionsbegriffs unmittelbar einsichtig ist, sind die Konsequenzen für die Subjektbildung etwas komplexer. In einer sich auf Foucault beziehenden Interpretation gilt es inzwischen als ausgemacht, dass der Althusser'sche Ansatz zur Auflösung des Subjekts als Grundkategorie von Gesellschaftstheorie führt. Stattdessen wird ausgehend von der Zuweisung eines Platzes in den Praxen, die sich in deren Vollzug ergibt, davon ausgegangen, dass das Subjekt als Effekt sozialer Handlungsvollzüge zu fassen ist. Zu einem tieferen Verständnis dieses Zusammenhangs kann die sich nicht auf Althusser beziehende Erweiterung der Entfremdungsproblematik durch Moishe Postone beitragen.

In seinem Buch „Time, labor, and social domination“³⁶ beschäftigt sich Postone unter anderem mit der marxistischen Theorie der Subjektconstitution. Ausgehend vom ursprünglichen marxistischen Gedanken der Selbstentfremdung im Akt der Unterwerfung unter den fremden Willen ist die klassische Theorie des Proletariats, dieses müsse nur seine Rolle als tatsächliche Produktivkraft, die den gesellschaftlichen Reichtum hervorbringe, erfassen, um zu erkennen, dass ihm auch die dominierende Rolle in der Organisation der gesellschaftlichen Reproduktion und beim Genuss der gesellschaftlichen Produktion gebühre. In der Aneignung der Produktionsmittel durch die Werktätigen liege deshalb der Schlüssel zur Aufhebung der Entfremdung und zur Selbstaufhebung des Proletariats als gesellschaftlicher Klasse, die nur durch ihre entfremdete Position definiert ist.

Dieser Darstellung liegt laut Postone eine simplifizierende Vorstellung des kapitalistischen Vergesellschaftungsprozesses zugrunde. Statt sich nur formal der Produktion zu bemächtigen, verändert die Unterordnung unter das Eigentumsparadigma den Produktionsprozess substantiell. Es sind nicht mehr die unmittelbar Tätigen, die nur unter die Fuchtel des Kapitals gebracht werden, sondern auch die Organisation des Produktionsprozesses folgt den sich aus der Eigentumsökonomie ergebenden Paradigmen. Die reine Arbeitskraft existiert so nur als Abstraktion. Überall, wo sie sich tatsächlich äußert, ist sie auf die Strukturen der Produktion angewiesen. Diese Strukturen aber entsprechen den Erfordernissen einer kapitalistischen Ökonomie. So treten die substantiell kapitalistischen Produktionsbedingungen den Produzierenden als Ausdruck ihrer Entfremdung entgegen. Die Abschaffung formaler Abhängigkeit kann damit

³⁶ Siehe Moishe Postone: Time, labor, and social domination. A reinterpretation of Marx's critical theory. Cambridge 2003.

den in der Produktion bereits vergegenständlichten Widerspruch nicht aufheben. Die Tätigkeit bleibt Arbeit und materialisierter Zwang, dem dann in den sozialistischen Ökonomien folgerichtig auch der Zwang zur Arbeit korrespondierte.

Die Frage, was in diesem Zusammenhang Zwang aber noch bedeuten kann, führt ins Zentrum der entfremdeten Entfremdungsdiskussion, in dem sie ihre Übereinstimmung mit den Fragen der Theorien der *Subjection* offenbart. Wir waren ausgegangen von der Aneignungsleistung, die von der eigentumslosen Mehrheit unter fremdem Diktat ausgeführt werden müsse, so dass sie einem fremden Willen zu dienen hat, der dem ihren widerspricht. Erweitern wir aber die Entfremdung gemäß der Reproduktionsanalyse Althusser's und den Voraussetzungen der substantiellen Subsumtion Postones, dann bleibt vom ursprünglichen Willen der Produzierenden wie aller anderen Mitglieder der Gesellschaft nicht mehr viel übrig. Deren Bedürfnisse, die Formen ihrer Vergesellschaftung und ihre Möglichkeiten der Produktion sind jetzt immer schon Ergebnis der entfremdeten Situation. Das von Marx als Sozialität analysierte Gattungswesen scheint die Voraussetzung des Widerspruchs, die Individualität, verschlungen zu haben. Was also wird noch gezwungen?

Die Realität der Entfremdung ist eine Erfahrung. Das bürgerliche Individuum prallt auf die Bedingungen seiner Reproduktion, die nicht von seiner Individualität gestaltbar sind. Es hat sich den Bedingungen der unmittelbaren und gesamtgesellschaftlichen Kooperationsmechanismen zu unterwerfen. Dass es damit selbst auch Ergebnis der gesellschaftlichen Reproduktion ist, ändert nichts. Es zeigt nur, dass die gesellschaftliche Reproduktion widersprüchliche Momente hervorbringt, aus denen sich die Subjektivität des bürgerlichen Individuums zusammensetzen muss. Das Problem, vor dem die Entfremdungsdiskussion steht, ist weniger, diese Widersprüchlichkeit und mit ihr die Entfremdungserfahrung zu erklären, sondern ihren kritischen Anspruch zu erhalten. Wenn der individuelle Wille des Subjekts als unschuldige Grundkategorie nicht mehr zu halten ist, was bedeuten dann die Begriffe Freiheit und Emanzipation?

Die bekannten Antworten lassen sich grob in zwei Gruppen einordnen, die anthropologische und die aufklärerische. Dabei entwerfen die Anthropologien das menschliche Leben gemäß einer Wesenskategorie, der die tatsächliche Vergesellschaftung folgen soll. Die Formen der Kooperation werden dazu durch die Kategorie Natur legitimiert. Die Begründungen für die zugrunde liegende Anthropologie sind aber schon deshalb problematisch, weil sie sich über ihre gesellschaftliche Gewordenheit keine Rechenschaft geben können. Stattdessen

fallen sie in einen Positivismus zurück, der von der Problematik des Weltzugs durch die Produktion nichts wissen kann. Im Ergebnis sind Freiheit und Emanzipation repressive Kategorien des Ausschlusses von Praxen. Häufig bestehen sie aus einer radikalen Reduktion gesellschaftlicher Kooperation, mit dem Ziel, die Komplexität des gesellschaftlichen Austauschs zu reduzieren und so Probleme der Entfremdung zu begrenzen. Die Möglichkeiten des Gattungswesens, wie Marx es beschreibt, werden dadurch aber nur künstlich limitiert. Der Zwang, sich einer vorgegebenen gesellschaftlichen Formation zu unterwerfen, bleibt hingegen bestehen, ja er wird im Vergleich zu liberalen kapitalistischen Gesellschaften oft sogar noch verstärkt.

Letztlich sind die anthropologischen Ansätze damit überhaupt keine echte Lösung des Entfremdungsproblems. Vielmehr verleugnen sie es und behaupten die Auflösung des Widerspruchs, der sich aus der Kooperation von freien Subjekten ergibt, durch die Auflösung der Freiheit der Subjekte. Eine solche Auflösung des Widerspruchs scheint zwar der Anforderung, die Sozialität als Merkmal des Gattungswesens zu bestimmen, zu genügen, allerdings ist in ihm selbst ein Widerspruch enthalten. Die Durchsetzung einer Gesellschaft, die der Natur des Menschen entspreche, ist selbst ein politisches Projekt, entstanden aus der Wahl einer Kooperationsform durch gesellschaftliche Subjekte, die in dieser Wahl ihre Fähigkeit zu wählen aufgeben. Doch auch die Aufgabe einer Wahl bleibt eine Wahl und das nicht nur im ersten Augenblick. Der Widerspruch lässt sich so nicht dauerhaft lösen, er kann nur unterdrückt werden.

Obwohl die aufklärerischen Emanzipationsvorstellungen den Widerspruch tendenziell nach der anderen Seite auflösen und die Sozialität als Selbstverständigung von Individuen fassen, vermögen auch sie nicht zu überzeugen. Paradigmatisch für diese Gruppe ist die Entfremdungskonzeption von Jürgen Habermas aus dem Jahr 1968. In seinem Buch „Erkenntnis und Interesse“³⁷ erfasst auch der revolutionäre Habermas Entfremdung als Widersprüche erzeugende Praxis. Während die Handlungen der Akteure zunächst zu gelingen scheinen, vollzieht sich in ihnen etwas ihrem eigenen Willen widersprechendes. Die Auflösung dieses Widerspruchs liegt bei Habermas nicht mehr darin, dass eine Praxis gesucht wird, die keine Widersprüche mehr enthält, sondern in der Aufdeckung der Widersprüche und der Aushandlung einer institutionellen Ordnung, in der deren Regulierung frei anerkannt wird. Dass dabei Unterdrückung eine Rolle spielt, wird nicht geleugnet, aber in Analogie zur Methodik der Psychoanalyse ist für Habermas das Problem eher die gewaltsame Unterdrückung von Zielen bzw. deren institutionelle Verdeckung im Diskurs.

³⁷ Siehe Jürgen Habermas: Erkenntnis und Interesse. Frankfurt a.M. 1968.

Das Ideal von Emanzipation ist dagegen „die ‚rationelle Begründung der Kulturvorschriften‘, also eine Organisation der gesellschaftlichen Beziehungen nach dem Prinzip, daß die Geltung jeder politisch folgenreichen Norm von einem in herrschaftsfreier Kommunikation erzielten Konsensus abhängig gemacht wird.“³⁸

Doch damit legt Habermas genau wieder das Programm auf, gegen das sich die Althussersche Kritik gerichtet hatte. Als sei Entfremdung nur das Ergebnis in ihrer Systematik verzerrter Kommunikation und nicht durch die Reproduktion der Gesellschaft umfänglich vermittelt. Doch die Naivität gegenüber dem gesellschaftlichen Herrschaftszusammenhang macht einen solchen Ansatz nicht nur unbrauchbar für ein Verständnis von Entfremdung. Wird mit ihm die Forderung nach einer unmittelbaren Anerkennung verbunden, birgt die darin enthaltene Dynamik in sich selbst wieder den Kern von Unterdrückung. So gibt Adorno zu bedenken: „Wem das Dinghafte als radikal Böses gilt; wer alles, was ist zur reinen Aktualität dynamisieren möchte, tendiert zur Feindschaft gegen das Andere, Fremde, dessen Name nicht umsonst in Entfremdung anklingt [...]. Absolute Dynamik [...] wäre jene absolute Tathandlung, die gewalttätig sich in sich befriedigt und das Nichtidentische als ihre bloße Veranlassung mißbraucht.“³⁹ Mit anderen Worten, die Auflösung der Kooperationsformen in die Offenheit einer immer neu herzustellenden Anerkennung, verkennt die Notwendigkeit einer Konstitution der Subjekte und liefert diese gerade durch ihre Forderung nach Abwesenheit von Herrschaft tendenziell der Willkür unmittelbarer Gewalt aus. Der wahrscheinlichere Fall ist jedoch, dass die Forderung nach Anerkennung in der Legitimation des Status quo endet und die Entfremdungserfahrung bloß noch als Bestimmung einer auf dem gegenwärtigen Stand der Produktivität „notwendigen Herrschaft“ zu rationalisieren versucht.

Was heißt es, Freiheit zu denken?

Die Auflösung des Widerspruchs, sei es durch den Traum einer widerspruchsfreien gesellschaftlichen Organisation oder durch die freie Anerkennung der gesellschaftlichen Organisation durch die Subjekte als trotz ihrer Widersprüchlichkeit schließlich doch vernünftig, kann nicht gelingen. Derartige Konzepte schreiben die Entfremdung fort und ersetzen in letzter Konsequenz die Vor-

³⁸ Ebenda. S. 344.

³⁹ Theodor W. Adorno: *Negative Dialektik*. Frankfurt a.M. 1975. S. 191.

stellung von Emanzipation durch Repression. Ist entgegen solchen Utopien der Vorschlag Adornos, dem Fremden und Widersprüchlichen im eigenen Leben einen Raum zu lassen, so konstatiert Althusser ganz klar: „*der historische Materialismus kann sich nicht vorstellen, daß selbst eine kommunistische Gesellschaft je ohne Ideologie auskommen könnte*, ob es sich nun um Moral, Kunst oder ‚Weltvorstellungen‘ handle.“ Und er fährt fort, es sei „nicht anzunehmen, daß der Kommunismus, eine neue Produktionsweise, die bestimmte Produktivkräfte und Produktionsverhältnisse einschließt, von einer gesellschaftlichen Organisation der Produktion und den entsprechenden ideologischen Formen absehen kann. Die Ideologie ist also keine Verirrung oder ein zufälliger Auswuchs der Geschichte: sie ist eine für das historische Leben der Gesellschaften wesentliche Struktur. Allein die Existenz und die Anerkennung ihrer Notwendigkeit können es gestatten, auf die Ideologie einzuwirken und sie in ein Instrument der reflektierenden Einwirkung auf die Geschichte zu verwandeln.“⁴⁰

Doch sowohl Adornos Warnungen vor einer Utopie der beruhigten gesellschaftlichen Dynamik, als auch Althusser's Hinweise auf die Unabdingbarkeit gesellschaftlicher Organisation samt ihrer subjektivierenden Funktion weisen nur Strategien zur Überwindung der Entfremdung als ungeeignet zurück. Der bei beiden zugleich vorhandene Impetus der Kritik hat damit noch keinen positiven Inhalt gefunden. Wenn Althusser vom Einwirken auf die Ideologie spricht und Adorno im Kapitalismus selbst die Tendenz zur Unterdrückung von Besonderheiten sieht, dann steht damit explizit die Frage nach einer Bestimmung der Emanzipation. Meiner Meinung nach ist für diese Bestimmung ein Rückgang auf die Motivation der gesamten Diskussion hilfreich. Die Frage, von der wir ausgegangen sind, war die nach der Reproduktion des Unvernünftigen. Es ging um gesellschaftliche Formen, in denen nicht nur Widersprüche enthalten waren, sondern zugleich die Reproduktion dieser konkreten Widersprüche festgeschrieben war. Die Reproduktion der Eigentumsverteilung durch die Lohnarbeit war dafür das paradigmatische Beispiel.

Nach dem Gang durch die Diskussion hat sich gezeigt, dass die Alternative zu einer solchen Situation weder die Befreiung von Widersprüchen noch die Auflösung der gesellschaftlichen Organisation in den unmittelbaren Konsens sein kann. Doch statt nun einfach zur Anerkennung des Unvermeidlichen überzugehen, eröffnet sich die Perspektive der Emanzipation aus der Möglichkeit, Alternativen zu Formen der gesellschaftlichen Organisation zu finden. Diese Möglichkeit ist in der Widersprüchlichkeit der existierenden Formen bereits

⁴⁰ Louis Althusser: *Marxismus und Humanismus*. In: Althusser. *Für Marx*. S. 182/183.

enthalten, indem diese entsprechend ihrer einzelnen Momente verändert werden können. Zu sagen, dass die Subjekte im Vollzug der gesellschaftlichen Reproduktion erst entstehen, heißt nicht, dass deren Formen feststehend sind. Die Entfremdungskritik, die ich gegen ihre anthropologisch oder aufklärerisch motivierten Versionen vorschlagen möchte, richtet sich gegen Mechanismen der gesellschaftlichen Produktion, die in den Subjekten Widersprüche erzeugen und zugleich der Veränderung unzugänglich sind. Aber anders als bei Habermas soll daraus kein Prozess der Beruhigung von Widersprüchen im Konsens oder der rationalisierten Anerkennung folgen, sondern gerade im Gegenteil die Möglichkeit der Beunruhigung. Wohlgermerkt, es geht dabei um eine Möglichkeit. Anders als im Konsensmodell erfordert das nicht, dass bestehende Widersprüche permanent die gesellschaftliche Reproduktion umwälzen. Verwirklichte Freiheit heißt vielmehr, die Aufhebung von Entfremdungen als partiellen Prozess innerhalb der gesellschaftlichen Reproduktion entwerfen zu können. Mit anderen Worten, Freiheit ist dadurch gekennzeichnet, dass die Systematik der Reproduktion und der Kooperationsformen nicht dazu führt, dass auch Teilprozesse der Reproduktion gegen ihre Veränderung abgeschirmt werden. Genau das ist aber gegenwärtig der Fall, wenn etwa die ökonomischen Gesetzmäßigkeiten der Produktivitätsentwicklung den Fortgang und die Kriterien der technischen Entwicklung der Produktionsmittel bestimmen, ohne dass den mit diesen Mitteln Produzierenden die Möglichkeit der politischen Aneignung, d.h. der Steuerung dieser Entwicklung gegeben ist. Im Zustand der Freiheit müsste dieser wie jeder Teil des gesellschaftlichen Reproduktionsprozesses der Aneignung unmittelbar offen stehen und folglich eine Entscheidung über die Rolle der Produktivitätsentwicklung für die Ziele des technischen Fortschritts ermöglichen.

Neben der Anerkennung der Notwendigkeit von Kooperationsformen zur Gewährleistung der gesellschaftlichen Reproduktion zielt die Forderung nach Emanzipation auf die Möglichkeit der experimentellen Veränderung dieser Formen. Statt die Formen „notwendiger Herrschaft“ zu bestimmen oder auf die Anerkennung bestehender Rationalität zu drängen, will die Entfremdungskritik im sozialen Zusammenhang die Möglichkeit der Veränderung im Rahmen der gesellschaftlichen Reproduktion eröffnen. Sie hebt sich damit von der Durchsetzung individueller Willkür genauso ab, wie von der Forderung nach der exakten Bestimmung der Ergebnisse sozialer Experimente oder eines allgemeinen Maßstabs der durch sie erreichten Verbesserung, die aus der Unmöglichkeit partieller Veränderungen entspringt. Anders als in einem Fall, in dem die Forderung nach Veränderung notwendig die totale Umwälzung aller ge-

sellschaftlichen Verhältnisse impliziert, ist unter den Bedingungen der Freiheit das gesellschaftliche Experiment von den partikularen Wünschen und Bedürfnissen bestimmt, die in der konkreten Situation die Motivation für eine Veränderung und den Maßstab ihrer Bewertung erzeugen. Denn durch die Partikularität dieser Entscheidungen entsteht die Freiheit zum sozialen Experiment, das nicht die Bürde trägt, einen wie schlecht auch immer funktionierenden gesamtgesellschaftlichen Reproduktionsprozess in toto ersetzen zu müssen. Dabei ist nicht ausgeschlossen, dass das Bedürfnis nach jener Sicherheit, die von den etablierten Kooperations- und Reproduktionsformen geboten wird, trotzdem denkbare Veränderungen und Verbesserungen verhindert. Die Beispiele der marxistischen Tradition weisen im Gegensatz zu einem Zustand der verwirklichten Emanzipation jedoch darauf hin, dass im Kapitalismus Umwälzungen der Entfremdungssituation die Totalität der vielfach partielle Veränderungen nicht zulassenden Gesellschaft erfassen müssen, um die Bedingungen einer solchen Freiheit zu schaffen.

Zur Kritik der Rezeption des Marxschen Fetischbegriffs

Falko Schmieder

Die Aneignung des Marxschen Werkes scheint mit Beginn der 1990er Jahre, parallel zum Zusammenbruch der staatssozialistischen Systeme, in eine neue Phase getreten zu sein. Nachdem in den 1970er und 1980er Jahren zahlreiche Arbeiten entstanden sind, die sich in kritischer Absetzung von anthropologischen und historizistischen Marx-Deutungen um eine Rekonstruktion der Marxschen Wertformanalyse und um eine Darstellung der qualitativen Spezifik der Marxschen *Kritik der politischen Ökonomie* bemüht haben¹, sind nun – diese Untersuchungen voraussetzend – eine Reihe von Arbeiten entstanden, die das erkenntnisleitende Interesse eint, eine traditionell-marxistische von einer kritisch-marxistischen Auffassung des Wesens der kapitalistischen Gesellschaft zu unterscheiden und den fundamentalen Gegensatz dieser beiden Anschauungen darzutun. Nachdem die Kritik sich von den naturalistischen Deutungen freigemacht und zum Kern der Marxschen *Kritik der politischen Ökonomie* vorgearbeitet hatte, ist es nun offenbar ein Bedürfnis geworden, die traditions-marxistische Anschauungsform in die Untersuchung einzubeziehen und sie in systematischer Weise mit dem kritischen Marxismus zu konfrontieren.²

Keineswegs zufällig kommt in diesen Auseinandersetzungen dem Marxschen Fetischbegriff als dem „Herzstück der Marxschen Gesellschaftstheorie“³ eine zentrale Bedeutung zu. Der traditionelle Marxismus als eine Form der

¹ Zu nennen sind hier vor allem die Arbeiten von Hans-Georg Backhaus, die wichtigsten zusammengefasst in seinem Band: *Dialektik der Wertform. Untersuchungen zur Marxschen Ökonomiekritik*. Freiburg 1997.

² Zu den wichtigsten gehören: Moïse Postone: *Zeit, Arbeit und gesellschaftliche Herrschaft. Eine neue Interpretation der kritischen Theorie von Karl Marx*. Freiburg 2003; Michael Heinrich: *Die Wissenschaft vom Wert. Die Marxsche Kritik der politischen Ökonomie zwischen wissenschaftlicher Revolution und klassischer Tradition*. Münster 1999.

³ Detlev Claussen: *Grenzen der Aufklärung*, Frankfurt a.M. 1987. S. 145. Siehe auch Karl Korsch: *Karl Marx*. Frankfurt a.M. 1967. S. 101.

Theorie, die von einem ontologisch gefassten Arbeitsbegriff ausgeht und das System des Kapitalismus vom „Standpunkt der Arbeit“ aus kritisiert⁴, vermochte das Marxsche Fetischkonzept nur verkürzt zu rezipieren. Die unzulängliche Rezeption tritt in verschiedenen Erscheinungsformen hervor. Am offensichtlichsten in der Auffassung, beim Marxschen Fetischkonzept handele es sich um einen schädlichen, nicht überwundenen Rest der Hegelschen Geist-metaphysik.⁵ Nicht wenige Vertreter des traditionellen Marxismus haben die Wertformanalyse in stolzer Pose überschlagen und erst die späteren Kapitel des *Kapital* als wissenschaftliche Kritik am System des Kapitalismus angesehen. Weiterer Ausdruck eines unzulänglichen Verständnisses des Fetischbegriffs ist die Auffassung, es handele sich hierbei um ein Konzept, das aus der Ausdehnung der Entfremdungstheorie auf die ökonomischen Verhältnisse hervorgegangen und als Weiterführung und Radikalisierung des Feuerbachschen Wesenskonzeptes anzusehen sei.⁶ Schließlich tritt die verkürzte Rezeption in der Ansicht hervor, beim Marxschen Fetischkonzept handele es sich um eine Kritik des falschen Bewusstseins, welches den Arbeitsprodukten falsche Eigenschaften zuschreibe und die eigentlichen menschlichen Verhältnisse verschleierte.⁷

Neuere Arbeiten zur *Kritik der politischen Ökonomie* haben sich mit diesen Auffassungen kritisch auseinandergesetzt. Es wurde gezeigt, dass die Kritik-konzeption des späten Marx nicht mehr auf einem normativen Mensch-Konzept beruht und nicht mehr als Fortsetzung des frühen entfremdungskritischen Ansatzes verstanden werden kann, sondern aus einem radikalen Bruch mit früheren Positionen erwachsen ist.⁸ Die Pointe der neueren, als Kritik am traditionellen Marxismus zu verstehenden Interpretationen der Marxschen Theorie besteht darin, dass sie die verkürzten Auffassungen des traditionellen Marxismus, allen voran dessen ontologischen Arbeitsbegriff, selbst als blinde theoretische Ausdrücke des von Marx kritisch dargestellten Fetischismus der ökonomischen Charaktere versteht.⁹

⁴ Postone: *Zeit, Arbeit und gesellschaftliche Herrschaft*. S. 28/29.

⁵ Siehe Louis Althusser: *Marxismus und Ideologie*. Berlin 1973. S. 103.

⁶ Siehe Etienne Balibar: *Über historische Dialektik. Kritische Anmerkungen zu ‚Lire le Capital‘*. In: Urs Jaeggi, Axel Honneth (Hrsg.): *Theorien des Historischen Materialismus*. Frankfurt a. M. 1977. S. 339.

⁷ Siehe Georg Lukács: *Geschichte und Klassenbewußtsein*. Amsterdam 1967. S. 94.

⁸ Siehe Heinrich: *Die Wissenschaft vom Wert*. S. 371–384; Postone: *Zeit, Arbeit und gesellschaftliche Herrschaft*. S. 122–139.

⁹ Postone: *Zeit, Arbeit und gesellschaftliche Herrschaft*. S. 226.

Ist von einem Teil der Marx-Forschung die Auffassung einer wesentlichen Kontinuität von Früh- und Spätwerk bestritten und die Spezifik der Kritikkonzeption des Marxschen Spätwerks herausgearbeitet worden, so scheint diese kritische Neuaneignung des Marxschen Werkes doch andererseits auch neue Probleme aufzuwerfen: das Problem der Verdinglichung und Positivierung der Marxschen Theorie und – komplementär dazu – den Verlust des Problembewusstseins der Kritischen Theorie, die sich darüber im Klaren gewesen ist, dass sich die Marxsche Theorie zu einem historischen Zeitpunkt herausgebildet hat, zu dem wichtige, für das Funktionieren des Kapitalismus im 20. Jahrhundert bedeutsame Sphären wie etwa die Kulturindustrie noch nicht entwickelt gewesen sind. Ihren prägnanten Ausdruck findet die Verdinglichung der Marxschen Theorie in der Auffassung, das Marxsche Fetischkonzept bilde den harten „Kern“ der *Kritik der politischen Ökonomie*, der über alle historischen Veränderungen des Kapitalismus hinaus das Wesen des Kapitalismus charakterisiere.¹⁰ In dieser Fassung ist der Fetischbegriff selbst zum Fetisch der Kritiker des traditionellen Marxismus geworden, der, so ist zu mutmaßen, in Zeiten einer praktischen Bedeutungslosigkeit der Marxschen Theorie die Funktion erfüllt, die Sekuritätsbedürfnisse der mit keiner Praxis mehr verbundenen Theorie zu erfüllen.

Der vorliegende Aufsatz unternimmt den Versuch einer Neuinterpretation des Marxschen Fetischbegriffs. Er ist um den Nachweis bemüht, dass der Marxsche Fetischbegriff neben der ökonomie- und bewusstseinskritischen auch eine historisch-kulturelle Dimension hat, die in den bisherigen Diskussionen nur unzureichend in den Blick gekommen ist. Das Marxsche Fetischkonzept, so soll gezeigt werden, hat einen Doppelcharakter, der sich aus ökonomischen und historisch-kulturellen Bestimmungen konstituiert. Die Betrachtung beider Dimensionen in ihrem Zusammenhang führt auf die – von der Marx-Forschung bisher nicht gestellte – Frage nach den historisch-kulturellen Bedingungen, unter denen es möglich war, eine *Kritik der politischen Ökonomie* in Form einer Fetischismuskritik zu unternehmen. Anders formuliert, führt eine Untersuchung, die nicht nur den ökonomischen, sondern auch den historisch-kulturellen Gehalten des Marxschen Fetischkonzepts nachfragt, auf die wesentliche Historizität dieses Konzepts, dessen ökonomischer Kern zwar heute noch intakt ist, dessen historische Voraussetzungen aber unwiderruflich der Vergangenheit angehören.

Um diesen Nachweis führen zu können, ist es erforderlich, sich mit der Vorgeschichte des Marxschen Fetischkonzepts auseinanderzusetzen. Im ersten

¹⁰ Siehe ebenda. S. 36, 165/166.

Teil des Aufsatzes soll deshalb in knapper Form die Entwicklung des ethnologisch-religionskritischen Fetischbegriffs skizziert werden, die den Boden für den Marxschen Begriff bereitet hat. Im zweiten Teil gilt es dann, die gewonnenen Ergebnisse mit dem Fetischkonzept des späten Marx zu konfrontieren; im Zentrum der Diskussion soll dabei die von Marx hervorgehobene Einheit von Darstellung und Kritik des Untersuchungsgegenstandes stehen. Im abschließenden dritten Teil sollen dann ausblickhaft die methodischen Konsequenzen erörtert werden, die sich aus dem Nachweis der Historizität des Marxschen Fetischkonzeptes für eine kritische Gesellschaftstheorie heute ergeben.

I

Bevor der Fetischbegriff von Marx ins Zentrum der Waren- und Wertformanalyse gerückt wurde, hatte er eine steile Karriere als ethnologische und religionskritische Kategorie hinter sich. Um die Marxsche Konstruktion des Fetischismus zu verstehen, ist es unerlässlich, sich mit der Vorgeschichte des Fetischbegriffs auseinanderzusetzen. Sie führt zu den Voraussetzungen, unter denen eine Auffassung der ökonomischen Formen in Form einer Fetischtheorie überhaupt möglich war.

Im Jahre 1760 ist mit Charles de Brosses Buch *Du Culte des Dieux Fétiches* dasjenige Werk erschienen, das zum Ausgangspunkt aller weiteren Reflexionen über das Phänomen des Fetischismus geworden ist. De Brosses leitet das Wort Fetisch aus dem portugiesischen *fetisso* ab. Als Quelle des Begriffs bestimmt er seefahrende Handelsleute, die mit dem Wort die magischen Praxen der Afrikaner bezeichnet hatten. Neben der Ausführlichkeit der Darstellung ist es vor allem eine wichtige Neuerung gewesen, die das Buch von de Brosses rasch zum Standardwerk der Religionswissenschaften werden ließ: Wie Hartmut Böhme dargestellt hat, löst sich de Brosses vom überlieferten Verständnis des Begriffs Fetisch im Sinne eines falschen Zaubers und vollzieht eine „Begriffsabstraktion von *Fetisch* zu *Fetischismus*“¹¹, womit eine verallgemeinernde Fassung verschiedener kultisch-religiöser Phänomene möglich wurde. De Brosses parallelisierte erstmals die zeitgenössischen Religionen Zentralafrikas mit ägyptischen Zauberkulten, und er subsumierte unter den Begriff des Fetischismus gleichermaßen den Sternenkult wie den Kult um irdische und materielle Gegenstände. Damit wurden, so Böhme, die „Kultformen kolonisierter

¹¹ Hartmut Böhme: Das Fetischismus-Konzept von Marx und sein Kontext. In: Volker Gerhardt (Hrsg.): *Marxismus. Versuch einer Bilanz*. Magdeburg 2001. S. 298.

Völker ... überall auf der Erde homogenisiert. Im Fetischismus sieht de Brosse ein Element ‚einer allgemeinen Religion, die auf der ganzen Erde weit verbreitet ist‘, eine Tiefenschicht der Religion ‚zu allen Zeiten und an allen Orten‘.¹² Auf dieser Grundlage stellt de Brosse nun nicht nur den Fetischismus der Afrikaner als eine Religionsform dar, die auch für die Kindheit Europas charakteristisch gewesen sei – womit der Begriff auf den Boden derjenigen hinzeigt, die ihn anfänglich als ein Mittel der Abgrenzung von einem Anderen, Fremden verwendet hatten –, er geht sogar so weit, den Fetischismus der Afrikaner in einer Form darzustellen, die durchaus als „aufklärerische Kritik am Katholizismus“¹³ verstanden werden kann. In Kants Schrift *Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft* von 1793 wird diese Kritik explizit vorgetragen, wobei Kant den Vorwurf erhebt, dass jede Religion zu „Fetischdienst“ bzw. „Fetischglaube“ herabsinke, wenn sie statt durch Prinzipien der Sittlichkeit durch statuarische Gebote, Glaubensregeln und Observanzen bestimmt werde.¹⁴ Kant versetzt damit den Begriff nicht mehr nur auf den Boden der europäischen Kultur, er verwendet ihn sogar dazu, zeitgenössische religiöse Phänomene der Kritik zu unterziehen. Damit ist de facto schon die Identität wesentlicher Bestimmungen der zeitgenössischen europäischen und der sog. primitiven Religionen festgehalten, die in Ludwig Feuerbachs Religionskritik von zentraler Bedeutung ist. In seiner Auseinandersetzung mit Hegels Religionsphilosophie erhebt Feuerbach die Forderung, „die *allgemeine Natur* der Religion, welche das letzte und oberste *Gesetz* für jede bestimmte Religion ohne alle Ausnahme ist, zu eruieren“.¹⁵ Die Feststellung der wesentlichen Identität aller Religionen und ineins damit die Betonung der unüberbrückbaren Differenz der Formen Religion und Philosophie wird zum Angelpunkt einer fundamentalen Kritik an der gesamten neuzeitlichen Philosophie, der Feuerbach den Vorwurf macht, das theologische Denken nicht wirklich überwunden, sondern immer noch Restbestände der religiösen Anschauung mitgeschleppt zu haben. Die neue materialistische Philosophie, die Feuerbach in seinen *Vorläufigen Thesen zur Reformation der Philosophie* (1842) und in seinen *Grundsätzen der Philosophie der Zukunft* (1843) skizziert, nimmt für sich in Anspruch, diesen Bruch vollzogen und eine neue Epoche des Philosophierens begründet zu haben.

¹² Ebenda.

¹³ Ebenda. S. 294.

¹⁴ Immanuel Kant: *Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft*. In: Ders.: *Werke*. Hrsg. v. Wilhelm Weischedel. Bd. 8. Frankfurt a.M. 1991. S. 852 und 869.

¹⁵ Ludwig Feuerbach: *Über Philosophie und Christentum*. In: Ders.: *Gesammelte Werke*. Hrsg. v. Werner Schuffenhauer. Bd. 8. 2., durchges. Aufl. Berlin 1982. S. 249.

Man kann mit Hartmut Böhme resümieren, „dass die Aufklärung in der Begegnung mit einem unverstandenen Zug fremder Kulturen etwas Archaisches reflektierte, was sie nicht nur als allgemeine Vorgeschichte der zivilisierten Menschheit einzuordnen versuchte, sondern auch als eigene, stets präsente Potentialität entdeckte“.¹⁶ In der Entwicklung des Begriffs Fetischismus dokumentiert sich der Prozess einer zunehmenden Selbstreflexion der bürgerlichen Aufklärung, die über den Umweg der Kritik des Fernen und Fremden der fortdauernden Fremdheit im Eigenen innewurde. In der Perspektive von Feuerbachs Entfremdungskritik wird deutlich, dass die Auseinandersetzung mit dem Fetischismus der Fremden zugleich immer auch eine Auseinandersetzung mit Phänomenen der eigenen Gesellschaft war, die die Gewalt des Mythos noch keineswegs vollständig gebrochen hatte. Deutlich tritt das an den Ausführungen des jungen Marx hervor, die sich als Fortsetzung der Feuerbachschen Entfremdungskritik verstehen und in gewisser Hinsicht den Gipfelpunkt des dargestellten Selbstaufklärungsprozesses der bürgerlichen Aufklärung bilden. Unter dem Einfluss von Feuerbachs Hegel- und Religionskritik hat sich Marx im Jahre 1842 intensiv mit religionswissenschaftlichen Studien beschäftigt. In diesem Zusammenhang hat er das Buch von de Brosse gelesen, dessen Ausführungen ihm dann auch in vielen zeitgenössischen Abhandlungen wiederbegegnet sind. Marx verfolgte den Plan, eine Arbeit *Über christliche Kunst* und eine *Über Religion und Kunst in besonderer Beziehung auf christliche Kunst* zu schreiben¹⁷, den er aber fallen ließ, als ihm die Ausführung anderer Vorhaben dringlicher schien. Immerhin hat sich die Lektüre des Werkes von de Brosse in einigen Artikeln für die *Rheinische Zeitung* niedergeschlagen. Auffällig an diesen Artikeln ist, dass Marx darin den Begriff des Fetischismus bereits in einem viel umfassenderen Sinne als seine Vorgänger, und zwar im Zusammenhang der Kritik von Phänomenen einer religiös verbrämten Gesellschaftspolitik verwendet.¹⁸ Die Erklärung für diese Verallgemeinerung und tendenzielle Ablösung des Fetischbegriffs von religiösen Phänomenen liefert in indirekter Form die Ende 1843 bis Anfang 1844 geschriebene Marxsche *Einführung* in *Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie*. Sie beginnt mit einem Satz, der programmatisch für die weitere Entwicklung seines Denkens ist: „Für Deutschland ist die *Kritik der Religion* im wesentlichen beendet, und die Kritik der Religion ist die Voraussetzung aller Kritik.“¹⁹ Nach der in Feuerbach

¹⁶ Böhme: Das Fetischismus-Konzept von Marx. S. 300.

¹⁷ Siehe den Brief von Marx an Arnold Ruge vom 20. März 1842. In: MEGA[®] III/1. S. 23–25.

¹⁸ Siehe etwa Karl Marx: Debatten über das Holzdiebstahlsgesetz. In: Karl Marx, Friedrich Engels: Werke. Berlin 1956–1990 (im Folgenden: MEW). Bd. 1. S. 147. (MEGA[®] I/1. S. 236.)

¹⁹ MEW. Bd. 1. S. 378. (MEGA[®] I/2. S. 170.)

kulminierenden religionskritischen Aufklärung seien die wesentlichen Zusammenhänge der Religion aufgedeckt und es komme jetzt nach der abgeschlossenen Religionskritik darauf an, sich neuen Problemfeldern zuzuwenden. „Es ist zunächst die *Aufgabe der Philosophie*, [...] nachdem die *Heiligengestalt* der menschlichen Selbstentfremdung entlarvt ist, die Selbstentfremdung in ihren *unheiligen Gestalten* zu entlarven. Die Kritik des Himmels verwandelt sich damit in die Kritik der Erde, die *Kritik der Religion* in die *Kritik des Rechts*, die *Kritik der Theologie* in die *Kritik der Politik*.“²⁰ Die oben bezeichnete Marxsche Übertragung des Fetischbegriffs auf das Feld der Politik lässt sich also als erste Manifestation dessen verstehen, was in der *Einleitung* programmatisch formuliert worden ist: die Notwendigkeit der Ausdehnung der Kritik auf die unheiligen Gestalten der Selbstentfremdung. War damit zunächst die Kritik des Rechts und der Politik gemeint, so wird sich Marx auch damit nicht lange aufhalten und zur Beschäftigung mit den nationalökonomischen Verhältnissen übergehen, die ihn dann bis zu seinem Tode in Anspruch genommen hat. Dass die Religionskritik „im wesentlichen beendet“ war, bildet, wie nun genauer gezeigt werden soll, die historische Voraussetzung dafür, dass im Marxschen Spätwerk der Fetischbegriff eine fundamental neue Bedeutung annehmen konnte.

II²¹

Es ist in der Literatur häufig darauf hingewiesen worden, dass sich Marx im Rahmen seiner Kritik der politischen Ökonomie in systematischer Weise zur Kennzeichnung von Phänomenen der Basisstruktur der bürgerlichen Gesellschaft einer Terminologie bedient, die auf Feuerbachs Religionskritik verweist.²² Marx hat im *Kapital* an zentraler Stelle einen sachlichen Grund für seine Vorgehensweise angegeben. Er verwende die religionskritischen Begrifflichkeiten, weil das von ihm aufgedeckte Phänomen, dass in der bürgerlichen Gesellschaft die gesellschaftlichen Verhältnisse der Menschen zu gesellschaftlichen Verhältnissen von Dingen geworden sind und als Subjekteigenschaften dieser Dinge erscheinen, strukturell den Verhältnissen der Religion vergleich-

²⁰ Ebenda. S. 379. (MEGA[®] I/2. S. 171.)

²¹ Die folgende Darstellung des Marxschen Fetischkonzepts stützt sich auf die Ausführungen meiner Studie: Ludwig Feuerbach und der Eingang der klassischen Fotografie. Zum Verhältnis von anthropologischem und Historischem Materialismus. Berlin, Wien 2004. S. 287ff.

²² Siehe Balibar: Über historische Dialektik. S. 338/339; Backhaus: Dialektik der Wertform. S. 414.

bar sei, wo den Menschen das von ihnen selbst geschaffene Produkt als eine von ihnen unabhängige Wesenheit erscheint:

„Es ist nur das bestimmte gesellschaftliche Verhältnis der Menschen selbst, welches hier für sie die phantasmagorische Form eines Verhältnisses von Dingen annimmt. Um daher eine Analogie zu finden, müssen wir in die Nebelregion der religiösen Welt flüchten. Hier scheinen die Produkte des menschlichen Kopfes mit eigenem Leben begabte, untereinander und mit den Menschen in Verhältnis stehende selbständige Gestalten. So in der Warenwelt die Produkte der menschlichen Hand. Dies nenne ich den Fetischismus, der den Arbeitsprodukten anklebt, sobald sie als Waren produziert werden, und der daher von der Warenproduktion unzertrennlich ist.“²³

Wie an ihrem Kontext und an der Art und Weise ihrer Verwendung erkennbar ist, hat die Marxsche Analogisierung von religiöser und ökonomischer Gegenständlichkeit neben der sachlichen Dimension eine weitere, nämlich eine polemische. Während der sachliche Aspekt die Analogie ermöglicht, zehrt der polemische Aspekt von der Nichtidentität der in ein Entsprechungsverhältnis gebrachten Phänomene. Als Instrument der Polemik verweist die Analogie auf das Subjekt der Theorie²⁴ und dessen doppeltes Ziel, den Untersuchungsgegenstand zugleich darzustellen und durch die Darstellung zu kritisieren.²⁵ In den meisten der vorliegenden Diskussionen wird diese Marxsche Einheit von Darstellung und Kritik aufgespalten und jeweils nur eine Dimension seiner Fetischkonzeption berücksichtigt. In denjenigen Fällen, wo beiden Dimensionen Aufmerksamkeit geschenkt worden ist, geschah dies bisher so, dass beide Dimensionen nur additiv zusammengefasst oder nur lose miteinander verknüpft worden sind. Die folgende Auseinandersetzung wird demgegenüber bestrebt sein, beide Dimensionen in ihrer wesentlichen Zusammengehörigkeit zu betrachten. Die subjektiv-polemische Dimension soll nicht als bloßer Überschuß, als bloßes Anhängsel oder als bloße Ergänzung der objektiven Dimension, sondern als selbst noch objektiv fundierte, in ihrer Abhängigkeit von bestimmten historisch-kulturellen Voraussetzungen dargestellt werden. Die Darstellung geht dabei so vor, dass zunächst anhand der Diskussion exem-

²³ MEW. Bd. 23. S. 86/87. (MEGA[®] II/10. S. 72.)

²⁴ Eine sehr gute Darstellung der konstitutiven Bedeutung der subjektiven Dimension für die Marxsche *Kritik der politischen Ökonomie* gibt Frank Kuhne: Zitat und Begriff bei Marx. Die idealistische Struktur des Kapitals und ihre nicht-idealistische Darstellung. Lüneburg 1995. Siehe insbes. S. 97–107.

²⁵ Siehe den Brief von Marx an Ferdinand Lassalle vom 22. Februar 1858: „Die Arbeit, um die es sich zunächst handelt, ist Kritik der ökonomischen Kategorien oder, if you like, das System der bürgerlichen Ökonomie kritisch dargestellt. Es ist zugleich Darstellung des Systems und durch die Darstellung Kritik desselben.“ (MEW. Bd. 29. S. 550; MEGA[®] III/9. S. 72.)

plarischer Beiträge die einzelnen Dimensionen des Marxschen Fetischkonzepts gesondert betrachtet werden, bevor dann eine kritische Synthese versucht wird.

Das erste Interpretationsmodell, das an prominenter Stelle von Hans-Georg Backhaus vertreten wird, ist darum bemüht, die Angemessenheit der religiösen Metaphorik herauszuarbeiten. Die eigentümliche Struktur des von ihm analysierten Gegenstandsbereiches zwingt Marx die theologisierende Metaphorik auf. Dieser Aspekt soll kurz näher am „Rätsel des Geldfetischs“, das Marx zufolge „nur das sichtbar gewordene, die Augen blendende Rätsel des Warenfetischs“²⁶ ist, betrachtet werden. Den Vertretern der politischen Ökonomie macht Marx u. a. den Vorwurf, das Wesen des Geldes nicht erfasst zu haben. Es sei von ihnen nicht als ein in dinglicher Form erscheinendes spezifisches gesellschaftliches Verhältnis, sondern als neutrales Medium der Vermittlung gefasst worden, dem vorrangig die Aufgabe zufalle, die Verteilung der – vermeintlich unter einer natürlichen (bzw. ewig-gleichen) Form der Produktion zustande gekommenen – Arbeiten und Produkte zu regeln. Unter dieser Voraussetzung konnte sich die Auffassung des Geldes nur zwischen den Alternativen Natur (Ding, Physis) und Konvention (Zeichen) bewegen. Von der Klassik wurde die Wertgegenständlichkeit als Ausdruck der verausgabten Arbeit gefasst, von der subjektiven Wertlehre unter dem Aspekt des subjektiven Nutzens begriffen. Marx zeigt nun, dass sich beide Auffassungen des Geldes in Widersprüche verwickeln. Was die Ökonomen eben plump als Ding festzuhalten meinten, erscheint bald als gesellschaftliches Verhältnis, und was sie als gesellschaftliches Verhältnis fixiert hatten, neckt sie bald als Ding.²⁷ Nur im Zuge einer Analyse der spezifischen sozialen Form der Arbeit lässt sich für Marx erschließen, was das Geld ist. Als Inkarnation abstrakter – und nicht, wie die Klassik, die utopischen Sozialisten und die Vertreter des traditionellen Marxismus meinten, physisch-konkreter – Arbeit ist es ein spezifisches gesellschaftliches Verhältnis, das sich in einem Ding darstellt. Damit ist die spezifische Eigentümlichkeit dieses „Gegenstands“, die objektive Problemlage bezeichnet, die Marx Backhaus zufolge zu seiner religiösen Metaphorik treibt: „Wie soll man sinnvoll über Gegenstände reden können, die jenseits des Gegensatzes von ‚sinnlich/unsinnlich‘, ‚real/ideal‘, ‚subjektiv/objektiv‘ angesiedelt sind?“²⁸ „Dies ist in der Tat die Frage: haben wir es mit unhaltbaren theoretischen Schöpfungen zu tun oder mit einer höchst *realen* Mythologie,

²⁶ MEW. Bd. 23. S. 108. (MEGA[®] II/10. S. 90.)

²⁷ Siehe MEW. Bd. 13. S. 22. (MEGA[®] II/2. S. 114.)

²⁸ Backhaus: Dialektik der Wertform. S. 25; siehe auch die instruktiven Ausführungen von Kuhne: Zitat und Begriff bei Marx. S. 43/44.

der Mythologie eines realen Systems, des ‚Kapitalismus‘?“²⁹ „Es ist eine zentrale Marxsche These, dass es allein auf der Basis dieser im Fetischkapitel dominierenden Begrifflichkeit möglich ist, die ‚abstrakte‘ und ‚gespenstige Gegenständlichkeit‘ der ökonomischen Gegenstände bestimmen und faßbar machen zu können.“³⁰ Der Fetischismus ist Backhaus zufolge nicht ein Problem der Darstellung³¹, sondern ein Problem der dargestellten Sache selbst. Der Wert – ein Nicht-Sinnliches, ein Abstraktum, ein „Gedankending“ – besitzt im Geld eine dingliche Gestalt. Marx’ Fetischkonzeption bringe diese reale Paradoxie der Existenz eines Dings, das zugleich Nicht-Ding, gesellschaftliches Verhältnis ist, zum Ausdruck. – So nachvollziehbar diese Auffassung einerseits ist, so wenig vermag sie andererseits genauer darzutun, warum Marx die *ökonomischen* Verhältnisse im Kapitalismus und die damit verbundenen Vorstellungen in Form einer *Fetischtheorie* expliziert. Neben der zweifellos dominierenden religiösen Begrifflichkeit finden sich im Marxschen Spätwerk Passagen, in denen sich Marx eines anderen Darstellungs- und Kritikkonzepts bedient, um den Mystizismus und die reale Verselbständigung der Verhältnisse im Kapitalismus auszudrücken. So spricht er das Problem auch vermittels des Begriffs der Verdinglichung³² an, und er artikuliert die Rätselhaftigkeit des Geldes durch einen indirekten Verweis auf die Außerkräftsetzung der Prinzipien der Logik.³³ Obwohl Marx diese Kritikkonzepte nicht weiter ausgebaut und zumeist im direkten Zusammenhang mit seiner Fetischkonzeption verwendet hat, ist doch leicht zu erkennen, dass hier Formen der Kritik gefunden sind, die sich von der Fetischkonzeption unterscheiden. In ihnen wird auf eine Analogisierung mit den Verhältnissen der Religion verzichtet, ohne dass – zumindest gilt dies für das zweitgenannte Konzept – der sachliche Gehalt sowie die kritische Dimension der Aussage Schaden leiden. Vor diesem Hintergrund erscheint die Fetischkategorie nur mehr als ein mögliches Mittel unter anderen, die Eigentümlichkeit des Untersuchungsobjekts als eines Ensembles verselbständigter „Realabstraktionen“, das im Ganzen die systemische Herrschaft der Produktionsbedingungen über die Produzenten konstituiert, kritisch darzustellen.³⁴

²⁹ Backhaus: *Dialektik der Wertform*. S. 27.

³⁰ Ebenda. S. 26.

³¹ Ein solches ist es etwa für Richard Schröder: Gottesdienst, Afterdienst, Fetischdienst. Zum kritischen Gebrauch einer religionsgeschichtlichen Kategorie bei Kant und Marx. In: Helmut Fleischer (Hrsg.): *Der Marxismus in seinem Zeitalter*. Leipzig 1994. S. 160.

³² Siehe MEW. Bd. 25. S. 887. (MEGA[®] II/15. S. 852.)

³³ So bedient sich Marx etwa in der Erstaufgabe des „Kapital“ (MEGA[®] II/5. S. 37) des auf Hegel zurückgehenden Bildes von einem allgemeinen Tier. Siehe auch: MEW. Bd. 25. S. 787. (MEGA[®] II/15. S. 755.)

³⁴ Siehe dazu Helmut Brentel: *Soziale Form und ökonomisches Objekt. Studien zum Gegenstands- und Methodenverständnis der Kritik der politischen Ökonomie*. Opladen 1989. S. 384/385.

Das zweite Interpretationsmodell, für das hier exemplarisch eine Arbeit von Heinz Dieter Kittsteiner stehen soll, steht dem Fetischkonzept kritisch gegenüber, weil dieses die eigentümliche Struktur des untersuchten Gegenstands nicht adäquat zu beschreiben vermöge. Marx entlehne den Begriff einer Sphäre, die sich wesentlich von der Sphäre der Produktionsverhältnisse im Kapitalismus unterscheide, weshalb ein Transfer von Begrifflichkeiten zu Verwirrungen führe. Um das näher verfolgen zu können, muss zunächst noch einmal auf den Begriff des Fetischs zurückgegangen werden, wie er seit dem 1760 erschienenen Buch von Charles de Brosses allgemein verbreitet war. Da sich viele Autoren – so auch Kittsteiner – in ihren Darstellungen des Problems auf die Ausführungen Hegels beziehen, der sich mit dem Phänomen des Fetischismus wiederholt beschäftigt hat, hält sich die Darstellung an diese.³⁵ In seinen *Vorlesungen über die Philosophie der Religion* kommt Hegel auf den Fetisch im Kontext der Darstellung der Zauberei als der einfachsten Form der Naturreligion zu sprechen. Das Bedürfnis des Menschen, sich gegen die Natur zu behaupten, bringe auf einer bestimmten Stufe der Entwicklung die direkte und die indirekte Zauberei hervor. In der indirekten Zauberei stattet der Mensch, um einen bestimmten Zweck zu erreichen, irgendein Ding mit imaginären Eigenschaften und Fähigkeiten aus. Als solcherart Begabtes kann es dann zum Gegenstand der Verehrung und des Kultes werden. Das Spezifikum dieser Form des Gegenstandsbezugs besteht zum einen in dem instrumentellen, herrschaftlichen Charakter, zum anderen in der leichten Auflösbarkeit der Bestimmungen, die den Dingen zugesprochen worden sind.³⁶ „Hier im Fetische scheint zwar die Selbständigkeit gegen die Willkür des Individuums aufzutreten, aber da eben diese Gegenständlichkeit nichts anderes ist als die zur Selbstanschauung sich bringende individuelle Willkür, so bleibt diese auch Meister ihres Bildes. Das, was sie sich als ihre Macht vorstellen, ist somit nichts Objektives, in sich Festes und von ihnen Verschiedenes. Der Fetisch bleibt in ihrer Gewalt; sie werfen ihn, wenn er nicht nach ihrem Willen tut.“³⁷ In diesen Bestimmungen kommt für Kittsteiner zum Ausdruck, „daß der Marxsche Einsatz des Fetischbegriffs dessen normaler Verwendung zuwiderläuft“³⁸ und „eher schlecht als recht ausdrückt, was von ihm verlangt wird“³⁹. Denn:

³⁵ Zur Marxschen Rezeption des Begriffs siehe Ulrich Erckenbrecht: *Das Geheimnis des Fetischismus. Grundmotive der Marxschen Erkenntniskritik*. Frankfurt a.M., Köln 1976. S. 70ff.

³⁶ Siehe G.W.F. Hegel: *Die Philosophie der Weltgeschichte*. In: Ders.: *Die Vernunft in der Geschichte*. Hrsg. v. Johannes Hoffmeister. Berlin 1966. S. 222.

³⁷ Hegel, zitiert nach Heinz Dieter Kittsteiner: *Listen der Vernunft. Motive geschichtsphilosophischen Denkens*, Frankfurt a.M. 1998. S. 173.

³⁸ Kittsteiner: *Listen der Vernunft*. S. 173.

³⁹ Ebenda. S. 178.

„Zwar sind Waren Produkte der menschlichen Hand, aber sie werden ja nicht als solche zum Fetisch, sondern in ihrer sachlichen Beziehung auf sich als Tauschwerte. Das Ding, das sich in dieser Beziehung materialisiert, ist das Geld; es ist nicht Ausdruck einer menschlichen Intention, sondern Wertausdruck eines gesellschaftlichen Verhältnisses. Es bleibt auch nicht in unserer Gewalt, sondern bildet gemeinsam mit der Ware im Prozeß des sich verwertenden Werts die Formen des Kapitals, des sich selbst bewegenden Substanz-Subjekts der Geschichte. [...] Schon Marx' Sprache läßt erkennen, dass der Fetischbegriff dem Sachverhalt, den er illustrieren soll, eigentlich nicht angemessen ist. Der Fetisch bei Hegel, gerade weil er ‚nichts wirklich Objektives, in sich Festes‘ war, ist nur Objekt in der Hand eines Subjekts. Bei Marx umgekehrt wird der Fetisch nicht gemacht, sondern er macht sich in der Bewegung der Dinge selbst. Er wird zum aktiven Subjekt, das ‚sich an die Arbeitsprodukte anlebt, sobald sie als Waren produziert werden‘.“⁴⁰

Wie triftig die Bemerkungen von Kittsteiner sind, lässt sich weiter daran erkennen, dass sich Marx selbst entschieden von solchen Auffassungen distanziert, die das Problem des ökonomischen Fetischs auf der Ebene des archaischen Fetischs ansiedeln, also als Problem bloß einer subjektiven Zuschreibung ansehen:

„Daß ein gesellschaftliches Produktionsverhältnis sich als ein außer den Individuen vorhandener Gegenstand und die bestimmten Beziehungen, die sie im Produktionsprozeß ihres gesellschaftlichen Lebens eingehen, sich als spezifische Eigenschaften eines Dings darstellen, diese Verkehrung und nicht eingebildete, sondern prosaisch reelle Mystifikation charakterisiert alle gesellschaftlichen Formen der Tauschwert setzenden Arbeit.“⁴¹

Während im archaischen Fetisch, wie Hegel sagt, „der Fetisch zum *Mittel* herab[sinkt], dem Individuum etwas zu verschaffen“⁴², ist es im Kapitalismus genau anders herum: Hier sinkt der Arbeiter zum Mittel der Selbstverwertung des Werts herab; er wird als „lebendige[s] Anhängsel“⁴³ des Produktionsprozesses vom Kapital angewendet. Machen sich die Menschen auf der Stufe der Naturreligion „das erste beste Tier zu ihrem Zauber“ und „verwerfen es, wenn es unwirksam ist, und nehmen ein anderes“⁴⁴, so sei es im Kapitalismus um-

⁴⁰ Ebenda. S. 173/174.

⁴¹ MEW. Bd. 13. S. 34/35. (MEGA[®] I/2. S. 128.) Siehe auch: MEW. Bd. 42. S. 722. (MEGA[®] II/1.2. S. 698.)

⁴² Georg Wilhelm Friedrich Hegel: Vorlesungen über die Philosophie der Religion. In: Ders.: Werke. Bd. 18. S. 295.

⁴³ MEW. Bd. 23. S. 445. (MEGA[®] II/10. S. 380.)

⁴⁴ Hegel: Vorlesungen. S. 294. Natürlich ist auch der Fetischdiener der Naturreligion seinem Fetisch unterworfen; er beherrscht den Fetisch, aber der Fetischismus beherrscht ihn (siehe Erckenbrecht: Das Geheimnis des Fetischismus. S. 73). Dennoch besteht ein zentraler Unter-

gekehrt. Ist das Substrat der Ware Arbeitskraft beschädigt, wird die Ware vom Kapital nicht mehr gekauft; es sucht sich dann eine andere aus. Besonders deutlich tritt die von Kittsteiner diskutierte Marxsche Transformation des überkommenen Fetischbegriffs vielleicht daran hervor, dass der ökonomische Fetisch auch dann noch praktisch wirksam ist, nachdem er theoretisch entdeckt worden ist.⁴⁵ Es handelt sich hier um eine „Verrücktheit“⁴⁶, die praktisch das Leben der Menschen beherrscht und auch diejenigen noch in den Bann des „Fetischismus“ zwingt, die den Trug durchschaut haben und unter ihm leiden. Wie aus diesen Ausführungen hervorgeht, wird vom Marxschen Fetischbegriff eine scharfe „Wendung ins Objektive“⁴⁷ vollzogen. Kittsteiner, der im übrigen den sachlichen Gehalt der Marxschen Lehre von der intentionslosen Selbstobjektivation der Dinge durch das Fetischtheorem nicht gefährdet sieht⁴⁸, steht dieser Marxschen Objektivierung des Fetischbegriffs skeptisch gegenüber. Wie aus seiner Kritik hervorgeht, sieht er das Fetischkonzept als von Marx unbeachtet oder ungeschickt gewählt an: „Man darf den Fetischismus nicht, wie Marx es tut, nur auf die Verselbständigung des Werts beziehen, sondern muß den Gebrauchswertcharakter der Ware als Reaktionsform auf die Wahrnehmung der historischen Ohnmacht in den Fetisch-Begriff einbeziehen.“⁴⁹ An einer anderen Stelle tritt die Problematik noch deutlicher zutage. „Waren“, so heißt es dort, „sind aber heute etwas anderes; es sind mit Wunschprojektionen überladene Dinge, die ihrem Besitzer wenigstens in einem Teilbereich jene Macht und Autonomie zurückzugeben versprechen, die er an den Gesamtprozeß der historischen Entwicklung verloren hat. Tun sie nach einiger Zeit auch dort ihren Dienst nicht mehr, so ergeht es ihnen wie den religiösen Fetischen: Sie werden geprügelt und weggeworfen bzw. durch eine neue Warengeneration ersetzt.“⁵⁰ Wie insbesondere aus der zuletzt zitierten Passage hervorgeht, nimmt Kittsteiner die Marxsche Fetischkonzeption von kulturellen Bedingungen aus in den Blick, die sich erheblich von denjenigen des neunzehnten Jahrhunderts unterscheiden. Die spezifische Qualität des historisch Neuen ist darin zu sehen, dass „heute“ bzw. „inzwischen“⁵¹ – was doch wohl heißt: im Ge-

schied zwischen dem frühen Fetischdienst und dem von Marx beschriebenen, was die Macht des Gegenstands über das Subjekt betrifft.

⁴⁵ Siehe dazu MEW. Bd. 23. S. 88. (MEGA[®] II/10. S. 73/74.) Kuhne, Zitat und Begriff bei Marx, S. 23, spricht vom „Sachzwang“, dem das Wissen um denselben allein nichts anhaben kann.

⁴⁶ MEW. Bd. 23. S. 90. (MEGA[®] II/10. S. 75.)

⁴⁷ Kittsteiner: Listen der Vernunft. S. 174.

⁴⁸ Siehe ebenda. S. 178.

⁴⁹ Ebenda. S. 252, Fn.

⁵⁰ Ebenda. S. 131.

⁵¹ Ebenda. S. 130.

gensatz zu Marxens Zeit – der „Fetisch“ Ware selber noch einmal mit „Wunschprojektionen“, imaginären Eigenschaften aufgeladen wird und dass „heute“ die Ware weithin „als Fetisch, als gegenständlicher Ersatz [dient]“⁵². Der Fetisch, so scheint es, wird erst jetzt eigentlich zum Fetisch, oder, in etwas anderer Perspektive betrachtet, es scheint so, als ob der Begriff des Fetischs erst jetzt, im Zuge der Ausbreitung des Neuen, wieder „in seinem Element“⁵³ ist. Hatte Marx noch strikt darauf bestanden, dass „die Warenform und das Wertverhältnis der Arbeitsprodukte, worin sie sich darstellt, mit ihrer physischen Natur und den daraus entspringenden dinglichen Beziehungen absolut nichts zu schaffen [hat]“⁵⁴, so weist Kittsteiner jedenfalls auf Phänomene hin, die die in der Darstellung der Marxschen Warenanalyse festgehaltene historische Konstellation offenbar verändert haben. Eine Dimension der Gesellschaftlichkeit scheint entstanden zu sein, die, so lautet Kittsteiners Forderung, nun „in den Fetischbegriff einbezogen werden muß“⁵⁵, was Marx nicht getan habe.

Kittsteiners Interpretation der Marxschen Fetischkonzeption hat zwei Schwächen. Zum einen trägt sie zu wenig den einschneidenden kulturellen Veränderungen Rechnung, die nach dem Tode von Marx zur Etablierung völlig neuer Sphären der Produktion und damit verbunden zu völlig neuen Dimensionen der Gesellschaftlichkeit geführt haben⁵⁶; er misst die Marxsche Theorie an Verhältnissen, die von dieser aus historischen Gründen noch nicht reflektiert werden konnten. Und zum anderen lässt seine Forderung, die Dimension des ideologisch aufgeladenen, zum Weltanschauungsträger gewordenen Gebrauchswerts in den Fetischbegriff einzubeziehen, den Fetischbegriff, dessen Schwierigkeiten er selbst herausgearbeitet hatte, dann doch wieder zugrunde liegen. Wenn die Beobachtung aber zutreffend ist, dass der Begriff des Fetischs, wie Kittsteiner dargetan hat, nicht so recht passt, weshalb sollte er dann der weiteren Analyse einfach vorausgesetzt bleiben? Hieße das nicht, eine als fragwürdig erkannte Kategorie zur Basis weiterer Untersuchungen zu machen? Und bürdet man sich dann nicht das Problem auf, mit zwei Fetischbegriffen zu operieren, die doch wesentlich voneinander verschiedene Phänomene erhellen helfen sollen?

⁵² Ebenda. S. 252.

⁵³ Siehe ebenda. S. 178.

⁵⁴ MEW. Bd. 23. S. 86. (MEGA[®] II/10 S. 72.)

⁵⁵ Kittsteiner: Listen der Vernunft. S. 252.

⁵⁶ Es darf an dieser Stelle nicht unerwähnt bleiben, dass gerade Kittsteiner den grundsätzlichen Wandel auf dem Gebiet der Kultur, die Historizität der Marxschen Theorie als auch die Marxsche Umwertung überlieferter Kategorien deutlich gesehen hat; siehe Kittsteiner: Listen der Vernunft. Insbes. S. 130/131. Was hier zur Kritik steht ist, dass Kittsteiner diese Einsichten nicht für die Erhellung der von ihm problematisierten Dissonanz des Fetischbegriffs fruchtbar gemacht hat.

Nach der Diskussion der beiden einander konträr gegenüberstehenden Beiträge zur Fetischkonzeption, deren erster die sachliche Triftigkeit und deren zweiter die Unangemessenheit des Fetischbegriffs darzustellen sucht, ist nun die subjektive, den historischen Ort des Autors und dessen kritische Position betreffende Dimension, die sich bei Kittsteiner, wenn auch nur negativ, schon geltend gemacht hat, in die Diskussion einzubeziehen, wobei als Leitfaden eine Arbeit von William J. Thomas Mitchell dienen soll. Wie Kittsteiner hat auch Mitchell auf das Problem der Inadäquanz des Fetischbegriffs aufmerksam gemacht. Anders als Kittsteiner betrachtet Mitchell die Unschärfe des Begriffs jedoch nicht als einen Lapsus des Autors. Vielmehr sieht er die Verwendungen des Begriffs als doppelt begründet und gerechtfertigt an. Der Begriff erfülle die Funktion, analytisches und polemischer Mittel in einem zu sein. Als analytischer Begriff decke er eine an sich irrationelle Form auf (diese Dimension hatte Backhaus entwickelt); als polemischer Begriff verweist er auf den Ort und das Anliegen des Subjekts der Theorie, das in emanzipatorischer Absicht den Gegenstand ironisierend⁵⁷ distanziert. „Marx employs the notion of fetishism chiefly as a polemical weapon to make capitalism an object of disgust.“⁵⁸ „Part of this force [in Marx’ choice of ‚fetishism‘; F.S.] is rhetorical: the figure of ‚commodity fetishism‘ [...] is a kind of catachresis, a violent yoking of the most primitive, exotic, irrational, degraded objects of human value with the most modern, ordinary, rational, and civilized.“⁵⁹ Dass diese von Mitchell festgehaltene polemische Dimension des Begriffs sehr leicht mit der von Backhaus vertretenen Auffassung zusammengeht, liegt auf der Hand. Denn für das Marxsche kritische Darstellungskonzept ist der doppelte Anspruch charakteristisch, einerseits den realparadoxen Charakter der ökonomischen Formen herauszuarbeiten und das Bewusstsein für die spezifischen Eigenschaften derselben zu schärfen, die der bürgerlichen Ökonomie und dem Alltagsverstand als vertraute, natürliche Formen gelten, und andererseits diese Formen als Produkte einer spezifisch historischen Produktionsweise, also als gemachte und damit disponible Formen vorzuführen.⁶⁰ In emanzipatorischer Absicht abzuschaffen sind die Formen der bürgerlichen Ökonomie für Marx

⁵⁷ Auf die ironische Dimension der Marxschen Darstellung hat u. a. Kuhne (Zitat und Begriff bei Marx. S. 82) aufmerksam gemacht. Jürgen Habermas’ Rede von „objektiver Ironie“ (in: Ders.: Theorie und Praxis. Sozialphilosophische Studien. Frankfurt a.M. 1971. S. 251) dagegen ist irreführend; sie schreibt die Kraft der Distanzierung der Verhältnisse den Verhältnissen zu, statt sie im Autor zu finden.

⁵⁸ William J. Thomas: *Iconology: Image, Text, Ideology*. Chicago 1986. S. 187.

⁵⁹ Ebenda. S. 191.

⁶⁰ Balibar spricht diesbezüglich vom „pädagogischen und kritischen Gewinn der Marxschen Darstellung“ (Über historische Dialektik. S. 316).

nicht zuletzt deshalb, weil sie an sich irrationale, unvernünftige, „verrückte“ Formen sind, die in dieser Verrücktheit bisher den Weltlauf bestimmt haben.

Mitchell zeigt nun nicht nur die politische Dimension des Fetischtheorems auf, in dem der wissenschaftliche Anspruch und der revolutionäre Charakter der Marxschen Kritik untrennbar verbunden sind; er problematisiert auch, wenigstens ansatzweise, die historischen Bedingungen der Möglichkeit des Marxschen Fetischtheorems. Obwohl Mitchells vorrangiges Interesse dem Verhältnis des Marxismus zur Ästhetik gilt, geben seine Ausführungen doch zu verstehen, dass ein angemessenes Verständnis des Fetischtheorems nur möglich ist, wenn es im Zusammenhang mit den zeitgenössischen kulturellen Rahmenbedingungen betrachtet wird; es gilt also, das objektive Moment der subjektiven, bloß scheinbar privaten Dimension herauszuarbeiten. Ausgehend von Kittsteiners Einwänden und in Weiterführung des Ansatzes von Mitchell soll nun im Folgenden die These näher begründet werden, dass sich das Marxsche Denken im historischen Raum zwischen zwei verschiedenen Formen kultureller Ideologie konstituiert. Die ökonomiekritische Fetischkonzeption lässt sich angemessener als bisher verstehen, wenn sie vor dem Hintergrund des im 19. Jahrhundert stattfindenden Übergangs der bürgerlichen Kultur von der Religion in die Medialität, von der religiösen Transzendenzkultur zur immanenten Medienkultur begriffen wird, in dessen Verlauf idolatrische Anschauungsweisen, die die bürgerliche Aufklärung an der feudal-religiösen Gesellschaft kritisiert hat, von der bürgerlichen Gesellschaft in neuen, wirkmächtigen Formen produziert worden sind.

Um das näher darzustellen, soll zunächst noch einmal an den Beginn des Marxschen Unternehmens und dessen weitere Stoßrichtung erinnert werden. Der frühe Marx trägt sich mit dem Plan, Studien über Religion und Kunst zu verfassen, geht aber, da er die Religionskritik im Wesentlichen für vollendet ansieht, bald zur Kritik anderer ideologischer Phänomene, und schließlich zur Kritik der politischen Ökonomie über. Die noch vor der Abfassung der *Deutschen Ideologie* begonnene Beschäftigung mit den ökonomischen Grundlagen der Gesellschaft vollzog sich dabei zunächst innerhalb des Rahmens von Feuerbachs Entfremdungskonzeption. Moses Heß, für kurze Zeit ein Weggefährte von Marx, hatte die Losung der Zeit in folgenden Worten angegeben: „Was der Gott für's *theoretische* Leben, das ist das *Geld* für's *praktische* Leben in der verkehrten Welt: das *entäußerte Vermögen* der Menschen, ihre *verschacherte Lebensthätigkeit*. [...] Das *Geld* ist das *Product* der *gegenseitig entfremdeten Menschen*, der *entäußerte Mensch*.“⁶¹ „Man hat sich nämlich vom Feuer-

⁶¹ Moses Heß: Über das Geldwesen. In: Ders.: Philosophische und sozialistische Schriften 1837–1850. Eine Auswahl. Hrsg. v. Wolfgang Mönke. 2., bearb. Aufl. Berlin 1980. S. 334/335.

bach'schen Standpunkte aus, nur eben so kritisch dem praktischen Gotte, dem Gelde, wie dem theoretischen gegenüber zu verhalten [...], um die Krämerwelt aus ihren Fugen zu heben“⁶². Der Umstand, dass sich Marx auch in seinem ökonomiekritischen Spätwerk noch einer Terminologie bedient, die unverkennbar auf Feuerbachs Religionskritik verweist, ist von vielen Autoren als Beleg für das Weiterbestehen der Entfremdungstheorie angesehen worden.⁶³ Diese Auffassung übersieht jedoch, dass sich Marx bereits in der *Deutschen Ideologie* kritisch über die Entfremdungskonzeption geäußert und in der Folge ein Kritikmodell erarbeitet hat, in dem die Vorstellung von einem menschlichen Wesen ebensowenig wie irgendeine Norm- oder Idealvorstellung mehr eine Rolle spielt.⁶⁴ Vielmehr bedient sich Marx der religiösen Begrifflichkeit, um den realparadoxen Charakter der ökonomischen Formen, die naturwüchsig ein falsches Bild von den Verhältnissen erzeugen und den Alltagsagenten als natürliche Formen erscheinen, kritisch darzustellen. Um das vermeintlich Natürliche in seiner Unnatürlichkeit vorzuführen, lässt Marx die Ware als religiösen Fetisch, als Produkt einer primitiven Stufe der Vergesellschaftung erscheinen. Praktikabel ist diese – mit Wolfgang Fritz Haug im Hinblick auf Bertolt Brecht zu sprechen – „Verfremdungstechnik“⁶⁵ nur unter drei Bedingungen. Erstens muss der Begriff an wirkliche Eigenschaften des Objekts anschließen können. Zweitens muss die inferiore soziale Praxis, von der der Begriff abgezogen ist, historisch im Wesentlichen überwunden sein. Anders gesagt, kann sich Marx in polemischer Weise der religionskritischen Begrifflichkeit nur deshalb bedienen, weil im Zuge des historischen Aufklärungsprozesses diese Terminologie funktionslos und damit für eine neue Verwendung frei geworden ist. Schließlich muss drittens der auf neue gesellschaftliche Verhältnisse übertragene Begriff, um seine polemische Wirkung entfalten zu können, zu diesen gesellschaftlichen Verhältnissen einigermaßen exzentrisch stehen; es dürfen also, anders formuliert, keine anderen gesellschaftlichen Verhältnisse existieren, auf die der Begriff angewendet werden könnte. Die Marxsche Konstruktion des Fetischismus verweist auf gesellschaftliche Verhältnisse, in denen der überkommene religiöse Fetischdienst weitgehend überwunden, eine neue Religion

⁶² Heß: Über die sozialistische Bewegung in Deutschland. In: Philosophische und sozialistische Schriften. S. 293.

⁶³ Siehe etwa Klaus Bockmühl: Leiblichkeit und Gesellschaft. Studien zur Religionskritik und Anthropologie im Frühwerk von Ludwig Feuerbach und Karl Marx. Göttingen 1980. S. 132; Balibar: Über historische Dialektik. S. 339; Schröder: Gottesdienst, Afterdienst, Fetischdienst. S. 152ff.; Backhaus: Dialektik der Wertform. S. 11, 405, 414.

⁶⁴ Siehe Heinrich: Die Wissenschaft vom Wert. S. 372–384.

⁶⁵ Wolfgang Fritz Haug: Vorlesungen zur Einführung ins ‚Kapital‘. Köln 1974. S. 170.

mit einem neuen Fetischdienst aber noch nicht entfaltet ist. Marxens Bezeichnung der ökonomischen Formen als religiöse Fetische gibt zum einen zu verstehen, dass die Irrationalität, die für die Verhältnisse der religiösen Epoche kennzeichnend war, in den säkularen Formen der bürgerlichen Ökonomie fortwuchert; sie gibt zum anderen zu verstehen, dass nun, nachdem die alte Religion theoretisch enträtselt und praktisch zur Folklore verdammt ist, auch die – unterdessen selbst theoretisch entzauberte⁶⁶ – kapitalistische Produktionsweise praktisch überwunden werden kann und muss.

Die Marxsche Fetischkonzeption zehrt also von historisch-kulturellen Voraussetzungen, die als solche kein direkter Gegenstand der Kritik der politischen Ökonomie sind, sich aber indirekt in der Form der Marxschen Darstellung niederschlagen. Aus diesem Grund müssen sie bei der Diskussion des Marxschen Fetischkonzeptes mitberücksichtigt werden. Gegen die aktuell zu beobachtende Positivierung des Fetischbegriffs ist hervorzuheben, dass es nur in einer sehr spezifischen historischen Situation möglich, sinn- und wirkungsvoll war, die religionskritische Begrifflichkeit in den Dienst der kritischen Aufklärung von Phänomenen der ökonomischen Basis zu stellen. Die beobachtete Distanz der Marxschen Begrifflichkeit zum ökonomischen Objekt zehrt von der historisch gewonnenen Freiheit gegenüber dem religiösen Objekt. Sie setzt den Kampf gegen die Idolatrie als gewonnen voraus und nutzt die überkommenen, gegenstandslos gewordenen Begriffe, um das ökonomische Objekt der Kritik zu unterziehen.⁶⁷ Wenn daher Kittsteiner, von einem im Vergleich zu Marx nachhaltig veränderten gesellschaftlichen Standpunkt aus, die Forderung

⁶⁶ Auffällig ist das – auf Hegel zurückverweisende – geschichtsphilosophische Pathos, mit dem Marx im Vorwort zur ersten Auflage des „Kapital“ die Entdeckung der Wertform beschreibt. „Die Wertform, deren fertige Gestalt die Geldform, ist sehr inhaltslos und einfach. Dennoch hat der Menscheng Geist sie seit mehr als zweitausend Jahren vergeblich zu ergründen gesucht“ (MEW. Bd. 23. S. 11/12).

⁶⁷ Indirekt geht das aus einem Zeitungsartikel vom 31. Dezember 1861 hervor, den Marx folgendermaßen eröffnet: „Der Wunderglaube scheint sich nur aus einer Sphäre zurückzuziehen, um sich in einer andern anzusiedeln. Verjagt man ihn aus der Natur, so ersteht er nun in der Politik.“ (MEW. Bd. 15. S. 434.) Und in demselben Sinne heißt es in einem Brief von Marx an Kugelmann vom 27. Juli 1871: „Man hat bisher geglaubt, die christliche Mythenbildung unter dem römischen Kaiserreich sei nur möglich gewesen, weil die Druckerei noch nicht erfunden war. Grade umgekehrt. Die Tagespresse und der Telegraph, der ihre Erfindungen im Nu über den ganzen Erdboden austreut, fabrizieren mehr Mythen [...] an einem Tag, als früher in einem Jahrhundert hätten fertiggebracht werden können.“ (MEW. Bd. 33. S. 252.) Wie diese Stellen andeuten, sieht Marx neueren Tendenzen einer Wiederkehr des Mythos entgegen, für die der Kritiker der „Religion des Alltagslebens“ offenbar noch keine Sprache hatte; siehe dazu auch MEW. Bd. 23. S. 15 (MEGA[®] II/5. S. 13) sowie die Marxsche Bemerkung über die tanzenden Tische (MEW. Bd. 23. S. 85; MEGA[®] II/10. S. 71). Der Spiritismus, der die Tische tanzen ließ, war eine Begleiterscheinung der Einführung der neuen technischen Medien.

erhebt, es müsse der Gebrauchswertcharakter der Ware als Reaktionsform auf die Wahrnehmung der historischen Ohnmacht in den Fetischbegriff einbezogen werden, damit dieser wieder adäquat sei, so kann diese Adäquatheit doch nur eine solche des alten, traditionellen Fetischbegriffs sein, von dem absehen zu können gerade die historische Voraussetzung für die Marxsche Konstruktion des ökonomiekritischen Fetisch-Begriffs gewesen war. Anders herum betrachtet: Wenn Kittsteiner gegen Marx den Vorwurf erhebt, seine Fetischkonzeption wäre dem dargestellten Gegenstand nicht ganz angemessen, so ist dem entgegenzuhalten, dass Marxens Fetischbegriff dem Gegenstand aus historischen Gründen gar nicht angemessen sein kann und aus politischen (revolutionstheoretischen) Gründen auch gar nicht ganz angemessen sein soll: Der Begriff markiert einen Freiheitsspielraum, einen revolutionären Überschuss. Er verweist auf die Kraft des theoretischen und er antizipiert die Kraft eines praktischen Subjekts, sich über die bestehenden Zustände erheben zu können. In dem Maße, wie gesellschaftliche Verhältnisse wiederkehren, auf die die historisch zeitweilig außer Kurs gesetzten und von der Marxschen Theorie zur Charakterisierung „verrückter“ Verhältnisse in den Zusammenhang der Ökonomiekritik verrückten Begriffe wieder fugenlos zu passen beginnen, wird die kritische Distanz des Fetischbegriffs zu seinem Objekt eingezogen. Die den Doppelcharakter des Fetischbegriffs konstituierende Einheit von wissenschaftlicher Darstellung und revolutionärer Kritik löst sich damit tendenziell auf. Die neue gesellschaftliche Relevanz des Problems des außerökonomischen Fetischismus bedeutet aber nichts anderes als die Wiederkehr der von Marx als „im wesentlichen beendet“ angesehenen und in der ökonomischen Basis versenkten Problematik der Religion. Mit der kulturindustriellen, auf neue technische Medien gegründeten Wiederverzauberung der Welt und vollends mit dem Wiedererstarken der Religionen sind die historisch-kulturellen Voraussetzungen, unter denen eine Auffassung der ökonomischen Formen in Form einer Fetischtheorie möglich war, streng genommen untergraben. Die falsche historische Aufhebung der Marxschen Fetischtheorie bedeutet selbstverständlich nicht, dass die ökonomiekritischen Einsichten der Marxschen Theorie hinfällig geworden wären. Sie bedeutet aber, dass ihr Gehalt neu anzueignen ist. Der historische Materialismus steht nach der Wiederkehr des einmal als historisch überwunden betrachteten Zustands der Idolatrie vor der doppelten Aufgabe, sich der Marxschen Kategorien, die von den neuen historischen Erfahrungen nicht unberührt geblieben sind, neu versichern, und zum anderen, das Problem der Vermittlung der Einsichten der *Kritik der politischen Ökonomie* unter veränderten kulturellen Rahmenbedingungen neu in Angriff nehmen zu müssen.

III

In der Geschichte des Marxismus hat es viele Versuche gegeben, das Marxsche Erbe zur Erhellung neuer, von Marx noch nicht gesehener Problemlagen zu nutzen. Wie sich in der Perspektive der neuesten wertformkritischen Marx-Diskussion zeigt, ruhen die meisten dieser Versuche auf einem ontologischen Arbeitsbegriff auf. Ein solcher lag aber der Theoriebildung der politischen Ökonomie zugrunde, von der sich Marx kritisch abgesetzt hat, was bedeutet, dass sich das Projekt der Weiterführung der Marxschen Theorie in der Vergangenheit zumeist unter der unkritischen Form traditioneller Theorie vollzogen hat. Konsequenterweise steht das gegenwärtige kritische Interesse an der Marxschen Theorie ganz im Zeichen einer kritischen Auseinandersetzung mit dem traditionellen Marxismus. Aktuelle Bemühungen um eine Neuaneignung der Marxschen Theorie sind, wie exemplarisch die Arbeit von Moishe Postone ausführt, von der Überzeugung getragen, dass die neuen, über den Horizont der Marxschen Theorie hinausweisenden gesellschaftlichen Erfahrungen nur dann angemessen verstanden werden können, wenn zuvor mit den Grundvoraussetzungen der traditionellen Theorie gebrochen und das Fundament einer unverkürzten Auffassung der kritischen Einsichten des reifen Marx erarbeitet worden ist. Dass sich Postone dabei unerachtet seines klaren Bewusstseins von den historischen Grenzen der Marxschen Theorie unmittelbar auf dieselbe bezieht, wird mit der Beschränkung der Darstellung auf die abstraktesten Bestimmungen des Kapitalismus begründet. Zwar hat sich Postone zufolge der Kapitalismus des 20. Jahrhunderts im Vergleich zu Marxens Zeiten in vieler Hinsicht grundlegend gewandelt, aber dies dürfe nicht den Blick für die „darunterliegende Kontinuität“ verstellen, die auf den „Kern“ bzw. das „Wesen“⁶⁸ des Kapitalismus verweise. Postones umfassende Rekonstruktion der abstrakten logischen Bestimmungen der Marxschen Wertformanalyse zielt darauf ab, dieses Wesen des Kapitalismus herauszuarbeiten. Nur wenn dieses in zureichender Weise bestimmt worden ist, lassen sich Postone zufolge auch die neueren, über den Horizont der Marxschen Theorie hinausweisenden Erscheinungen des Kapitalismus erfassen. Eine Konsequenz dieses methodischen Ansatzes ist es, dass sich neue historische Phänomene nur als Potenzierungen des von Marx beschriebenen ökonomischen Fetischismus begreifen lassen. Marx selbst hat sich von einer solchen Vorgehensweise, die von früheren gesellschaftlichen Formen aus die späteren zu erschließen versucht, ausdrücklich distanziert und es dürfte kein Zufall sein, dass gerade diese Methode für den traditionellen

⁶⁸ Postone: *Zeit, Arbeit und gesellschaftliche Herrschaft*. S. 36, 165/166.

Marxismus von zentraler Bedeutung gewesen ist. So hat es sich in der Literatur eingebürgert, die von Marx noch nicht untersuchten Phänomene des modernen Antisemitismus oder der Kulturindustrie als Steigerungsformen des von Marx dargestellten ökonomischen Fetischs zu fassen. Obwohl der Rückgriff auf die Marxsche Theorie in dem Bemühen geschieht, die Phänomene in ihrer spezifischen historischen Formbestimmtheit zu erfassen, ist es gerade der reduktionistische ökonomistische Ableitungsansatz, der solche Erkenntnis behindert, denn neue Phänomene können nach Maßgabe dieser Methode zwangsläufig nur als „Überbauten“ oder „Verdoppelungen“ des ökonomischen Fetischs erfasst werden.⁶⁹ Die historische Formbestimmtheit der neuen Phänomene kommt so nur unzureichend in den Blick, und die spezifische materielle Fundiertheit und relative Autonomie derselben bleibt unterbestimmt.

Die obige Diskussion des Fetischismusbegriffs stellt eine Kritik an denjenigen theoretischen Ansätzen dar, die sich unmittelbar auf die Marxsche Theorie beziehen (bzw. sie unmittelbar der Analyse zugrundelegen). Ihr war es um den Nachweis zu tun, dass ein solches Unternehmen fragwürdig ist und letztlich scheitern muss, weil die neuen gesellschaftlichen Erfahrungen, die von der Basis einer gründlichen Rekonstruktion des Kerns der Marxschen *Kritik der politischen Ökonomie* aus erschlossen werden sollen, diesen Kern nicht unversehrt gelassen haben. Komplementär dazu lässt sich zeigen, dass sich auch das Subjekt der Rezeption längst verändert hat und mit neuen Kategorien an das Marxsche Werk herantritt. Das direkte Gegenstück zur bruchlosen Fortschreibung der Marxschen Fetischkonzeption bildet dabei das bewusstlose Hineintragen des Begriffs der Projektion in die Texte von Marx, der diesen Begriff selbst nirgendwo benutzt hat.⁷⁰ Gegen beide Rezeptionsweisen ist festzuhalten, dass der dem Marxschen Werk untergeschobene Begriff der Projektion der theoretische Ausdruck eben der neuen gesellschaftlichen Verhältnisse ist, die den der kritischen Darstellung der ökonomischen Formen als „Fetisch“-formen zugrundeliegenden historisch-kulturellen Erfahrungshintergrund destruiert haben. Anders formuliert: Während mit dem Marxschen Fetischbegriff ein Begriff weiterbenutzt wird, der mit der Rearchaisierung der Wahrnehmung in der modernen Gesellschaft streng genommen hinfällig wird, verweist der moderne Begriff der Projektion auf eben diejenigen kulturellen und sozialpsychologischen Phänomene, deren Ausbreitung zur Destruktion der in der Marxschen Fetischkonzeption festgehaltenen historischen Aufklärungskonstel-

⁶⁹ Siehe Wolfgang Fritz Haug: *Kritik der Warenästhetik*. Frankfurt a.M. 1971. S. 9, 150.

⁷⁰ Siehe dazu näher Schmieder: *Ludwig Feuerbach und der Eingang der klassischen Fotografie*. S. 427–431.

lation geführt hat. In dieser Perspektive zeigt sich noch einmal, dass der Marxsche Fetischbegriff nicht einfach vorauszusetzen, sondern als Ausdruck einer – inzwischen vergangenen – spezifischen historischen Situation aufzufassen ist. Den gewichtigsten praktischen Grund für die Notwendigkeit einer solchen Betrachtung liefern die Erfahrungen mit einem Geschichtsverlauf, der nicht nur die Marxsche Erwartung einer bevorstehenden emanzipatorischen Geschichtsthat enttäuscht, sondern dessen dunkelste Befürchtungen übertroffen hat. Die Revision der – für Marx zentralen – Kategorie des Fetischs fordert ein und drückt aus, dass nach den historischen Erfahrungen mit den Marxschen Kategorien nicht einfach ungebrochen – so, als wäre nichts geschehen – weiter operiert werden kann, sondern dass der historische Bruch, der zwischen Marx und den Späteren liegt, vergegenwärtigt werden muss. Dass die neuere Marx-Rezeption, die bei Postone bezeichnenderweise unter der Form einer Kritik am Pessimismus der Kritischen Theorie prozediert,⁷¹ dieser Erfahrung bisher weit hin ausgewichen ist, deutet auf das Fortleben des traditionellen Marxismus hin, der sich schwer damit tut, von dem Glauben zu lassen, er schwimme doch irgendwie mit dem Strom der Geschichte. Dass er dies schon lange nicht mehr tut, verbürgen nicht nur zwei Weltkriege und die Erfahrung von Auschwitz, die jeden theoretischen Evolutionismus als Verhöhnung der Opfer erscheinen lassen. Auch die aktuellen gesellschaftlichen Erfahrungen machen eindringlich klar, dass die Alternative „Sozialismus oder Barbarei“ zu grobschlächtig ist. Eine Auseinandersetzung mit der Marxschen Theorie, die auf der Höhe der Zeit agieren will, kann nur noch unter der Form einer Aufarbeitung des historischen Scheiterns des Marxschen Projekts vollzogen werden; sie muss, wie dies von den Vertretern der ersten Generation der Kritischen Theorie ins Auge gefasst worden ist, die Form einer Theorie der Nachgeschichte haben.⁷²

⁷¹ Siehe Postone: *Zeit, Arbeit und gesellschaftliche Herrschaft*. S. 141–192.

⁷² Siehe etwa Theodor W. Adorno: *Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben*. Frankfurt a.M. 1994. S. 63.

Die Bibliothek von Heinrich Marx im Jahre 1838 Ein annotiertes Verzeichnis*

Manfred Schöncke

Als Heinrich Marx am 10. Mai 1838 in Trier verstarb, war sein Sohn Karl nicht anwesend, sondern seit drei Tagen wieder auf der Rückreise nach Berlin.¹ Das Erbe seines Vaters wurde am 24. August, 25. August und 28. November in 249 Positionen erfasst und betrug 11 136 Taler und 16 Silbergroschen.² Die Nummern 148 bis 210 enthalten Bücher aus dem Nachlass von Heinrich Marx, insgesamt 130 Titel in mehr als 450 Bänden mit einem Wert von 208 Talern und 27 Silbergroschen.³ Die Aufstellung des Notars Friedrich Damian Joseph Bochkoltz diente nicht literarischen Zwecken, sondern der Ermittlung des materiellen Erbes. Einige Namen und Titel sind durch Unkenntnis des Schreibers ungenau wiedergegeben. Von den 130 Titeln konnten 115 genauer bestimmt werden, wenn auch nicht immer die genaue Ausgabe bzw. Auflage. Von den übrigen 15 nicht bzw. unsicher identifizierten Titeln, sind 13 Wörterbücher, Grammatiken und andere allgemein bezeichnete Bücher. Zwei genannte Verfasser konnten nicht ermittelt werden, nämlich „de Sault foi“ (Nr. 104) und „Stockmann“ (Nr. 111). Für 24 Titel wurde der nicht genannte Verfasser bestimmt.

Das Nachlassverzeichnis mit der Aufstellung der Bibliothek von Heinrich Marx wurde von Heinz Monz erstmals veröffentlicht.⁴ Die hier vorliegende

* Ich danke Heinrich Gemkow, Erhard Kiehnbaum, Heinz Monz, Ilona Shaw und Richard Sperl für Anregungen und kritische Hinweise.

¹ Siehe Jenny von Westphalen an Karl Marx nach dem 10. Mai 1839: „Es war der 3^{te} Mai, den 7^{ten} reitest Du, am 10^{ten} war Er nicht mehr.“ (MEGA² III/1. S. 331.)

² Siehe Urkunden des Notars Bochkoltz Nr. 252, 254 und 326 Landeshauptarchiv Koblenz, Abtlg. 587, 40 Nr. 533. Die nachfolgend in Klammern gesetzten Nummern beziehen sich auf den Katalogteil „Annotiertes Verzeichnis“ (S. 135–173).

³ Die Werte der Bücher sind in der folgenden Aufstellung ausgelassen.

⁴ Siehe Heinz Monz: Die soziale Lage der elterlichen Familie von Karl Marx. In: Karl Marx

aufwendige bibliographische Entschlüsselung der aufgeführten Angaben rechtfertigt sich m.E. auch dadurch, dass viele dieser Bücher in die persönliche Bibliothek von Karl Marx übergingen. Immerhin 31 Titel (ca. 89 Bände) könnte Marx geerbt haben. So kann das Verzeichnis auch zur weiteren Erschließung des Marxschen Lesefeldes und zur Kommentierung der MEGA[®] beitragen⁵. Zugleich kann die Aufstellung helfen, weitere ex libris Karl Marx wieder aufzufinden. Und auch für die Biographie von Heinrich Marx ist die Beschreibung seiner Bibliothek und seines Lesefeldes von Interesse.

Der Advokat Marx besaß hauptsächlich juristische und rechtsgeschichtliche Literatur (Gesetze, Kommentare, Standardwerke, Zeitschriften und spezielle Fachliteratur, hier insgesamt 68 Titel), aber auch Nachschlagewerke, Wörterbücher, politische, klassische und schöne sowie religiöse Literatur in deutscher, französischer, lateinischer, italienischer, englischer, niederländischer und hebräischer Sprache. Der Anteil von seinerzeit antiquarischen Büchern ist mit etwa einem Viertel anzusetzen.

Über Sammelwerke von Gesetzen, Verordnungen und Kommentare (35 Titel) hinaus nannte Heinrich Marx auch einen Bestand an wichtigen theoretischen Werken der Jurisprudenz sein eigen. Unter diesen 24 Werken befinden sich Hauptwerke von Justus Henning Böhmer (Nr. 10), Benedikt Carpzov (Nr. 16), Johann Ulrich Cramer (Nr. 31), Hugo Grotius (Nr. 48), Johann Gottlieb Heineccius (Nr. 50 und 51), Ernst Ferdinand Klein (Nr. 35), Ferdinand Mackeldey (Nr. 75), Jacques de Maleville (Nr. 76), Philippe Antoine Merlin de Douai (Nr. 79 und 80), David Mevius (Nr. 82), Robert Joseph Pothier (Nr. 92 und 93), Friedrich Carl von Savigny (Nr. 105), Anton Friedrich Justus Thibaut (Nr. 117), Johannes Voet (Nr. 122), Franz von Zeiller (Nr. 128) und anderen. In seiner Bibliothek befanden sich also bedeutende deutsche und französische Werke, deren Autoren heute zu den führenden Juristen des 17., 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts gerechnet werden.⁶ Auch Arbeiten seiner Kollegen

1818–1968. Neue Studien zu Person und Lehre. Mainz 1968. S. 79–83; Heinz Monz: Karl Marx. Grundlagen der Entwicklung zu Leben und Werk (zugleich wesentlich erw. 2. Aufl. des Buches „Karl Marx und Trier“). Trier 1973. S. 266–269 (nachfolgend: Monz: Karl Marx. Grundlagen); Manfred Schöncke: Karl und Heinrich Marx und ihre Geschwister. Lebenszeugnisse – Briefe – Dokumente. Köln 1993 S. 293–296 und 301–302 (nachfolgend: Schöncke: Karl und Heinrich Marx). – Siehe auch Horst Gebauer: Die Bibliothek des Vaters von Karl Marx. In: Marginalien. Zeitschrift für Buchkunst und Bibliophilie. Hrsg. von der Pirckheimer-Gesellschaft. H. 39. 1970. S. 48–50.

⁵ Die Editionsrichtlinien der MEGA[®] bestimmen: „6.1. Der Quellennachweis in der Erläuterung erfolgt (...) – falls die betreffende Schrift Bestandteil der Bibliothek von Marx/Engels war“.
(Editionsrichtlinien der Marx-Engels-Gesamtausgabe (MEGA). Berlin 1993. S. 76.)

⁶ Zur Würdigung bedeutender Juristen siehe Michael Stolleis (Hrsg.): Juristen. Ein biographi-

Ernest Dominik Laeis (Nr. 65), Johann von Birnbaum (Nr. 8) und Michael Franz Josef Müller (Nr. 85) gehörten zur Bibliothek von Heinrich Marx. Sachlich gesehen überwog das Zivilrecht mit etwa 50 Titeln.

Durch zeitgeschichtliche Umstände war Heinrich Marx besonders stark mit dem französischen Recht und der französischen Kultur verbunden (40 Titel). Erst die Französische Revolution brachte nach 1794 auch dem Juden Heinrich Marx eine teilweise emanzipierte Stellung, auch wenn er zwischen 1819 und 1820⁷ zum christlichen Glauben konvertieren musste, um seine berufliche Stellung als Anwalt zu erhalten. Aber er war bekanntlich nicht nur Advokat, sondern gehörte auch zu den liberalen Kräften seiner Heimatstadt Trier. Deshalb finden sich auch Werke der zeitgenössischen politischen Literatur von Daniel Alexander Benda (Nr. 7), Louis de Potter (Nr. 95), Jean-François Tielemans (Nr. 118), Johann Konrad Friederich (Nr. 40), Karl Rotteck (Nr. 100), Jean Louis de Lolme (Nr. 73) und last but not least Thomas Paine (Nr. 90) unter seinen Büchern. Reges Interesse bekundete Heinrich Marx für den Kölner Kirchenstreit, was sich allerdings nicht direkt aus dem Nachlassverzeichnis verifizieren lässt.⁸

Erstaunlich ist, wie viele Werke in lateinischer Sprache Heinrich Marx besaß (21 Titel), das lässt auf den Besuch eines Gymnasiums schließen⁹, der bisher nicht konkret zu ermitteln war. Zu den Büchern in italienischer Sprache gehören ein „italienisches Wörterbuch“ (Nr. 1), Ludovico Ariostos „Orlando furioso“ (Nr. 5), „Titus Livius in italienischer Übersetzung“ (Nr. 72) und wohl auch „auserlesene italienische Gesänge“ (Nr. 69) sowie eine Werkausgabe des Komponisten Pietro Metastasio (Nr. 81). Dies sind m. W. die einzigen Quellen für die Kenntnis dieser Sprache von Heinrich Marx. Zu den bekannten Vertretern der französischen Literatur zählen Voltaire (Nr. 123) und Victor Riqueti de Mirabeau (180 und 199) (Nr. 83 und 84), die allerdings nicht mit ihren Hauptwerken präsent sind. Weiterhin fanden sich Werke von Houdart de La Motte (Nr. 66) und eine 38bändige Sammlung mit französischen Theaterstü-

ches Lexikon. Von der Antike bis zum 20. Jahrhundert, München 1995 (nachfolgend: Stolleis) und Gerd Kleinheyer/Jan Schröder (Hrsg.): Deutsche und Europäische Juristen aus neun Jahrhunderten. 4. neubearb. u. erw. Aufl. Heidelberg 1996 (nachfolgend: Kleinheyer/Schröder).

⁷ Siehe Schöncke: Karl und Heinrich Marx. S. 166, 171, 478 und 562.

⁸ Siehe Heinrich Marx: Über den Kölner Kirchenstreit. Mit Korrekturen und einem Zusatz von Karl Marx. In: MEGA² VI/1. S. 379–381.

⁹ zum Trierer Gymnasium siehe Matthias Paulsen: Das Kurfürstliche Gymnasium (1773–1798). In: Königliches Friedrich Wilhelms-Gymnasium zu Trier 1563–1913. Festschrift zur Feier des 350jährigen Jubiläums der Anstalt am 6.–8. Oktober 1913. Trier 1913. S. 241 und 253. – Zum Beispiel wurden im Unterricht nach 1780 u. a. gelesen: „Curtius“ Rufus (Nr. 30) und auch „Hume, Geschichte Englands“ (Nr. 58).

cken (Nr. 97) u.a. mit Werken von Racine und Corneille.¹⁰ Zum Bestand an englischsprachigen Autoren zählen die historisch-politischen Werke von David Hume (Nr. 58) und Thomas Paine (Nr. 90) und das philosophische Werk von William Wollstone (Nr. 127), das im Geiste von Leibniz geschrieben ist. Die klassische römische Literatur ist durch Werke von Cicero (Nr. 19), Curtius Rufus (Nr. 32), Titus Livus (Nr. 72), Plinius Secundus dem Älteren (Nr. 91) und Velleius Paterculus (Nr. 121) in der Bibliothek von Heinrich Marx repräsentiert. Die klassischen Werke der Weltliteratur sind durch Ludovico Ariosto (Nr. 5), Torquato Tasso (Nr. 114) sowie durch Werkausgaben von Johann Gottfried Herder (Nr. 53) und Friedrich Schiller (Nr. 109) vertreten. An religiöser Literatur sind verzeichnet: „Stunden der Andacht“ (Nr. 113) und „Ehrenbergs Andachtsbuch“ (Nr. 36). Merkwürdigerweise ist keine Bibel erwähnt.¹¹ Die jüdische Religion ist nur durch „Ein hebräisches Buch“ vertreten. Es gehört zum Inventar „181“ und wurde hier nicht aufgenommen. Zur Mathematik kann man „Formen und Raumlehre“ (Nr. 86) sowie auch „Institut of arithmetique“ (Nr. 3) rechnen.¹² Die populäre Geographie ist repräsentiert mit den Werken von Frédéric Samuel Ostervald (Nr. 89) und Eberhard August Wilhelm von Zimmermann (Nr. 129), auch wenn diese Werke nicht unbedingt dem neuesten wissenschaftlichen Stand der Zeit entsprachen. Auffällig ist noch der hohe Anteil an Lexika, Wörterbüchern und Grammatiken (38 Bände), die Heinrich Marx' philologisches Interesse dokumentieren.

Durch seine Herkunft wurde Karl Marx schon frühzeitig mit juristischer Literatur bekannt. Mackeldeys „Römisches Recht“ (Nr. 75), Savignys „Recht des Besitzes“ (Nr. 105) und Thibauts „Kritik der Feuerbachschen Theorie des peinlichen Rechts“ (Nr. 117) hatte er geerbt. Diese Titel befanden sich ursprünglich in seiner Bibliothek, was aus den Bücherlisten im „Notizbuch aus den Jahren 1844–1847“ und dem von Roland Daniels im Dezember 1850 angefertigten Verzeichnis der Bibliothek von Marx (Daniels-Liste) hervorgeht. Ebenso besaß er vermutlich auch später noch aus dem väterlichen Erbe die

¹⁰ Eleanor Marx schrieb später: „while his father read him Voltaire and Racine.“ In: Ihre Namen leben durch die Jahrhunderte fort. Kondolenz und Nekrologe zum Tode von Karl Marx und Friedrich Engels. Berlin 1983. S. 127; Wilhelm Liebknecht: Karl Marx zum Gedächtniß. Ein Lebensabriß und Erinnerungen. [2. erw., Aufl.]. Nürnberg 1896. S. 2; siehe auch (Nr. 122 und 96).

¹¹ Allerdings findet sich später in der „Daniels-Liste“ (Anm. 17) S. 223 der Vermerk: „*Novum Testamentum graece. Tauchnitz*“.

¹² Eine Durchsicht von Karl Marx: Mathematische Manuskripte. Hrsg., eingel. und komm. von Wolfgang Endemann. Kronberg/Ts. 1974 und Annette Vogt: Emil Julius Gumbel (1891–1966): der erste Herausgeber der mathematischen Manuskripte von Karl Marx. In: MEGA-Studien 1995/2. Berlin 1996. S. 26–41 war negativ.

maßgebliche europäische Rechtsquelle „Corpus iuris civilis“ (Nr. 28, 29), die preußische Rechtskodifikation des „Allgemeinen Landrechts der Preußischen Staaten“ von 1794 (Nr. 2) und das moderne, von Napoleon initiierte Gesetzeswerk des „Code civil des Français“ von 1804 (Nr. 20–23). Allerdings sind alle diese Werke nicht im ermittelten Bestand der wiederaufgefundenen Exemplare der Marxschen Bibliothek (MEGA[®] IV/32) enthalten. Die Veröffentlichungen anderer höchst einflussreicher Rechtsgelehrter aus dem Nachlass von Heinrich Marx wie Carpzov (Nr. 16), Grotius (Nr. 48) und Heineccius (Nr. 50, 51, 56) konnten ebenfalls noch nicht als Exemplare aus Karl Marx' persönlichem Buchbestand aufgefunden werden.

Von dem gesamten Erbe standen Karl Marx 482 Taler 9 Silbergroschen und 7 Pfennige zu.¹³ Davon hatte er am 22. Oktober 1838 aber bereits 160 Taler für seine Promotion als Vorschuss erhalten.¹⁴ Der Wert der Bücher könnte etwa 40 Taler betragen haben, so dass sich alle späteren brieflichen Äußerungen von Marx gegenüber Engels auf einen Vorschuss auf das spätere mütterliche Erbe in Höhe von 12 282,63 holländische Fl. beziehen, wovon er bereits 5240 Fl. bis Januar 1864 erhalten hatte!¹⁵ Im Nachlass der Mutter waren 1863 keine Bücher mehr aufgeführt.¹⁶ Schon aufgrund der Thematik der Werke erscheint ein Verbleib bei den Schwestern von Karl Marx unwahrscheinlich. Karl Marx hatte die Möglichkeit, sich während des Studiums 1835–1841 und danach, als er in Trier und Köln lebte, Bücher aus dem väterlichen Nachlass aushändigen zu lassen. Vergleicht man Karl Marx' Verzeichnis römischer Autoren, sein Notizbuch von 1844–47 und die „Daniels-Liste“ mit dem Verzeichnis der Bibliothek von Heinrich Marx, so ergeben sich – über die oben genannte juristische Literatur hinaus – zahlreiche weitere Übereinstimmungen.¹⁷

¹³ Siehe Entwurf des Teilungsvertrages zwischen Henriette Marx und ihren Kindern Sophia, Karl, Hermann, Henriette, Louise, Emilie und Caroline vom 23. Juni 1841. Landeshauptarchiv Koblenz, Bestand 587,40 Nr. 471. – Schöncke: Karl und Heinrich Marx. S. 307–309.

¹⁴ Siehe Henriette Marx an Marx, 22. Oktober 1838. In: MEGA[®] III/1. S. 334.

¹⁵ Siehe IISG, Amsterdam, Marx-Engels-Nachlaß E 72 und Erbteilungsvertrag vom 20.–29. Januar 1864. – Nachlaß Bertha Schmalhausen. Karl-Marx-Haus. Trier. – Schöncke: Karl und Heinrich Marx. S. 334–340.

¹⁶ Siehe Schöncke: Karl und Heinrich Marx. S. 334–340 und S. 773–778.

¹⁷ Siehe Karl Marx: Verzeichnis römischer Autoren. (MEGA[®] IV/1. S. 341) (vier Verweise) (nachfolgend: Verzeichnis römischer Autoren); Karl Marx: Notizbuch aus den Jahren 1844–47 (MEGA[®] IV/3. S. 5–8) (neun Verweise) (nachfolgend: Notizbuch 1844–47); – Bestandsverzeichnis der Bibliothek von Karl Marx. Verfaßt von Roland Daniels (1850). In: Bruno Kaiser, Inge Werchan: Ex libris Karl Marx und Friedrich Engels. Schicksal und Verzeichnis einer Bibliothek. Berlin 1967 (nachfolgend: Daniels-Liste). S. 211–228 (22 Verweise). Siehe auch die Suchlisten in: Beiträge zur Marx-Engels-Forschung. Berlin. H. 8. 1981 (zwei Verweise) sowie Beiträge zur Marx-Engels-Forschung. Berlin. H. 12. 1982 (zwei Verweise) und MEGA[®] IV/32.

Das vorliegende Verzeichnis ist alphabetisch nach Autoren bzw. Titeln aufgebaut. Bei jedem Titel wird sodann Nummer und Eintrag im Nachlassverzeichnis von Heinrich Marx angegeben. Im Anschluss werden Bezüge zu den Bücher-Verzeichnissen von Karl Marx angeführt, sofern solche vorliegen. Dann folgen Verweise auf besuchte Vorlesungen¹⁸ und weitere Bemerkungen, insbesondere zu den Buchautoren. Diese Angaben zu den Verfassern stützen sich hauptsächlich auf Nachschlagewerke.¹⁹ Schließlich werden Bezüge der Titel zur MEGA² und, sofern die betreffenden Bänden in ihr noch nicht vorliegen, zu den Marx-Engels-Werken (MEW) verzeichnet. Folgende fünf Titel, zu denen nur allgemeine Stichworte im Inventar von Heinrich Marx angegeben sind, wurden nicht aufgenommen: „(181) ein hebräisches Buch“, „(183) Grammatik ohne Titel“ und [...] „lateinisch Dictoinaire“, „(198) Das Bauernleben“ sowie „(180) [...] Tableaux des Progrès de la Société“. Zusätzlich wurden drei Werke aufgenommen, für die gute Gründe vorliegen, dass sie im Besitz von Heinrich Marx waren: der von ihm selbst verfasste und publizierte Aufsatz über „Ueber den Werth der Handelsgerichte in den Königl. Preußischen Rheinprovinzen“, das Buch „Neu vermehrtes Dorff- und Land-Recht ...“, das mit Marginalien von Karl Marx versehen ist sowie „Beccaria: von Verbrechen und Strafen. Aus dem Italienischen. Berlin 1778“.

(zwei Verweise) – Marx an Engels, 27. Februar 1861: „Die Kölner haben schön mit meiner Bibliothek gewirthschaftet. Den *ganzen* Fourier gestohlen, dtto Göthe, dtto Herder, dtto Voltaire“ (MEGA² III/11. S. 380). Teile der in der „Daniels-Liste“ aufgeführten Werke könnten sich noch heute in Köln befinden, was durch Autopsie zu prüfen wäre. Die angeführten Standortnachweise, mehrheitlich aus der Stadt- und Universitätsbibliothek Köln (StUBK), sollen dazu anregen.

¹⁸ Die Bonner Vorlesungen nach: Manfred Schöncke: „Ein fröhliches Jahr in Bonn“? Was wir über Karl Marx' erstes Studienjahr wissen. In: Beiträge zur Marx-Engels-Forschung. N.F. Hamburg 1994. S. 239–255 (nachfolgend: Schöncke, „Ein fröhliches Jahr in Bonn“?) und die Berliner Vorlesungen nach: Vorlesungsverzeichnisse der Friedrich-Wilhelm Universität zu Berlin Wintersemester 1836–37 bis Wintersemester 1840–41 (Standort: Archiv der Humboldt-Universität, Berlin).

¹⁹ Chambers's Biographical Dictionary. The great of all national and all times. New edition ed. by Wm. Geddie, J. Liddell Geddie. Edinburgh, Philadelphia 1929 (nachfolgend: Chambers's); Demokratische Wege. Deutsche Lebensläufe aus fünf Jahrhunderten. Hrsg. von Manfred Asendorf u. Rolf von Bockel. Stuttgart, Weimar 1997 (nachfolgend: Demokratische Wege); Deutsche Biographische Enzyklopädie (DBE). Hrsg. von Walther Killy. 10 Bde. München 2001 (nachfolgend: DBE); Eymer, Wilfrid: Eymers Pseudonymen Lexikon. Realnamen und Pseudonyme in der deutschen Literatur. Bonn 1997 (nachfolgend: Eymer); Karl Faulmann: Im Reiche des Geistes. Illustrierte Geschichte der Wissenschaften. Wien, Leipzig 1894 (nachfolgend: Faulmann); Meyers Konversations-Lexikon. Eine Encyklopädie des allgemeinen Wissens. Vierte, gänzlich umgearb. Aufl. 18 Bde. Leipzig 1885–1891 (nachfolgend: MKL); 100 Jahre BGB. Reprints klassischer Werke des 18.–20. Jahrhunderts. Goldbach 2004 (nachfolgend: 100 Jahre BGB).

In einigen Fällen konnte nur vermutet werden, welche Bücher Marx' Vater tatsächlich besessen hatte, da aus den wenigen Angaben im Nachlassverzeichnis mehrere Autoren bzw. ganz unterschiedliche Titel in Frage kommen. Solche Unsicherheiten in der Zuordnung der Werke werden abgestuft verzeichnet mit „vermutlich“ bzw. „vielleicht“. Die nachfolgende Bestandsübersicht kann also nur einen Versuch darstellen, Heinrich Marx' Buchbestand aus dem Jahr 1838 zu rekonstruieren. Für Hinweise und Kritik ist der Verfasser dankbar.

Die Bibliothek von Heinrich Marx im Jahre 1838

[Vielleicht:] **Alberti, Fr.: Dizionario enciclopedico, 6 Bde., Lucca 1797–1805.** 1

Oder eventuell:

Dizionario della lingua italiana, 7 Bde., Bologna 1819–26.

Oder eventuell:

Grammaire italienne élémentaire et raisonnée, suivie d'un traité de la poésie italienne par G. Biagioli. 5. éd. Paris: Auteur 1825.

[Staatsbibliothek Berlin, Signatur Xn 2665]

Oder:

Kannegießer, Karl Ludwig: Italienische Grammatik nebst Lesebuch und Wörterverzeichnis für Anfänger und Geübte und vorzüglich auch für Damen; mit einer Geschichte der italienischen Literatur. Von Dr. Karl Ludwig Kannegießer. Zweite verb. u. verm. Aufl. Leipzig: Hentze 1845

Nachlassverzeichnis: 183.) [...] italienisches Wörterbuch

Titel verzeichnet: Daniels-Liste (Anm. 17). S. 222: „*42) Kannegießer: Italienische Grammatik“.

Bemerkungen: Italienische Sprache [...] Wörterbücher [...] Das erste nicht florentinische, sondern allgemein italienische Lexikon ist Fr. Albertis *Dizionario enciclopedico* (Lucca 1797–1805, 6 Bde.) welches aber auch die technologischen Ausdrücke beiseite lässt. Ein sehr brauchbares Werk ist das *Dizionario della lingua italiana* (Bologna 1819–26, 7 Bde.) Siehe MKL Bd. 9 (Anm. 19). S. 104.

Franceson, Carl Friedrich: Grammatik der spanischen Sprache nach einem neuen System bearbeitet. Leipzig 1822 [mit unterschiedlichen Titeln bzw. Auflagen] und Franceson, Carl Friedrich: Grammatik der spanischen Sprache nach einem neuen System bearbeitet. Leipzig 1822 [mit unterschiedlichen Titeln bzw. Auflagen].

Die in der Daniels-Liste aufgeführten Titel hat Marx m. E. in Berlin bzw. Paris gekauft. In Berlin konnte Marx die „Sprach= und Exercitien=Meister“ kennenlernen bzw. deren Unterricht nutzen: „Prof. Dr. C. F. Franceson, Lektor der Französischen, Italienischen und Spanischen Sprache“; „Prof. Dr. C. A. E. von Seymour, Lektor der Englischen Sprache“; „F. Fabrucci, Lektor der Italienischen Sprache“.

Maja Dvorkina/Boris Rudjak: Karl Marx erbt die Bibliothek von Wilhelm Wolff, 1864. Zur Geschichte der Bibliotheken von Marx und Engels. In: Beiträge zur Nachmärz-Forschung. Trier 1994 (Schriften aus dem Karl-Marx-Haus. Nr. 47). S. 205: „89) Franceson Span. Sprache.“

Ein spanisches Wörterbuch von Carl Friedrich Franceson erbte Marx von Wilhelm Wolff. Dvorkina/Rudjak (ebenda, S. 235, Nr. 89): „Franceson, C. F.: Spanische Sprache. – Grammatik der spanischen Sprache nach einem neuen System bearbeitet. 4., verm. und verb. Aufl. Leipzig 1855.“ Siehe auch Beiträge zur Marx-Engels-Forschung. Berlin. H. 12. 1982. S. 35, Nr. 303: „Franceson, C. F.: [Neues Spanisch-Deutsches und Deutsch-Spanisches] Wörterbuch. 3., sehr verm. u. verb. Aufl. Th. 1: Spanisch-Deutsch. – Leipzig (1862). [Nebent. Span.]“ (SPD Bibl., 33336).

Marx erbt diese Auflage von Wilhelm Wolff.

Siehe auch **Nr. 88**. Zu Kannegießer siehe **Nr. 69**. Niccolò Giosafatte Biagioli (1768–1830) italienischer Philologe.

Titel erwähnt/zitiert: Siehe auch Marx-Engels-Nachlass IISG „B 7. [Heft VII], 1841, lateinisch, italienisch. 23 S. S. 8–23: Italienische Grammatik.“ „[...] die nicht vor 1845 entstanden“ sind (MEGA² IV/1. S. 775). Erscheint in MEGA² IV/5. – Marx schrieb am 10./11. November 1837 an den Vater: „und fing privatim, d. h. aus Grammatiken englisch

und italienisch an, worin ich bis jetzt nichts erreicht“ (MEGA[®] III/1, S. 15.15–16). – Marx an Engels 7. September 1853, Jenny Marx an Engels 9. September 1853, Marx an Engels 8. Oktober 1853 (MEGA[®] III/7, S. 9, 265 und 32 sowie S. 1166)

2 Allgemeines Landrecht für die Preußischen Staaten. Bd. 1–4. Register. Berlin: Carl Friedrich Wilhelm Nauck 1835.

Nachlassverzeichnis: 169.) Landrecht- und gerichtsordnung für die für die preußischen Staaten

Titel verzeichnet: Marx: Notizbuch 1844–47 (Anm. 17): 82) „Preussisches Landrecht. 5 vol.“.

Titel verzeichnet: Daniels-Liste (Anm. 17). S. 226: „Preußisches Landrecht. 4 Bde u. 1 Bd Register“.

Vorlesung: Berlin Sommersemester 1838: „Preußisches Landrecht viermal wöchentlich von 8–9 privatim. Bei Professor Eduard Gans.“

Bemerkungen: Vermutlich diese Auflage. Juristen benutzen häufig die neuesten Ausgaben von Gesetzen. Eduard Gans (1797–1839) deutscher Jurist, einer der Herausgeber der Werke Hegels. Professor von Marx in Berlin. – Siehe Stolleis (Anm. 6). S. 224. Kleinheyer/Schröder (Anm. 6). S. 477/448. – Siehe auch MEGA[®] IV/3. S. 516.

Marx erbt diese Bücher.

Titel erwähnt/zitiert: MEGA[®] I/1, IV/3, IV5, MEW 5, 6.

3 [Vielleicht:] P. Emmanuel Alvarus [sic!] de la Compagnie de Jésus. 3. Instruction pour l'arithmetique. Le tout reduit par un pere de la Compagnie de Jésus. A l'usage des classes de la même Compagnie de Jésus dans la province de la Haute Allemagne. Munich: Jean Christophe May 1758.

[Harteveld Rare Books Ltd., Fribourg]

Oder:

L'Arithmétique par les fractions contenant des instructions pour mettre en pratique par des questions intéressantes les règles générales de cette science par M. Chalosse. A Paris: De l'Imprimerie d'Hérissant, Chez Claude Hérissant Fils 1747.

Nachlassverzeichnis: 183.) [...] Instituts of arithmetique

Bemerkungen: Titelsuche im Karlsruher virtuellen Katalog war negativ für diesen Titel des Nachlassverzeichnisses. – Emmanuel Alvarez (1526–1582) Schweizer Jesuit, Lehrer am College St. Michel in Fribourg (Schweiz) und schrieb verschiedene Schulbücher.

4 Archiv für das Civil- und Criminal-Recht der Königl. Preuß. Rheinprovinz(en). Hrsg. von G. von Sandt, 7 Bde. Köln: Du Mont-Schauberg 1820–1825; Neue Folge. 1826ff. Bd. 8ff.

Nachlassverzeichnis: 153.) Archiv des Civil- und Criminal-Rechtes der Rheinprovinz, zehn Bände

Bemerkungen: Bis 1836 waren 34 Bände erschienen. Band 102 erschien 1906. Welche Bände Heinrich Marx besaß ist unbekannt. – Gottfried Alexander Maria Robert von Sandt (1786–1839) Jurist in Köln.

[Vermutlich diese Ausgabe:] **Ariosto, Ludovico: Orlando furioso. 4 Vol. Birmingham 1773.** 5

Nachlassverzeichnis: 204.) [...] arcoite [sic!] orlando furioso

Titel verzeichnet: Daniels-Liste (Anm. 17). S. 223: „Ariosto: Orlando Furioso. 4 Bdchen“.

Bemerkungen: Ludovico Ariosto (1474–1533) italienischer Dichter.

Karl Marx nennt seinen Mitredakteur der „Neuen Rheinischen Zeitung“ Ferdinand Wolff „Orlando furioso“. Auch dieser Titel stammt mit einiger Wahrscheinlichkeit aus dem Erbe seines Vaters.

Titel erwähnt/zitiert: MEGA[®] I/10, I/11, I/12, I/13, I/14, III/3, III/7, III/8, IV/5.

[Beccaria, Cesare:] Des Herren Marquis von Beccaria unsterbliches Werk von Verbrechen und Strafen. Auf das Neue selbst aus dem Italiänischen übersezet mit durchgängigen Anmerkungen des Ordinarius zu Leipzig Herren Hofrath Hommels, Breslau: bey Johann Friedrich Korn, dem ältern 1778. 6

Nachlassverzeichnis: Im Nachlassverzeichnis nicht erwähnt.

Titel verzeichnet: Daniels-Liste (Anm. 17). S.227: „Beccaria: von Verbrechen und Strafen. Aus dem Italienischen Berlin [sic!] 1778.“

Titel verzeichnet: Beiträge zur Marx-Engels-Forschung. Berlin. H. 12. 1982. S. 12, Nr. 89: „Beccaria [Cesare Bonesano] von: Des Herren Marquis von Beccaria unsterbliches Werk von Verbrechen und Strafen. [Auf d. Neue selbst aus d. Ital. übers. mit durchgängigen Anm. d. Karl Ferdinand Hommels.] – Breslau 1778. LVI, 279 S.“ (SPD-Bibl., 12886.)

Bemerkungen: Beccaria, Cesare, Marchese de (1738–1794) italienischer Jurist und Ökonom; Hommel, Carl Ferdinand (1722–1781) deutscher Jurist.

Im „Kapital“ hat Marx aus Beccarias „Elementi di economia pubblica“ zitiert (siehe z. B. MEGA[®] II/8). Siehe auch MEGA[®] IV/4, IV/5.

Benda, Dan[iel] Alex[ander]: Der Krieg im Osten. Ein auf philosophischer Geschichts-Auffassung gegründetes unparteiisches Urtheil im August 1829 von Dan. Alex. Benda. [o. O.] 1829. 7

Nachlassverzeichnis: 181.) [...] Der Krieg im Osten

Bemerkungen: Daniel Alexander Benda (1786–1870) deutscher liberaler Publizist.

Titel erwähnt/zitiert: Erwähnt als Person in MEW 2.

Birnbaum (ed.), J[ohann] v[on]: Jurisprudence de la cour de Trèves et des tribunaux de son ressort sur le nouveau droit et la nouvelle procédure, en matière civile et de commerce. 3 Jg. Trèves 1810–1812. 8

Nachlassverzeichnis: 188.) Birnbaum[,] de la jurisprudence de la Cour de Trevès, zwei Bände

Bemerkungen: Johann von Birnbaum (1763–1832) Jakobiner, Gerichtspräsident in Trier.

- 9 **[Boehmer, Georg Ludwig:] Boehmeri, Georgii Ludovici: Principia iuris canonici. Speciatim iuris ecclesiastici publici et privati quod per Germaniam obtinet. Editionem septimam curavit D. Car. Traug. Gottlob Schoenemann. Gottingae: Vandenhoeck & Ruprecht 1802.**

Nachlassverzeichnis: 160.) Boehmer, Principia iuris canonici

Bemerkungen: Georg Ludwig Böhmer (1715–1797) deutscher Jurist, besonders für Kirchenrecht. Siehe Kleinheyder/Schröder (Anm. 6). S. 467/468. DBE Bd. 1 (Anm. 19). S. 622: „Seine vielfach aufgelegten Principia juris ecclesiastici (1762) bildeten die Grundlagen zu dem im preußischen Allgemeinen Landrecht formulierten Staatskirchenrecht“. – Carl Traugott Gottlob Schoenemann (1765–1802) Philologe, Bibliothekar, Geograf und Statistiker.

Möglicherweise las Karl Marx dieses Werk 1837. Siehe auch **Nr. 27**.

- 10 **[Boehmer, Justus Henningius:] Boehmeri Iusti Henningii: Institutiones iuris canonici tum ecclesiastici tum pontificii ad methodum decretalium nec non ad fora catholicorum atque protestantium compositae. Halae Magdeburgicae: Orphanotropheum 1741.**

Nachlassverzeichnis: 172.) [...] Boehmer, Institutionen juris canonici

Vorlesung: Berlin Sommersemester 1837: „Das Kirchenrecht, Hr. Prof. Heffter fünfmal wöchentlich von 10–11 Uhr“.

Bemerkungen: Welche Ausgabe Heinrich Marx besaß ist unbekannt. Siehe Heffter, August Wilhelm: Lehrbuch des gemeinen deutschen Kirchenrechts. Halle 1833. Justus Henning Böhmer (1674–1749) deutscher Jurist. Siehe Kleinheyder/Schröder (Anm. 6). S. 74ff.: „der mit seinen Schriften auf den Gebieten des Kirchenrechts und des Privatrechts Ruhm erlangte“. DBE Bd. 1. S. 623. Stolleis (Anm. 6). S. 93: „vielleicht der bedeutendste deutsche Rechtsgelehrte des 18. Jh.s.“ Zu Heffter siehe **Nr. 125**.

- 11 **[Bonaparte, Lucien:] Mémoires secrets sur la vie privée, politique et littéraire de L[ucian]. B[onaparte]. 2 Vol. Londres: Henry Colborn 1819.**
[StUBK (Anm. 17), Signatur WOLF.N492–2 und G10/6790–2]

Nachlassverzeichnis: 180.) [...] Memoires de Lucien Bonaparte 2. Theil

Bemerkungen: Welche Ausgabe Heinrich Marx besaß ist unbekannt. Autor ist Lucien Bonaparte, prince de Canino et de Musignano (1775–1840) Bruder von Napoleon I.

Titel erwähnt/zitiert: Als Person in MEGA[®] III/8 und III/13 genannt.

- 12 [Vielleicht:] **Brunos Mengel-Moes, Henr[ik]: Van verscheyde Gedichten, op allerhande voor-vallende saecken. Begreepen in Twee Deelen. Leiden: Salomon Wagenaer 1666.**

Sonst keinen ähnlichen Titel gefunden.

Nachlassverzeichnis: 198.) [...] holländische Gedichte

Bemerkungen: Zwei Teile in einem Band. [Teil 1: Henrici Brunonis: Varia Diversi generis & argumenti Poemata, of Mengel-Moes (etc.); Teil 2: Mengel-Rymen van Henrick Bruno]. „Texte größtenteils in Holländisch, übrige in Latein. Postume Ausgabe holländischer und lateinischer Gedichte von Henrick Bruno (1617–1664), Konrektor an der Lateinschule in Hoorn.“ [Franz Kühne Antiquariat und Kunsthandel CH–8908 Heddingen.]

- Bulletin des jugements du Tribunal de Révision rendus en matière civile. 13**
[Nebentitel] Sammlung der Urtheile des Revisions-Gericht in bürgerlichen
Sachen. Ed. Sarre Tribunal de Révision, Trêves 1799–1802.

Nachlassverzeichnis: 177.) Tribunal de revision, drei Bände
Bemerkungen: In der Stadtbibliothek Trier vorhanden.

- Bulletin des lois de la République Française. Paris: Impr. Nat. des Lois, 14**
1. Sér. 1. 1794/95 (1856) – 179. 1794/95; 2. Sér. 1. 1795/96 – 9. 1799/1800;
3. Sér. 1. 1799/1800 – 9. 1803/04; 4. Sér. 1. 1803/04 (1806) – 2 1. 1814;
5. Sér. 1. 1814 (1815) – 3. 1815 (1846); 6. Sér. 1. 1815; 7. Sér. 1. 1815 (1816)
– 19. 1824 (1825); 8. Sér. 1. 1824 (1825) – 12. 1830; 10. Sér. 1. 1848 – 10.
1852 (1853).

Nachlassverzeichnis: 151.) Bulletins des Lois, zwanzig neun Bände
Bemerkungen: Welche Bände Heinrich Marx besaß ist nicht bekannt. Die ersten drei Serien in der Stadtbibliothek Trier vorhanden.
Titel erwähnt/zitiert: Möglicherweise zitiert in MEW 6. S. 341.

- (Carlos V. :) Hals oder Peinliche Gerichtsordnung Kaiser Carls V. und des 15**
Heiligen Römischen, nach der Original-Ausgabe vom Jahr 1533 auf das
genaueste abgedruckt und mit der zweiten und dritten Ausgabe v. J. 1533
und 1534 verglichen nebst dem Horixischen Programma: Wahre Veran-
lassung der P[einlichen] H[als oder] G[erichts] O[rdnung] und einer Vor-
rede worin der Werth und Nutzen dieser Ausgabe gezeigt und zu der
gelehrten Geschichte des teutschen peinlichen Rechts zuverlässige Nach-
richten mitgetheilt werden von Johann Christoph Koch. 4. verm. Ausg.
Giessen: J. C. Krieger 1787. [Stadtbibliothek Trier, Signatur F 2157 8] [Reprint der
8. Aufl. 1824, Keip 1996]

Nachlassverzeichnis: 168.) Peinliche Gerichtsordnung von Karl dem fünften
Titel verzeichnet: Daniels-Liste (Anm. 17). S. 226: „Karls V. peinliche Halsgerichtsordnung, von J. C. Koch. Giessen 1787“.
Bemerkungen: Johann Christoph Koch (1732–1808) Gießener Jurist und Universitätskanzler. Koch lieferte den damals aktuellsten Kommentar zur Carolina. Johann Baptist von Horix (1730–1792) deutscher Jurist.
 Marx erbt dieses Buch von seinem Vater.
Titel erwähnt/zitiert: MEGA[®] IV/5, MEW 6.

- Carpzov, Benedikt: Opus definitionum forensium ad Constitutiones elec- 16**
torales Saxonicas. Jurisprudentia forensis Romano-Saxonica, secundum
Ordinem Constitutionum D. Augusti Electoris Saxon. in Part. IV. divisa.
Editio IV. Frankfurt und Leipzig: Sumptibus ac Literis Timothei Ritzschii
1663.

Nachlassverzeichnis: 195.) [...] Carpzovii, Definitiones forenses
Bemerkungen: Letzte von Carpzov besorgte Ausgabe, weitere Ausgaben bis 1721. Bene-

dikt Carpzov (1595–1666). Siehe Kleinheyer/Schröder (Anm. 6). S. 87ff.: „Der eigentliche Begründer einer deutschen gemeinrechtlichen Strafrechtswissenschaft“. Stolleis (Anm. 6). S. 115/116. Faulmann (Anm. 19). S. 439ff.

- 17 **[Cats, Jacob:] Alle de Wercken van den Heere Jacob Cats; Ridder D laetste Druk, waeri in het Twer; en fachtig jaarg Leven des Dichters' benefferis desselts Slaapelose Nachten, met Print verbeetingen verrykt nooch voor desen soo gedrukt. Deel 1–2. Amsterdam: Heckeren 1712.**

[StUBK (Anm. 17), Signatur WHI103]

Oder andere Ausgabe.

Nachlassverzeichnis: 180.) [...] Werke von Jacob Kats

Bemerkungen: Jacob Cats (1577–1660) niederländischer Diplomat und Dichter.

- 18 **Churfürstlich-mayntzische Land-Recht und Ordnungen für sämtliche chur-mayntzische Landen, ausschließlich deren erffurtischen und eichsfeldischen, sodann deren Gemein-Herrschafftlichen Orthen wornach in Jurisdictional-, Judicial-, Civil- und Criminal-Policey- und sonstigen Rechts-Vorfallenheiten sich zu achten ist. Mayntz: Ockel 1755.**

Nachlassverzeichnis: 191.) [...] Maynzer und Straßburger Landrecht

- 19 [Wahrscheinlich nicht:] **[Cicero, Marcus Tullius:] Doctissimorum interpretum commentaria in M. T. Ciceronis Orationem pro P. Sulla. Post G[aspar] Garatonium denuo edidit, integras Ernestii, selectas Beckii, Schuetzii, Wolffii, Matthiae suasque adnotationes adjecit C. H. Frotscher. Accedunt Scholia Ambrosiana cum integris A. Maii selectisque Orellii atque Editoris adnotationibus. Lipsiae 1832.** [British Library Control number 001361454]

Deshalb:

Cicero, Marcus Tullius: Opera philosophica ad exemplar Londense edita. T. 1–2. Berolini: Sumptibus Ambrosii Haude 1745.

Sowie:

M. T. Ciceronis Epistolae quotquot supersunt ad exemplar Londinense editae. Berolini: Sumptibus Ambrosii Haude 1747.

Nachlassverzeichnis: 183.) [...] Dissertation [sic!] von Cicero

Titel verzeichnet: Verzeichnis römischer Autoren (Anm. 17): „9) Cicero 3 vol.“.

Titel verzeichnet: Daniels-Liste (Anm. 17), S. 222: „Cicero: Epistolae. Berlin 1747“ sowie „Cicero: Opera philosophica. Dies. Ausg.“.

Bemerkungen: Zu Cicero siehe Stolleis (Anm. 6). S. 125ff.

Es ist m. E. möglich, dass Marx diese drei Bücher von seinem Vater erbt.

Titel erwähnt/zitiert: MEGA[®] I/1, I/2, I/11, I/12, I/18, III/7, III/9, IV/1, IV/3, IV/5, IV/7, IV/8, IV/9, IV/12.

Code Civil des Français. Éd. originale et seule officielle. À Paris, de l'imprimerie de la République. An XII – 1804. 20

Oder eine andere – vielleicht deutsche – Ausgabe des berühmten Zivilgesetzbuchs.

Nachlassverzeichnis: 174.) Code civil

Bemerkungen: Die von Napoléon I. veranlasste Gesetzessammlung bestand aus fünf Teilbereichen, u. a.: 1. Code civil – auch Code Napoléon genannt – und 2. Code de procédure civile. Das Zivilgesetzbuch war 1804 in den linksrheinischen Gebieten eingeführt worden und dort auch nach der Bildung der preußischen Rheinprovinz in Kraft geblieben.

Heinrich Marx besaß mehrere Ausgaben dieser Gesetzessammlung. Siehe auch **Nr. 21**, **Nr. 22** und **Nr. 23**.

Möglicherweise erbt Marx dieses Werk.

Titel erwähnt/zitiert: MEGA[®] I/1, MEW 5, 6.

[Vermutlich:] **Code Napoléon. Nouv. éd., conforme à l'éd. orig. de l'impr. impériale; à laquelle on a ajouté les lois transitoires et une table anal. et raisonnée des matières; Stéréotype d'Herhan, Paris: Treuttel u. Würtz 1808. 21**

Nachlassverzeichnis: 186.) Code Napoleon, stereotype, zwei Bände

Titel verzeichnet: Marx: Notizbuch 1844–47 (Anm.17): „130) Code Napoléon. 2 vol.“. – Siehe auch MEGA[®] IV/3. S. 525.

Titel verzeichnet: Daniels-Liste (Anm. 17). S. 223: „Code Napoléon. 2 Bde mit Papier“.

Bemerkungen: Vermutlich gehören diese Bände zu Karl Marx' Erbe oder die Exemplare in **Nr. 23**. Siehe auch **Nr. 20** und **Nr. 22**.

Titel erwähnt/zitiert: MEGA[®] I/1, IV/3, IV/5, MEW 5, 6.

[Vermutlich:] **Code de procédure civile. Gesetzbuch über das rechtliche Verfahren in Civil-Sachen nach d. offiziellen Texte aus d. Franz. übers. von Daniels, éd. conforme à l'éd. officielle de l'imprimerie impériale. Cöln 1807. 22**

Oder:

Gesetzbuch über das Verfahren in Civil-Sachen oder Civil-Prozeßordnung nach dem officiellen Texte aus dem Franz. übers. von Daniels. 3. verb. und verm. Aufl. Cöln: Keil 1813.

Oder:

[Renault, Alexandre Jacques / Favard de Langlade, Guillaume Jean:] Code de procédure civile. T. 1, Contenant le texte du code avec le rapprochement de texte des articles du Code civil qui y ont un rapport direct, suivi d'une table analytique et raisonnée des matières [oprac. Alexandre Jacques Renault], par Un Jurisconsulte qui a concouru à la confection des deux codes. Paris: chez F. Didot 1806.

Nachlassverzeichnis: 174.) Code de procedure civile

Bemerkungen: Alexandre Jacques Renault (1768–1820) französischer Jurist. Heinrich Gottfried Wilhelm Daniel (1754–1827) deutscher Jurist, übersetzte den Code Napoléon, führender deutscher Jurist im französischen Rheinland. Siehe Kleinheyer/Schröder (Anm. 6). S. 105ff.

Möglicherweise erbte Marx dieses Werk. – Siehe auch **Nr. 20**, **Nr. 21** und **Nr. 23**.
Titel erwähnt/zitiert: MEGA[®] I/1, MEW 5, 6.

23 Codex Napoleon, dargestellt und kommentirt von F. Lassaulx. Abth. 1. Privatrecht. 4 Bde. Koblenz: Pauli 1809–1815 [Bd. 4 u. d. T.] Code Napoleon.

Nachlassverzeichnis: 187.) [Code Napoleon] Derselbe II. und IV. Band

Titel verzeichnet: Marx: Notizbuch 1844–47 (Anm. 17): „130) Code Napoléon. 2 vol.“.

Titel verzeichnet: Daniels-Liste (Anm. 17). S. 223: „Code Napoléon. 2 Bde mit Papier“.

Bemerkungen: Heinrich Marx studierte bei Franz von Lassaulx 1812–13 in Koblenz. Siehe Schöncke: Karl und Heinrich Marx (Anm. 4). S. 130/131. – Siehe auch **Nr. 20**, **Nr. 21** und **Nr. 22**.

Möglicherweise erbte Marx gerade diese Bände.

24 Collini, Cosimo Alexandre [angeblicher Verfasser]: Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland. An seinen Bruder zu Paris. Uebersetzt von K. R. 2. Bde. 2. beträchtl. verb. Aufl., Zürich: Orell 1784.

Nachlassverzeichnis: 199.) [...] Briefe eines reisenden Franzosen

Bemerkungen: Der Verfasser ist Johann Kaspar Riesbeck (1754–1786) deutscher Schriftsteller und Übersetzer.

25 [Vermutlich:] Constitutiones Societatis Jesu. Cum earum delarationibus, Societas Jesu, Avenionae: Seguin 1827.

Nachlassverzeichnis: 185.) [...] Constitutiones societatis Jesu

Bemerkungen: Dies war der einzige Titel der im virtuellen Katalog Karlsruhe passte.

26 [Vermutlich diese Ausgabe:] J. Cooper, Rev., Author of “The History of England.” A New History of England from the earliest period to the present time. Tenth edition, with additions. London: E. Newbery 1798.

Oder:

[J.] Cooper’s Geschichte Englands von der frühesten Zeit bis zum Jahre 1835. Nach der zwei und zwanzigsten Londoner Original-Ausgabe übersetzt von F[riedrich] A[ugust] Rüder. Zerbst: Verlag von G. A. Kummer 1836.

Nachlassverzeichnis: 185.) [...] Geschichte von Großbritannien

Titel verzeichnet: Daniels-Liste (Anm. 17). S. 225: „Cooper: history of England“.

Bemerkungen: Geschichte von England aus dem Englischen des David Hume Esq. 6 Bde. Breslau Leipzig: bey Johann Ernst Meyer 1762–1771 [Spätere Ausg. Bd. 5 und 6 erschienen u.d.T. „Geschichte von Großbritannien“]. – Siehe auch **Nr. 58**.

Möglicherweise erbte Marx diesen Titel.

27 Corpus Juris Canonici. Emendatum Et Notis Illustratum, Gregorii XIII. Pont. Max. Jussu Editum. Editio magna fide a mendis purgata, ad antiqua exemplaria collata & in meliorem ordinem redacta, pluribus majoris dis-

tionis gratia adjectis, Coloniae Munatiana: Impensis E. Et J. R. Thurnisiorum. Fratrum 1717 [Beigef. Werke] Libro VII. Decretalium Et Jo. Pauli Lancelotti Institutionibus Adauctum. Accesserunt Loci Communes Uberrimi Et Indices Titulorum. [StUBK (Anm. 17), Signatur Fm979]

Oder:

Corpus juris canonici emendatum et notationibus illustratum Gregorii XIII. P. M. iussu editum. Post J. H. Boehmeri curas brevi adnotatione critica instructum ad Exemplar Romanum denuo edidit Aemil. Lud. Richter. Lipsia: Kaiser; Tauchnitz 1836–1837.

Nachlassverzeichnis: 190.) Corpus juris canonici

Vorlesung: Berlin Sommersemester 1837: „Das Kirchenrecht, Hr. Prof. Heffter fünfmal wöchentlich von 10–11 Uhr“.

Bemerkungen: Gratian (Ende 11. Jh. bis um 1150). Siehe Kleinheyer/Schröder (Anm. 6). S. 164: „Vater der Kanonistik“. S. Giovanni Paolo Lancelotti (1511–1591) italienischer Jurist.

Eventuell erbte Marx diesen Titel.

Titel erwähnt/zitiert: Marx an Heinrich Marx 10./11. November 1837: „und vor allem Kirchenrecht, wovon ich den ersten Theil, die concordia discordantium canonum von Gratian fast ganz im corpus durchgelesen und excerpiert habe, wie auch den Anhang, des Lancelotti Institutiones“ (MEGA[®] III/1. S. 16).

Corpus juris civilis. Editio nova. Prioribus correctior. Amstelædami: Ex Typographia P. & I. Blaeu, Prostant apud Waesbergios, Boom, à Someren, & Goethals 1700 [Kupfertitel:] Amstelodamj, Sumptibus Societatis, 1700 2 Bde. [Staatsbibliothek zu Berlin Preußischer Kulturbesitz, Signatur 8 Gb 1694]

Nachlassverzeichnis: 173.) Corpus juris civilis, ein Band

Titel verzeichnet: Daniels-Liste (Anm. 17), S. 226: „Corpus juris. Amsterdam 1700“.

Titel verzeichnet: Marx: Notizbuch 1844–47 (Anm. 17): „84) Corpus juris“.

Bemerkungen: Marx erbte dieses Buch. – Siehe auch **Nr. 29**.

Titel erwähnt/zitiert: Im „Kapital“ erwähnt (siehe z. B. MEGA[®] II/8) – MEGA[®] I/18, IV/2, IV/3, IV5.

[Vermutlich diese Ausgabe:] **Corpus juris civilis recognoverunt brevibusque adnotationibus criticis instructum [Justinianus]. Ediderunt d. Albertus et d. Mauritius fratres Kriegelii. Editio stereotypa. Lipsiae: Baumgaertner 1833.**

Nachlassverzeichnis: 189.) Corpus juris civilis, vier Bände

Bemerkungen: Albert Kriegel (1804–1834); Moritz Kriegel (1805–1839) deutsche Juristen. Das Werk erschien in zahlreichen Auflagen. – Siehe auch **Nr. 28**.

- 30 Coutumes générales du duché de Lorraine pour les Bailliages de Nancy, Vosge et Allemagne. Nouvelle édition, revue & corrigée. Paris: Valade 1783.**

Nachlassverzeichnis: 187.) [...] Coutumes de Lorraine

Bemerkungen: Zum Trierer Landrecht siehe Maria Dirks: Das Landrecht des Kurfürstentums Trier. Köln 1965. S. 46/47. Hinweis von Heinz Monz.

- 31 Cramer, Joh[ann] Ulr[ich] von: Wetzlarische Nebenstunden, worinnen auserlesene beym höchstpreislichen Cammergericht entschiedene Rechts-Händel zur Erweiter- und Erläuterung der teutschen in Gerichten üblichen Rechts-Gelehrsamkeit angewendet werden. Theil 1–128. 32 Bde. Ulm: Wohler 1755–1773. [Nebentitel:] Joh. Ulr. Freyherrn von Cramers Wetzlarische Nebenstunden, worinnen auserlesene beym höchstpreißlichen Cammergericht entschiedene Rechts-Händel zur Erweiter- und Erläuterung der teutschen in Gerichten üblichen Rechtsgelehrsamkeit angewendet werden.**

Nachlassverzeichnis: 171.) [...] Cramers Nebenstunden, dreißig zwei Bände

Bemerkungen: Johann Ulrich Freiherr von Cramer (1706–1772) deutscher Jurist, Assessor am Reichskammergericht. Siehe Kleinheyder/Schröder (Anm. 6). S. 472.

- 32 [Vielleicht:] [Curtius Rufus, Quintus:] Des Quintus Curtius Rufus noch vorhandene acht Bücher von den Thaten Alexander des Grossen, Königs von Macedonien übers. Adolf Heinrich Christian. Stuttgart: Metzler 1829. Oder andere Auflage.**

Nachlassverzeichnis: 183.) [...] Curtius Ruffus

Titel verzeichnet: Verzeichnis römischer Autoren (Anm. 17): „5) Curtius Rufus.“

Titel verzeichnet: Daniels-Liste (Anm. 17), S. 221: „Griech. u. römische Prosaiker. Uebers. v. Tafel, O[siander] u. Schw[ab]. [...] Appollodor. Messala Corviinus Ampelius u. Rufus 1 Bd.“

Bemerkungen: Quintus Curtius Rufus (1. oder 2. Jh.) römischer Geschichtsschreiber.

Vermutlich stammt auch dieser Titel aus Heinrich Marx' Erbe.

Titel erwähnt/zitiert: MEGA[®] IV/1, IV/5, IV/9.

- 33 Dietrich, Friedrich G.: Der praktische Gartenbau oder Anleitung zur Kultur und Benutzung der Gewächse, welche in Feldern und Gärten mit Fleiß gebaut worden; auch solcher, die zu Arzneien und zur Zierde dienen, nach natürlichen Verwandtschaften geordnet. Hamburg: Campe 1828 (Handbuch der botanischen Lustgärtnerei / Dietrich; Th. 2).**

Nachlassverzeichnis: 207.) Der Gartenbau

Bemerkungen: In der Stadtbibliothek Trier vorhanden. Friedrich Gottlieb Dietrich (1768–1850) Hofgärtner in Weimar.

Heinrich Marx war Weinbergbesitzer in Kürenz bei Trier und in Mertesdorf bei Trier (zusammen 6 Morgen, 156 rheinische Ruten und 297 Fuß), das sind ca. 3700 m².

- [Erstausgabe:] **Dictionnaire de l'Académie français, Paris 1694.** 34
 Vermutlich aber 5. Aufl.:
Dictionnaire de l'Académie français, Paris an VII (1798).
 Oder 6. Aufl.:
Dictionnaire de l'Académie français, Paris 1835.
Nachlassverzeichnis: 192.) Dictionnaire de l'academie française
Bemerkungen: «L'Académie s'est employée, tout au long de son histoire, à maintenir un équilibre entre ces différentes exigences, l'expérience prouvant que les projets abstraits des réformateurs ne sauraient à eux seuls faire plier l'usage. Ainsi adopta-t-elle en 1835, dans la sixième édition de son Dictionnaire, l'orthographe -ais pour les mots terminés jusqu'alors en -ois mais prononcés depuis longtemps è (le françois, j'étois, etc.), réforme réclamée au siècle précédent par Voltaire» (www.academie-francaise.fr/langue/droite.html)
 Es müsste m. E. versucht werden, Marx' französische Orthographie anhand dieser Ausgaben zu überprüfen. Das könnte sich auf Korrekturenverzeichnisse auswirken.
- [Vermutlich:] **Dissertations sur l'autorité paternelle dont la première a remporté le prix et les deux autres ont obtenu l'accessit dans l'Assemblée publique de l'Académie royale par Pierre Villaume, Pierre Claude Frédéric Daunou, Ernst Ferdinand Klein. Berlin: Decker 1788.** 35
Nachlassverzeichnis: 172.) Dissertationen von Klein
Bemerkungen: Ernst Ferdinand Klein (1744–1810) deutscher Jurist, wirkte bei der preußischen Strafgesetzgebung mit. Siehe Kleinheyer/Schröder (Anm. 6). S. 489.
 Marx las 1837 zwei Werke von Ernst Ferdinand Klein. (Siehe Marx an Heinrich Marx, 10./11. November 1837. In: MEGA² III/1. S. 15.)
- Ehrenberg, Friedrich: Andachtsbuch für Gebildete des weiblichen Geschlechts. 2. Bde, Leipzig: Engelmann 1816. [Erste Ausgabe.]** 36
 Oder:
Ehrenberg, Friedrich: Andachtsbuch für Gebildete des weiblichen Geschlechtes. 2. Bde. 5. verb. u. verm. Aufl. Leipzig 1836.
Nachlassverzeichnis: 206.) Ehrenbergs Andachtsbuch
Bemerkungen: Welche Ausgabe Heinrich Marx besaß ist nicht bekannt. Friedrich Ehrenberg (1776–1852) evangelischer Theologe, Hof- und Domprediger in Berlin.
- Eichmann, Otto Ludwig von: Sammlung kleiner Abhandlungen aus der Rechtsgelehrsamkeit, Philosophie und Oekonomie. Halle: Gebauer 1782.** 37
Nachlassverzeichnis: 161.) Eichmanns Juristische Abhandlungen, fünf [sic!] Bände
Bemerkungen: Diese Arbeit besteht aus nur einem Band! Ein fünfbändiges Werk hat der Autor nicht verfasst. Otto Ludwig von Eichmann (1726–1783) deutscher Jurist. DBE Bd. 3 (Anm. 19), S. 55 nennt das nachfolgende Werk als seine wichtigste Veröffentlichung.

- 38 Fieffé-Lacroix: La clef des lois Romaines, ou Dictionnaire analytique et raisonné de toutes les matières contenues dans le Corps de droit. 2 Vol. Metz: C. Lamort 1809–1810. [Reprint Aalen 1979]**

Nachlassverzeichnis: 194.) La Clé [sic!] des Lois romaines, zwei Bände
Bemerkungen: Fieffé-Lacroix, französischer Jurist.

- 39 Fresnoy, [Nicolas] Lenglet Du: Anweisung zur Erlernung der Historie nebst einem verm. vollständigen Verzeichnis der vornehmsten Geschichtschreiber von Lenglet Du Fresnoy. Gotha: Mevius 1752. [StUBK (Anm. 17), Signatur WBI100–1–2].**

Oder andere Ausgabe.

Nachlassverzeichnis: 180.) Übersetzung der Historien von Lenglet du Frénois [sic!]
Bemerkungen: Nicolas Lenglet Du Fresnoy (1674–1755) französischer Historiker.

- 40 [Friederich, Johann Konrad] Strahlheim, C.: Unsere Zeit oder geschichtliche Übersicht der merkwürdigsten Ereignisse von 1789–1830. Nach den vorzüglichsten französischen, englischen und deutschen Werken bearb. 30 Bde. [= 120 Hefte] Stuttgart: Wolters 1826–1830.**

Nachlassverzeichnis: 198.) [...] Stalheim [sic!], Unsere Zeit, sechzehn Bände
Bemerkungen: Carl Strahlheim [i.e. Johann Konrad Friederich] (1789–1858) deutscher Schriftsteller. Siehe Eymer: Eymers Pseudonymen Lexikon (Anm. 19). S. 97. DBE (Anm. 19), Bd. 3. S. 449.

- 41 [Gaill, Andreas:] Practicarum Observationum, Tam Ad Processum Judicarium, Praesertim Imperialis Camerae, Quam Causarum Decisiones Pertinentium, Libri Duo. De Pace publica, & Proscriptis, sive Bannitis Imperii, Libri II. De Pignorationibus, Liber Singularis. De Manuum injectionibus, sive Arrestis Imperii Tractatus. Per Andream Gaill edita postrema correctior, ex ultima recognitione Gualteri Gymnici auctior & castigior. Coloniae Agrippinae: Metternich 1721.**

Nachlassverzeichnis: 195.) [...] Gail observationes
Bemerkungen: Die erste Ausgabe erschien 1578, die letzte Auflage 1771. Welche Ausgabe Heinrich Marx besaß ist nicht bekannt. Andreas Gaill (1526–1587) „Begründer der Kammergerichts(cameral)-Jurisprudenz“ (Kleinheyer/Schröder (Anm. 6). S. 477).

- 42 Gall, Ludwig: Ueber die Verbesserung der Weine, der Obstweine und des Biers, und Erhöhung der Branntwein-Ausbeute aus Trestern, Getreide und Kartoffeln durch verschlossene Gährung mittelst Anwendung des Vinifikators. Trier: F. A. Gall 1826.**

Nachlassverzeichnis: 185.) [...] Verbesserung der Weine
Bemerkungen: Heinrich Ludwig Lambert Gall (1791–1863) Trierer Erfinder und Sozialtheoretiker.

- [Genlis, Stéphanie Félicité Du Crest de Saint-Aubin, comtesse de:] Adèle et Théodore ou Lettres sur l'éducation contenant tous les principes relatifs aux trois différents plans d'éducation des princes, des jeunes personnes, & des hommes. 3 Vol. A Maestricht: J. E. Dufour & Ph. Roux 1783. 43**

Nachlassverzeichnis: 198.) [...] Lettres sur l'éducation, zwei Bände

Bemerkungen: Erste Ausgabe 1782. Stéphanie Félicité Du Crest de Saint-Aubin, comtesse de Genlis (1746–1830) französische Schriftstellerin, „streng katholisch, Gegnerin Voltaires“ (MKL Bd. 7, S. 102).

Die Autorin wird mit einem anderen Werk erwähnt in MEGA® IV/2. S. 166.

- Gesetzbuch über das Verfahren in Civil-Sachen oder Civilprozeßordnung nach dem officiellen Texte aus dem Französischen übers. von Daniels. 3., verb. u. verm. Aufl. (welcher die kaiserlichen Decrete über die Taxe der Gerichtskosten, über die Disciplin und Polizey der Gerichte und Advocaten, so wie alle übrigen kaiserlichen Decrete und Gutachten des Staatsrathes die sich auf gegenwärtiges Gesetzbuch beziehen, beygedruckt sind). Cöln 1813. 44**

Nachlassverzeichnis: 210.) Zivilprozeßordnung von Daniels

Bemerkungen: Zu Heinrich Gottfried Wilhelm Daniel siehe Nr. 22

Titel erwähnt/zitiert: MEW 5 und 6.

- Glück, Christian Friedrich von: Ausführliche Erläuterung der Pandekten nach Hellfeld. Ein Commentar für meine Zuhörer. 34. Bde. Erlangen: Palm'sche Buchhandlung 1790–1830; fortgesetzt von Christian Friedrich Mühlenbruch. Bd. 35–43. Erlangen 1832–1843. 45**

Nachlassverzeichnis: 154.) Glücks Erläuterung der Pandekten, vierzig drei [sic!] Bände

Vorlesung: Berlin Wintersemester 1836/37: „Pandecten liest Hr. Prof. v. Savigny von 9–11 Uhr“.

Berlin Wintersemester 1838/39: „Erbrecht, Hr. Prof. Rudorff viermal wöchentlich von 8–9 Uhr.“

Bemerkungen: Wahrscheinlich Schreibfehler, es müsste 34 Bände heißen. In der Stadtbibliothek Trier vorhanden. – Christian Friedrich von Glück (1755–1831). Christian Friedrich Mühlenbruch (1785–1843) deutscher Jurist, übersetzte die Pandekten ins Deutsche.

Siehe Adolf Friedrich Rudorff: Grundriß zu Vorlesungen über das gemeine Civilrecht. Zum Gebrauche neben seinen Vorträgen über Pandekten und Erbrecht. Berlin 1833. – Adolf August Friedrich Rudorff (1803–1875) deutscher Rechtshistoriker.

Titel erwähnt/zitiert: „Kurz darauf trieb ich nur positive Studien [...] und Mühlenbruch: „Doctrina Pandectarum, woran ich noch immer durcharbeite“ (Marx an Heinrich Marx, 10./11. November 1837. In: MEGA® III/1. S. 16).

- 46 **Grolman, [Karl Ludwig Wilhelm von]: Ausführliches Handbuch über den Code Napoleon. Zum Gebrauche wissenschaftlich gebildeter deutschen Geschäftsmänner entworfen vom Ober-Appellationsgerichts-rath D. Grolman. 3 Bde. Gießen und Darmstadt: Georg Friedrich Heyer 1810–1812.**

Nachlassverzeichnis: 162.) [...] Grollmann [sic!], Kommentar zum Code Napoleon, drei Bände

Bemerkungen: Karl Ludwig Wilhelm von Grolman (1775–1829) deutscher Jurist, hessischer Staatsminister und Vertreter einer Spezial-Präventionsstrafe in der Strafrechtstheorie. Grolman definierte den Zweck der Strafe in der Vorbeugung. Siehe Kleinheyder/Schröder (Anm. 6). S. 172ff.

Im Brief an den Vater vom 10./11. November 1837 erwähnte Marx Grolmans „Grundrisse der Criminalrechtswissenschaft“ (Siehe MEGA[®] III/1. S. 16).

- 47 **Groß-Hoffinger, A[nton] J[ohann]: Historische Darstellung der Allein-Regierung Josephs des Zweiten insbesondere der politisch-kirchlich-moralischen Reaction gegen den Geist seiner Anstalten in- und außerhalb der österreichischen Erbländer von A. J. Groß-Hoffinger. Stuttgart & Leipzig: Rieger 1835–1837.**

Nachlassverzeichnis: 184.) [...] Leben von Joseph dem zweiten

Bemerkungen: Anton Johann Groß-Hoffinger (1806–1873) österreichischer Bibliothekar und Historiker. Siehe MKL Bd. 9 (Anm. 19). S. 269. Das Werk wird hier an erster Stelle über Joseph II. genannt.

- 48 **[Grotius, Hugo:] Hugonis Grotii de jure belli ac pacis libri tres, in quibus jus naturae et gentium item juris publici praecipua explicantur. Paris 1625.**

Vielleicht eine spätere Ausgabe:

Hugonis Grotii de iure belli ac pacis. Libri tres. Cum annotatis auctoris, nec non J. F. Gronovii notis, & J. Barbeyracii animadversionibus. Commentariis insuper locupletissimis Henr. L. B. de Cocceii (sub titulo: Grotii illustrati antea editis insertis quoque observationibus Samuelis L. B. de Cocceii), 4 Bde. Lausannae: Bousquet 1751–1752. [StUBK (Anm. 17) Signatur 1752SB723]

Nachlassverzeichnis: 158.) Hugo Grotius de Jure Belli et Pacis

Bemerkungen: Hugo de Groot (eigtl. Huigh de Groot) (1583–1645) niederländischer Jurist, Begründer des Völkerrechts. Siehe Kleinheyder/Schröder (Anm. 6). S. 176ff. Stolleis (Anm. 6). S. 257ff. – Samuel von Cocceji (1679–1755) deutscher Jurist, preußischer Justizminister 1738, 1747–1755. Siehe Kleinheyder/Schröder (Anm. 6). S. 95ff. Stolleis (Anm. 6). S. 131/132. – Johann Friedrich Gronovius (1611–1671) klassischer Philologe. Jean Barbeyrac (1674–1744).

Möglicherweise erbte Marx dieses Buch.

Hugo Grotius' „Mare liberum“ wird in MEGA[®] IV/4 erwähnt.

[Hédouin, Jean Baptiste:] Esprit et Génie de M. l'Abbé Reynal. Tiré de ses Ouvrages. Genf: Léonard 1782. 49

Nachlassverzeichnis: 204.) [...] Esprit et Genie de Reynal

Bemerkungen: Das Werk erschien anonym. Siehe Barbier: Dictionnaire des Ouvrages Anonymes, II. p. 194. Autor ist Jean Baptiste Hédouin (gest. 1783).

[Heineccius, Johann Gottlieb:] Io. Gottlieb. Heineccii ic. Et antecessoris elementa iuris civilis secundum ordinem institutionum. Commoda auditoribus methodo adornata passim limavit et polivit libellum D. Lud. Iulius Frider. Hoepfner consilius. Edition secunda emendatior. Goettingae: Vandenhoeck 1782. 50

Nachlassverzeichnis: 170.) [...] Hoepfner, Elementa Juris civilis

Bemerkungen: In der StUBK (Anm. 17) sind folgende Ausgaben 1775, 1782, 1784, 1787 und 1792 vorhanden.

Zu Höpfner siehe **Nr. 56** und zu Heineccius **Nr. 51**.

Welche Auflage Heinrich Marx besaß ist nicht bekannt. Sehr wahrscheinlich erbt Marx dieses Werk.

Titel erwähnt/zitiert: Siehe Marx an Heinrich Marx, 10./11. November 1837. In: MEGA[®] III/1. S. 10. – Im Marx-Engels-Nachlass im IISG, Amsterdam befindet sich ein undatiertes Exzerpt von Friedrich Engels: J43 (alt J17) [Heft XVII], [März–April 1884] deutsch, lateinisch. Umfang 2 Seiten. Jo. Gottl. Heineccii: Elementa juris civilis secundum ordinem institutionum, 2. Ed. Göttingen 1782, dem möglicherweise ein Ex Libris von Karl Marx zu Grunde liegt. Ursprünglich war dieses Exzerpt im Prospekt für MEGA[®] IV/31 zur Publikation vorgesehen. Ich danke Richard Sperrl für diesen Hinweis.

[Vermutlich nicht:] d'Arnaud, George: Lectionum Graecarum libri duo In quibus Graecorum scripta passim illustrantur et castigantur Imprimis Hesychii, Arati, Theonis, Oppiani et Apollonii Rhodii; Georgii d'Arnaud. Hagae Comitum 1730. 51

Deshalb ist anzunehmen, dass Johann Gottlieb Heineccius gemeint ist:

[Heineccius, Johann Gottlieb] Heineccii, Io. Gottl.: Antiquitatum Romanarum Jurisprudentiam Illustrantium Syntagma Secundum Ordinem Institutionum Iustiniani Digestum. In Quo Multa Juris Romani Atque Auctorum Veterum Loca Explicantur Atque Illustrantur. 2 Teile in 1 Bd. Halae Magdeb.: sumptu Novi Bibliopolii 1719.

Oder eine spätere Auflage, z. B. 5. Aufl.:

Heineccius, Johann Gottlieb: Antiquitatum Romanarum jurisprudentiam illustrantium syntagma secundum ordinem institutionum Iustiniani digestum in qua multa juris romani. Ed. nova prioribus emendatior et locupletatior. 2 Bde. Straßburg: J. R. Dulssecker 1755 [StUBK (Anm. 17), Signatur WG140–1.2]

Nachlassverzeichnis: 175.) Hesychii [sic!], Antiquitates Romanae

Vorlesung: Bonn Wintersemester 1835/36: „Prof. Walter, Roemische Rechtsgeschichte.“
Bemerkungen: Johann Gottlieb Heineccius (1681–1741). Siehe Stolleis (Anm. 6). S. 279/280: „nach Erscheinen seines Buches über römische Rechtsgeschichte, Antiquitatum Romanarum [...] Syntagma, das sofort in ganz Europa Beachtung fand“. Nach seinem Tode sind, bis Ende des 18. Jahrhunderts, 13 Ausgaben erschienen. Siehe Kleinheyer/Schröder (Anm. 6). S. 482ff.: „Heineccius ist unter den deutschen Juristen des 18. Jhdts vielleicht der bedeutendste“.

Siehe Schöncke: „Ein fröhliches Jahr in Bonn“? (Anm. 18). S. 240 und 248.

Eventuell erbte Marx dieses Buch. – Siehe auch **Nr. 50**.

Titel erwähnt/zitiert: Siehe Marx an Heinrich Marx, 10./11. November 1837. In: MEGA[®] III/1. S. 10.

52 Hellfeld, Johann August: Jurisprudentia forensis secundum pandectarum ordinem proposuit. Edid. Joseph Maria Schneidt. 2 Theile. Wirceburgi: Stahel 1786.

Nachlassverzeichnis: 166.) Schneidt, Jurisprudentia forensis

Bemerkungen: Johann August Hellfeld (1717–1782) deutscher Jurist. Joseph Johann Ignaz Xaver Maria Schneidt (1727–1808) deutscher Jurist.

53 [Entweder:] Herder, Johann Gottfried von: Sämmtliche Werke. 30 Bde. Stuttgart und Tübingen: Cotta 1827–1830. [StUBK (Anm. 17), Signatur SD17/1590–2,5/6 und SD17/1590–3,7/8]

Oder:

Herder, Johann Gottfried von: Sämmtliche Werke. 44 Bde. in 34 Bänden. Hrsg. durch Johann v. Müller. Karlsruhe: Bureau der deutschen Classiker 1820.

Vermutlich nicht, weil nur 12 Bde.:

Johann Gottfried von Herder's sämmtliche Werke. 12 Bde. Stuttgart und Tübingen: in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1827–1830.

Nachlassverzeichnis: 200.) Herders Werke, zwölf Bände, inkomplet

Titel verzeichnet: Marx: Notizbuch 1844–47 (Anm. 17): „62) Herder. Ideen zur Philos. d. Geschichte.“ und „131) Herder: Cid.“.

Bemerkungen: Johann Gottfried von Herder (1744–1803) deutscher Schriftsteller und Theologe.

Möglicherweise erbte Marx diese Titel aus dem väterlichen Nachlass.

Titel erwähnt/zitiert: MEGA[®] I/1, III/7, III/11, IV/1, IV/3, IV/5.

54 [Vielleicht:] [Hetzer, Ludwig]: Recreationes elegiacae. Libri duo. Tubinga 1664. [Bibliotheksverbund Bayern, Signatur BV001434733]

Nachlassverzeichnis: 191.) Hetzlii opera

Bemerkungen: Eine „opera“ Ausgabe von Hetzer konnte nicht ermittelt werden. Ludwig Hetzer (Ende 15. Jh. bis 1529) Antitrinitarier, Wiedertäufer, übersetzte die Propheten aus dem Hebräischen, 1529 in Konstanz enthauptet.

[Vielleicht:] **Hexham, Henry: A Copious English and Netherduytch dictionarie, composed out of om best English authours with an appendix of the names of all kind of beasts as also a compendious grammar. Het Groot woordenboeck, gestelt in't engelsch ende nederduytch door Henry Hexham, Leers Aernout. Éditeur commercial 1647–1648.** 55

Oder:

Sewel, W[illiam]: A Large Dictionary English and Dutch, in two parts [...] door W. Sewel. Amsterdam 1708.

Nachlassverzeichnis: 191.) [...] holländisch-englisches Dictionaire

Bemerkungen: Die ersten englisch-niederländischen und niederländisch-englischen Wörterbücher von Bedeutung sind von Henry Hexham (ca. 1585 bis ca. 1650) und William Séwel (1653–1720).

Höpfner, Ludwig Julius: Commentar über die Heineccischen Institutionen von Ludwig Julius Friedrich Höpfner. Frankfurt am Main: Varrentrapp und Wenner 1783. [Reprint Keip Verlag] 56

Oder:

Höpfner, Ludwig Julius Friedrich: Theoretisch-practischer Commentar über die Heineccischen Institutionen. Nach deren neuesten Ausgabe. [Mit] Tabellen von Ludwig Julius Friedrich Höpfner. 7. Aufl. von Neuem durchgesehen mit einigen Anmerkungen und Zusätzen begleitet von Adolph Dieterich Weber. Frankfurt a. M.: Varrentrapp & Wenner 1803.

Nachlassverzeichnis: 159.) Hoepfners Kommentar über die Institutionen

Vorlesung: Bonn Wintersemester 1835/36: „Institutionen bei Prof. Eduard Böcking“.

Bemerkungen: „Vollständiger und vielseitiger als Heineccius. Seinen Erfolg verdankt dies Buch wesentlich seinen didaktischen und stilistischen Vorzügen“ (Bassenge, Auktion 80, Nr. 1174. Berlin 2002. S. 290). – Ludwig Julius Friedrich Höpfner (1747–1797) deutscher Jurist, Briefpartner von Goethe und Herder. Siehe Goethe und seine Welt in 580 Bildern. Hrsg. v. Hans Wahl u. Anton Kippenberg. Leipzig 1932. S. 248. Zu Heineccius siehe Nr. 51 und zu Weber Nr. 125.

Hofacker, Karl Christoph: Principia Iuris Civilis Romano-Germanici. Theil 1, 2, 3.1, 3.2. Tubingae: Cotta 1800–1803. 57

Nachlassverzeichnis: 167.) Hofacker, Principia Juris civilis, vier Bände

Bemerkungen: Karl Christoph Hofacker (1749–1793) deutscher Jurist.

[Hummel mit diesem Titel gibt es nicht! Deshalb:] **Hume, David: Geschichte von Großbritannien. Aus dem Englischen übersetzt. 20 Bde. Frankenthal: Gessel 1786–1788.** 58

Nachlassverzeichnis: 202.) Deutsche Übersetzung der Geschichte Englands von Hummel [sic!], neunzehn Bände

Titel verzeichnet: Daniels-Liste (Anm. 17). S. 226: „Hume, David: Geschichte von Großbritannien in 20 Bden. Frankenthal 1788. Fehlt Bd 6 u. 7“.

Bemerkungen: Siehe auch Nr. 26. David Hume (1711–1776) englischer Philosoph und Historiker. Siehe Stolleis (Anm. 6). S. 305/306. Chambers's Biographical Dictionary (Anm. 19). S. 511.

Marx erbt dieses Werk von seinem Vater.
Titel erwähnt/zitiert: MEGA[®] I/27, IV/5.

- 59** **Jahrbücher der Gesetzgebung und Rechtspflege im Königreich Baiern. Von N. T. von Gönner und Philipp von Schmidtklein. Erlangen: von der Palm'schen Verlagsbuchhandlung 1818–1820. [Drei Hefte bzw. Jahrgänge.]**

Nachlassverzeichnis: 185.) [...] Bayrische Rechtspflege, zwei Hefte

Bemerkungen: Zu Nikolaus Thaddaeus Ritter von Gönner (1764–1827) bayrischer Jurist und Staatsmann, wissenschaftlicher Gegner von Paul Johann Anselm von Feuerbach. Siehe Stolleis (Anm. 6). S. 242/243.

- 60** **Journal du palais présentant la jurisprudence de la Cour de Cassation et des cours d'appel de Paris et ses départements par une Société de Jurisconsultes et de Magistrats. [Teils mit Bd. u. Jg. Zählung] Paris: Sirey [etc.] 1791–1923.**

Nachlassverzeichnis: 148.) Sprey [?] Jurisprudence de la Cour de Cassation, sieben zehn Bände

Bemerkungen: Welche Bände Heinrich Marx davon besaß, ist nicht bekannt. Einen Verfasser oder Herausgeber Namens „Sprey“ konnte im virtuellen Katalog Karlsruhe nicht gefunden werden.

- 61** **[Justinian:] Les cinquante livres du Digeste ou des Pandectes de l'empereur Justinien. Sur un exemplaire des Pandectes Florentines, confere avec l'edition originale de Contius, celle de Denis Godefroy par Elzevirs et plusieurs autres. Ed. Henri Hulot, Jean François Berthelot et Fieffé-Lacroix. 10 Vol. Metz Rondonneau: Behmer et Lamort; Paris an XII–XIV (1803–1805).**

Nachlassverzeichnis: 196.) Les Digestes et le Code de l'Empereur Justinien, zehn Bände

Bemerkungen: Zu Berthelot und Hulot siehe **Nr. 62**. Denis Godefroy (1549–1622) französischer Jurist und Calvinist. Siehe Stolleis (Anm. 6). S. 240 und Kleinheyer/Schröder (Anm. 6). S. 160ff.

- 62** **[Vermutlich:] [Justinian:] Les nouvelles de l'Empereur Justinien [Texte Imprimé] trad. en français par Alphonse Bérenger suivies des Nouvelles constitutions de l'Empereur Léon Auguste trad. par Dunoyer de Segonzac. Corps de droit civil romain en latin et en français traduit par Henri Hulot, Jean-François Berthelot, Pascal-Alexandre Tissot et Alphonse Bérenger fils, 2 vols. Metz: Behmer & Lamort 1810–1811. [Reprint Aalen 1979]**

Nachlassverzeichnis: 152.) Nouvelles des Justinien, drei [?] Bände

Bemerkungen: Welche Bände Heinrich Marx besaß ist nicht bekannt. Iustinian I. (482–565) römischer Kaiser. Seine bedeutendste Reform „war die Kodifizierung des römischen Rechts im – später sogenannten – Corpus Iuris Civilis“. Siehe Klaus Bringmann, Iustinian I. In: Die römischen Kaiser. 55 historische Portraits von Caesar bis Iustinian. Hrsg. von Man-

fred Clauss. München 1997. S. 442. – Léon VI. byzantinischer Kaiser (866–912), Jean-François Berthelot (1749–1814), Henri Hulot (1732–1775), Alphonse Marie Marcellin Thomas Bérenger (1785–1866) französische Juristen. Dunoyer de Segonzac, französischer Advokat.

[Kaspar, Karl:] Erneuert- und vermehrtes Land-Recht des Ertz-Stifts Trier durch den hochwürdigst-durchleuchtigsten Herrn Herrn Carl Ertz-Bischoffen zu Trier, des Heil. Römischen Reichs durch Gallien und deß Königreich Arelaten Ertz-Cantzlern und Chur-Fürst, Bischoff zu Osna-brück, Administrator zu Prüm, Hertzog zu Lotharingen und Baar, des Ritterlichen Maltheser Ordens in Castillien und Legion Groß-Prio, etc. aufgericht im Jahr 1713. 2. Aufl. verb. von denen in d. 1., u. auß dieser in d. anderst wo nachgemachte Aufl. fortgeschlichenen, ja noch verm. Druckfehlere. Trier: Eschermann 1772. [StUBK (Anm. 17) Signatur, RHR290 und RHR290] 63

Nachlassverzeichnis: 170.) [...] Trierisches Landrecht

Bemerkungen: Zum Trierer Landrecht siehe Maria Dirks: Das Landrecht des Kurfürstentums Trier. Köln 1965. Hinweis von Heinz Monz. – Karl Kaspar von der Leyen (1618–1672) Erzbischof von Trier 1652–72.

[Klüber, Johann Ludwig:] Acten des Wiener Congresses in den Jahren 1814 und 1815 hrsg. von Johann Ludwig Klüber. Erlangen: Palm'sche Verlagsbuchhandlung 1815–1835. 64

Nachlassverzeichnis: 180.) [...] Klüber über den Wiener Kongreß, ein Heft

Bemerkungen: Nur diese Ausgabe erschien in Heften. – Johann Ludwig Klüber (1762–1837) deutscher Jurist und Diplomat. Siehe Hans-Dieter Dyroff (Hrsg.): Der Wiener Kongreß 1814/15. Die Neuordnung Europas. München 1966.

Marx besaß nachweislich: Wichtige Urkunden für den Rechtszustand der deutschen Nation mit eigenhändigen Anmerkungen von Johann Ludwig Klüber. Aus dessen Papieren mitgetheilt und erläutert von C. Welcker. Mannheim: Bassermann 1844 (MEGA² IV/32. Nr. 1417).

Läis, E. D.: Die Stock- und Vogteiguts-Besitzer der Eifel und der umliegenden Gegenden wider ihre Gemeinden in Betreff streitiger Waldungen. Historisch-juristische Darstellung merkwürdiger Rechtsfälle, nebst ihren Entscheidungen und Belegen. Erster u. Zweiter Bd. Trier: In Commission bei E. Montigny 1830–1831. 65

Nachlassverzeichnis: 185.) Laeis, Stock- und Vogteigüter

Bemerkungen: Heinrich Marx erhielt dieses Werk möglicherweise vom Autor geschenkt. Laeis war Taufpate von Hermann und Emilie Marx und Trauzeuge von Sophia Marx.

Der erste Band dieses Werkes hatte sich in der Bibliothek der SPD 1928 befunden (SPD-Bibl., 33181), eine Fotokopie Moskau (RGASPI f. 1. op. 1. d. 5788). Siehe Beiträge zur Marx-Engels Forschung. Berlin. H. 8. 1981. S. 114, Nr. 485. – Siehe auch Schöncke: Karl und Heinrich Marx (Anm. 4), S. 188ff, 201ff. und 209ff.

Ernest Dominik Laeis (1788–1872). Taufpate von Marx' Geschwistern, Trauzeuge seiner Schwester Sophia, Kollege von Heinrich Marx.

Marx erbt diesen Titel.

Titel erwähnt/zitiert: MEGA[®] IV/32. Nr. 711. – Am 25. März 1868 schrieb Marx an Engels: „Wie sehr wir alle in dieser judicial blindness befangen: Direkt in *meiner* Gegend, auf dem *Hunsrück*, hat das altdeutsche System bis in die *letzten* Jahre fortgedauert. Ich erinnere mich jetzt, daß mein Vater als *Advokat* mir davon sprach!“ (MEW 32. S. 51/52.)

- 66 La Motte, Antoine Houdart de: Œuvres. (Lettres suivies d'un recueil de vers pour servir de Supplément, etc.). 10 Vol. Paris: Prault l'aîné 1754.**

Nachlassverzeichnis: 199.) [...] Œuvres de la hotte [sic!], drei Bände

Bemerkungen: Antoine Houdart de La Motte (1672–1731) französischer Dichter.

- 67 [Lauterbach, Wolfgang Adam] Wolffgangi Adami Lauterbachii Collegium pandectarum theoretico-practicum studio Ulrici Thomae Lauterbachii primum publici iuris factum. Ed. nova prioribus correctior. 3 Bde. 1 Bd. Index. Tubingae: Cotta 1784 (Bd. 1 A Pandectarum lib. I. usque ad lib. XX. Bd. 2 Lib. XX. usque ad lib. XXXIX. Bd. 3 Lib. XXXIX. usque ad finem. Bd. 4. Index Rerum et Verborum, Quae In Tribus Partibus Collegii Lauterbachiani continentur).** [StUBK (Anm. 17) Signatur, GBXIII617–1.–4. Erstausgabe 1690, 1711 und weitere Auflagen]

Nachlassverzeichnis: 172.) [...] drei Bände Lauterbach, Collegium practicum

Bemerkungen: Wolfgang Adam Lauterbach (1616–1678) deutscher Jurist. Siehe Kleinheyer/Schröder (Anm. 6). S. 493: „einer der beliebtesten Lehrer des römischen gemeinen Rechts im 17. Jahrhundert“. – Ulrich Thomas Lauterbach (1654–1710).

Titel erwähnt/zitiert: Marx las „endlich einzelne Titel nach Lauterbach“ (Marx an Heinrich Marx, 10./11. November 1837. In: MEGA[®] III/1. S. 16).

- 68 Langlade, Guillaume Jean Favard de: Répertoire de la nouvelle législation civile, commerciale et administrative, ou analyse raisonnée des principes consacrés par le ode civil, etc. 5 Vol. Paris: Didot 1823–1824.**

Nachlassverzeichnis: 156.) Analyse Raisonnée du Code Civil, zwei Bände

Bemerkungen: Guillaume Jean Favard de Langlade (1762–1831) französischer Jurist.

- 69 [Vielleicht:] [Leopardi, Giacomo:] Gesänge des Grafen Giacomo Leopardi nach der in Florenz 1831 erschienenen Ausgabe übersetzt von Karl Ludwig Kannegießer. Leipzig: F. A. Brockhaus 1837.**

Ich habe nur diesen unähnlichen Titel ermittelt.

Nachlassverzeichnis: 201.) [...] auserlesene Italienische Gesänge, vier Bände

Bemerkungen: Die erste italienische Ausgabe der „Canzone“ erschien in Bologna 1824.

Giacomo, Leopardi comte (1798–1837) Italienischer Dichter und Philologe. Karl Friedrich Ludwig Kannegießer (1781–1861) Altphilologe, Übersetzer, Danteforscher.

Marx benutzte Kannegießers Danteausgabe (siehe MEGA[®] I/18).

- 70 Levasseur, [Nicolas]: Portion disponible, ou Traité de la portion des biens dont on peut, suivant le Code civil, disposer à titre gratuit. Au préjudice**

de ses héritiers, avec une dissertation sur l'époque à laquelle les lois commencent à devenir obligatoires par M. Levasseur. Paris: Gilbert 1805.

[Universitätsbibliothek Bonn und öffentliche Bibliothek Aachen]

Nachlassverzeichnis: 185.) [...] Levasseur, de la Portion disponible

Bemerkungen: Nicolas Levasseur, französischer Jurist.

[Vielleicht diese Ausgabe:] **[Livius:] T. Livii. Patavini Historiarum libri qui supersunt omnes et deperditarum fragmenta. Ex recensione Drakenborchii ed. Joh. Theophilus Kreyssig. Ed. Stereotypa. Lipsiae: Tauchnitz 1829.** 71

Oder:

Titus Livius. Übers. mit krit. u. erkl. Anm. von Konrad Heusinger. 5 Bde. Braunschweig: Vieweg 1821.

Nachlassverzeichnis: 183.) [...] Livius

Bemerkungen: Zum römischen Historiker Titus Livius (59 v. Chr.–17 n. Chr.) siehe **Nr. 72.**

Titel erwähnt/zitiert: Aus dem Hauptwerk von Titus Livius „Ab urbe condita libri“ zitierte Marx im „Kapital“ (siehe z. B. MEGA[®] II/8) und in Briefen (siehe MEGA[®] III/9 und III/13) sowie in Exzerpten (siehe MEGA[®] IV/3 und IV/4).

[Bekannt ist die Übersetzung:] **[Livius:] Titus Livius. Deche di Tito Livio padovano delle Historie Romane [...]. Venedig: Giunta 1575.** 72

Nachlassverzeichnis: 180.) [...] Titus Livius in italienischer Übersetzung, sieben Bände

Bemerkungen: Zweite Giunta-Ausgabe, „la piu pregevole di tutte“ (Paitoni). Die Übersetzung ins Italienische stammt vom Dichter und Historiker Jacopo Nardi (geb. 1476), das „Supplimento della II. deca“ von Francesco Turchi. Brunet lobt die Arbeit beider Humanisten ausdrücklich. Kein Geschichtswerk wurde in der Renaissance höher geschätzt; die vorliegende Ausgabe war lange Zeit die kompletteste italienische Übersetzung.

Siehe auch **Nr. 71.**

Titel erwähnt/zitiert: Aus dem Hauptwerk von Titus Livius „Ab urbe condita libri“ zitierte Marx im „Kapital“ (siehe z. B. MEGA[®] II/8) und in Briefen (siehe MEGA[®] III/9 und III/13) sowie in Exzerpten (siehe MEGA[®] IV/3 und IV/4).

De Lolme, (Jean Louis): Constitution de l'Angleterre, ou état du gouvernement Anglais, comparé avec la forme républicaine & avec les autres monarchies de l'Europe. Nouv. éd., précédée de la vie de l'auteur, corr. sur la dernière éd. anglaise, et augm. de notes extraites des publicistes de la Grande-Bretagne les plus célèbres. Avec une table analytique. T. 1.2. Paris: Delarue 1822. [Staatsbibliothek zu Berlin Signatur Tv 6458] 73

Oder:

The constitution of England or an account of the English government in which it is compared with the republican form of government, and occasionally with the other monarchies in Europe by J. L. de Lolme. London: Batchelar 1817. [StUBK (Anm. 17), Signatur GRUE1826]

Nachlassverzeichnis: 163.) The Constitution of England

Titel verzeichnet: Marx: Notizbuch 1844–47 (Anm. 17): „119) *Delolme* sur la const. de l'Angleterre.“

Titel verzeichnet: Daniels-Liste (Anm. 17). S. 213: „Constitution de l'Angleterre. 2 Bde.“

Bemerkungen: Die erste Ausgabe erschien 1771. Jean Louis de Lolme (1740–1806) schweizer Jurist. Faulmann: Im Reiche Geistes. S. 632: „sein Werk [...] war sehr zeitgemäss [...]. Noch größeren Einfluß hatte es in Frankreich, welches auf dem Wege zur Revolution war und sich später nach dem englischen Muster einrichtete.“

Marx erbt diesen Titel, vermutlich den erstgenannten.

Titel erwähnt/zitiert: MEGA[®] IV/3, IV/5.

- 74 [Lottner, Friedrich August:] Sammlung der für die Königl. Preuß. Rheinprovinz seit dem Jahre 1813 hinsichtlich der Rechts- und Gerichtsverfassung ergangenen Gesetze, Verordnungen, Ministerial-Rescripte etc im Auftr. von F. A. Lottner. Bd. 1–5, Berlin: Sander 1834–1838. Bde. 1–3 1834, Bd. 4 1835, Bd. 5 1838.**

Nachlassverzeichnis: 155.) Lottners Sammlung von Verordnungen, drei Bände

Bemerkungen: Welche Bände Heinrich Marx besaß ist nicht bekannt. Friedrich August Lottner (gest. 1836) deutscher Jurist.

- 75 Mackeldey, Ferdinand: Lehrbuch der Institutionen des heutigen Römischen Privatrechts, Theil II. 2. durchaus umgearb. Aufl. Gießen: Heyer 1818.** [Universitätsbibliothek Frankfurt a. M.]

Nachlassverzeichnis: 178.) Mackeldey, Lehrbuch des römischen Rechts II. Theil

Titel verzeichnet: Marx: Notizbuch von 1844–47 (Anm. 17): „64) *Mackeldey* Lehrbuch d. römischen Rechts.“

Vorlesung: Bonn: Wintersemester 1835/36: „Prof. Walter Römische Rechtsgeschichte“.

Bonn: Wintersemester 1835/36: „Institutionen“ bei Eduard Böcking.

Bemerkungen: Die erste Auflage hatte nur einen Band! [Reprint der 10. Aufl. 1833 Keip Verlag, 1997.] 100 Jahre BGB. (Anm. 19). S. 19: „Der Archetypus des modernen Lehrbuches für die Zivildogmatik in Lehre und Praxis“.

Eduard Böcking (1802–1870) deutscher Jurist und Herausgeber der Werke Ulrich von Huttners und August Wilhelm von Schlegels. Siehe Schöncke „Ein fröhliches Jahr in Bonn“? (Anm. 18). S. 248. – Ferdinand Mackeldey (1784–1834) deutscher Jurist. Professor in Bonn.

Es ist offensichtlich, dass Marx das Buch aus dem Nachlass seines Vaters erbt.

Titel erwähnt/zitiert: MEGA[®] IV/3.

- 76 Maleville, Jacques de: Analyse raisonnée de la discussion du code civil au conseil d'état, contenant le texte des Lois, le précis des observations faites**

articles, et faciliter l'intelligence des autres par Jacques de Maleville. 2 Vol. Paris: Garnery [etc.] 1804–1805. [StUBK (Anm. 17), Signatur R20E62–3]

Nachlassverzeichnis: 176.) Malville [sic!], Analyse du Code Civil, zwei Bände
Bemerkungen: Marquis Jacques de Maleville (1741–1824) französischer Jurist, Mitredaktor am Code Civil. Stolleis (Anm. 6). S. 402/403: „Maleville behandelte darin unparteiisch die am meisten kontroversen Fragen. Indem er dem Plan des Code folgte, gab er an, warum die eine oder andere Meinung vorgezogen worden war, wo und warum Lücken geblieben waren und inwiefern die neuen Lösungen vom früheren römischen Recht oder vom Gewohnheitsrecht abwichen.“

[Marx, Heinrich:] [gezeichnet: Eingesandt] Ueber den Werth der Handelsgesetze in den Königl. Preußischen Rheinprovinzen. In: Niederrheinisches Archiv für Gesetzgebung, Rechtswissenschaft und Rechtspflege. Hrsg. von G. von Sandt und C. Zum Bach. Erster Band. Köln 1817: In Kommission bei Dü Mont u. Bachem. S. 269–285. 77

Nachlassverzeichnis: Im Nachlassverzeichniss nicht erwähnt.
Bemerkungen: Siehe Schöncke: Karl und Heinrich Marx (Anm. 4). S. 153–161. Monz: Karl Marx. Grundlagen (Anm. 4). S. 259–266.

[Vielleicht:] Meidinger, Johannes Valentin: Praktische Französische Grammatik wodurch man diese Sprache auf eine ganz neue und sehr leichte Art in kurzer Zeit gründlich erlernen kann von Johann Valentin Meidinger. 30. verb. u. verm. Orig.-Ausg. Lützburg: bei Schmit-Brück 1817. [Die erste Auflage erschien 1783.] [StUBK (Anm. 17) Signatur, L22/375+30] 78

Oder vielleicht:

Leloup, P[eter] J[osef]: Französische Grammatik für Gymnasien, Divisions- und Real-Schulen von P. J. Leloup. Oberlehrer zu Trier. Trier 1827: Gall [oder] 1828. [Die zweite Auflage erschien 1830.]

Nachlassverzeichnis: 191.) [...] deutsch-französische Grammatik

Bemerkungen: Johannes Valentin Meidinger (1756–1822) deutscher Lehrer der französischen Sprache. „Diese Grammatik beherrschte über 50 Jahre den deutschen Sprachraum“. François Joseph Michel Noël und Charles Pierre Chapsal, französische Philologen.

Peter Josef Leloup (1790–1831) Lehrer von Karl Marx in Trier. Siehe Monz: Karl Marx. Grundlagen (Anm. 4). S. 154.

Beide Titel sind in der Stadtbibliothek Trier vorhanden.

Karl Marx besaß laut der Daniels-Liste (Anm. 17), S. 222: „Deutschmann: Französische Sprachlehre. Köln. 2 Hefte“ und „*40) Noël et Chapsal: grammaire française. 2 Bde.“ („Französische Sprachlehre von K[arl]. Deutschmann. Lehrstufe 1 und 2, 2 Bde. Köln: Bachem 1843“ und „Leçons D'Analyse Grammaticale. Contenant 1. Des Préceptes Sur L'Art D'Analyse; 2. Des Exercices Et Des Sujets D'Analyse Grammaticale, Gradués Et Calqués Sur Les Préceptes; Suivis D'Un Programme De Questions Sur La Première Partie De La Nouvelle Grammaire Française. Par M. Noël, Inspecteur-Général De L'Université, Chevalier De La Légion D'Honneur, Et M. Chapsal, Professeur De Grammaire Générale, 36. éd., rev. avec soin et augm. Paris: Maire-Nyon [u. a.] 1843“).

- 79 Merlin [de Douai, Philippe Antoine]: Questions de droit qui se présentent le plus fréquemment dans les tribunaux par Merlin. 4 éd., rev., corr. et augm, 8 Vol. Bruxelles 1825–1830: Auguste Wahlen et Compe.**

Oder andere Auflage:

Nachlassverzeichnis: 193.) Merlin Questions de Droit, vier Bände

Bemerkungen: Philippe Antoine de Merlin de Douai (1754–1838) französischer Jurist, nahm 1789 an der Nationalversammlung teil, 1799 Staatsrat und „procureur général“ am „Tribunal de cassation“ und stimmte für die Hinrichtung von Louis XVI. Siehe MKL Bd. 11 (Anm. 19). S. 499. Dieses Werk wurde „von allen französischen Juristen in der ersten Hälfte des 19. Jh.s benutzt“ (Stolleis (Anm. 6). S. 424/425).

- 80 Merlin [de Douai, Philippe Antoine]: Répertoire universel et raisonné de jurisprudence, corrigée, réduite aux objets dont la connaissance peut encore être utile par Merlin. 4. éd. Paris 1812ff.: Garnery sowie 5. éd., 18 Vol. Paris: Garnery 1827–1828.**

Nachlassverzeichnis: 149.) Merlin, Répertoire universel [sic!], fünfzehn Bände

Bemerkungen: Zu Merlin de Douai siehe **Nr. 79**.

- 81 [Metastasio, Pietro:] Opere drammatiche di Pietro Metastasio. Tom 1–4. Venezia: Bettinelli 1733–1737.** [StUBK (Anm. 17), Signatur WAV1689]

Oder:

Opere di Pietro Metastasio. tom. 16. Venezia: Zatta 1781–1783.

Oder:

Opère de Pietro Metastasio. 12 Vol. Paris 1780–1782.

Nachlassverzeichnis: 201.) [...] Werke von Metastasio, drei Bände

Titel verzeichnet: In der Daniels-Liste (Anm. 17). S. 223: „Metastasio: Opere. Bd 1, 2 u. IV“.

Bemerkungen: Pietro Metastasio (eigtl. Pietro Antonio Domenico Bonaventura) (1698–1782) italienischer Dichter, Librettist.

Marx erbt diesen Titel.

Titel erwähnt/zitiert: Marx schreibt vom „melodramatischen Stile Metastasios“ (Karl Marx: Russell. In: MEGA[®] I/14. S. 583) und IV/5.

- 82 [Mevius, David] Mevii, Davidis: Decisiones super causis praecipuis ad summum tribunal Regium Vismariens delatis quibus praeter repertorium, quo dictae decisiones juxta ordinem Pandectarum cura Johannis Jacobi a Ryssel antea exhibitae. Hac ed 5. Francofurti a. M.: ex offic. Zunneriana, apud J A. Jung 1712.** [StUBK (Anm. 17) Signatur GBV342+E]

Nachlassverzeichnis: 195.) [...] Merii [sic!] Deciones

Bemerkungen: Welche Ausgabe Heinrich Marx besaß ist nicht bekannt. David Mevius (1609–1670) deutscher Jurist aus Greifswald. Siehe Stolleis (Anm. 6). S. 425/426. Kleinheyer/Schröder (Anm. 6). S. 497: „hier vor allem durch die Veröffentlichung der Urteile seines Gerichts mit von ihm verfaßten Entscheidungsgründen“.

- [Mirabeau, Victor Riqueti de:] Entretiens D'un Jeune Prince Avec Son Gouverneur. Ouvrage divisé en trois Parties Institution Naturelle, Institution Sociale, Institution Politique. Publié par M. G...L. [i.e. Victor Riqueti de Mirabeau] de plusieurs Académies. Londres 1785. 83**

Nachlassverzeichnis: 199.) [...] Entretiens d'un jeune Prince, vier Bände

Bemerkungen: Victor Riqueti de Mirabeau, le père (1715–1789) französischer Ökonom, Physiokrat. Siehe MKL Bd. 11 (Anm. 19). S. 669/670.

Im Kapitel erwähnt Marx andere Werke dieses Autors (siehe z. B. MEGA[®] 8) und in der Daniels-Liste (Anm. 17) ist der Autor verzeichnet mit „*Mirabeau* de la monarchie prussienne. 7 vol.“ (MEGA[®] IV/3. S. 7).

- [Mirabeau, Victor Riqueti de:] Lettres sur la législation ou l'ordre légal, dépravé, rétabli et perpétué par L. D. H. [i.e. Victor Riquetti de Mirabeau], 3 Vol. [Verlag] Berne 1775. 84**

Nachlassverzeichnis: 180.) [...] Lettres sur de Legeslation, drei Bände

Bemerkungen: Zu Mirabeau siehe Nr. 83.

- [Entweder:] Müller, Michael Franz Josef: Alphabetische Anzeige der vorzüglichsten Quellen zur Kenntniss der Rechte u. Gewohnheiten d. Herzogthums Luxemburg und der Grafschaft Chiny, vor deren Vereinigung mit der Franken-Republik, 9. Vendemaire Jahr IV von Michael Franz Josef Mueller. Trier: Rodt 1825. 85**

Oder:

Müller, M[ichael] Fr[anz] Jos[ef]: Ueber die Natur der Grundgüter in dem Herzogthum Luxemburg, vorzüglich in dem deutschen Quartier, einige historisch-juristische Bemerkungen von M. Fr. Jos. Müller. Trier: Rodt 1824.

Oder:

Müller, Michael Franz Josef: Über die gemeinen Landesgebräuche des Herzogthums Luxemburg von Michael Franz Josef Mueller. Trier: Blatta 1832.

Nachlassverzeichnis: 185.) [...] Müller über luxemburgische Verordnungen

Bemerkungen: Michael Franz Josef Müller (1762–1848) Trierer Jurist und Historiker. Welches dieser drei Werke gemeint ist, konnte nicht ermittelt werden.

- Muhl, S[ervatius]: Die Formen- und Raumlehre für Volksschulen. Nach einem für den Kreis dieser Anstalten besonders angeordneten Lehrgange. Mit 8 Tafeln Steindruck, nebst einem Anhang mit 2 solcher Tafeln, enthaltend die Grouenlehre oder Geometrie für den Lehrer von S. Muhl. Trier: Troschel 1830. 86**

Nachlassverzeichnis: 183.) [...] Formen und Raumlehre

Bemerkungen: Servatius Muhl schrieb noch u. a.: „Der Weinbau an Mosel und Saar. Trier 1845“ und „Das Ziffer-Rechnen in Volksschulen, Mainz 1821“ sowie „Der Volks-Unterricht

in seiner Nothwendigkeit so wie in seiner Einwirkung auf die Gesamtbildung des Menschen für Volkslehrer mit einer Steintafel. Mainz 1824“.

Servatius Muhl, Seminarlehrer und Pestalozzischüler in Trier (geb. 1794). Warum dieses Schulbuch zu Heinrich Marx' Nachlass gehörte und nicht zum Besitz seines Sohnes zählte, ist nicht ganz klar. Karl Marx erhielt zu diesem Thema Unterricht vom Probekandidaten Alf und von Nicolaus Druckenmüller. Siehe Monz: Karl Marx. Grundlagen (Anm. 4). S. 157.

- 87 Neu-Vermehrtes Dorff- und Land-Recht, Das ist: Vollkommener Unterricht, Von Denen Dörffern, derer Land-Leute Stande, Unterscheid, Ländereyen, Dorff-Fluhren, Unpflichten, insonderheit denen Herren-Diensten, deren Erwerbung und Verlust, der Diest-Freyheit, von dem Weyde-Recht, und der Koppel-Weyde ... Aus denen allgemeinen Käyserlichen Sächsischen, auch absonderlichen Rechten und Gewohnheiten, verfasst ... Nach Abgang der vorigen Ex. ... rev., ... und anietzo zum vierten mahl wieder aufgelegt, mit einem Zusatz. [Johannes Deneken. Vorr.: C. L. Bilderbeck, J. C.] Franckfurt, Zelle, Leipzig: Förster u. Hofmann 1719–1734.**

Nachlassverzeichnis: Im Nachlassverzeichnis nicht erwähnt.

Titel verzeichnet: Beiträge zur Marx-Engels-Forschung. Berlin. H. 12. 1982. S. 69, Nr. 622: „Neu vermehrtes Dorff- und Land-Recht. Das ist vollkommener Unterricht von denen Dörffern, derer Land-Leute Stande, Unterschied, Ländereyen, Dorff-Fluhren ... aus den allgemeinen Kayserlichen, Sächsischen, auch absonderlichen Rechten und Gewohnheiten verfasst. Zum 4 mahl wieder aufgelegt. [Bd. 1–3.] – Leipzig 1719–[1723].“ (SPD-Bibl., 33225.33227).

Vorlesung: Berlin Sommersemester 1838: „Preußisches Landrecht viermal wöchentlich von 8–9 privatim.“ Bei Professor Eduard Gans.

Bemerkungen: Hans-Peter Harstick (Hrsg.): Karl Marx über Formen vorkapitalistischer Produktion. Vergleichende Studien zur Geschichte des Grundeigentums 1879–80. Aus dem handschriftlichen Nachlaß hrsg. u. eingel. Frankfurt, New York 1977 (Quellen und Untersuchungen zur Sozialgeschichte. Hrsg. v. Internationalen Institut für Sozialgeschichte, Amsterdam Band I.). S. 243: „Mit Anstreichungen von Karl Marx im 1. Band.“ In der Nicolaevsky-Liste heißt es S. 243: „Bd. 1 S. 218 u. 141. Randstriche, fast ganz sicher von M[arx]. Auf allen Büchern der Stempel: Kurfürstliche oekonomische Gesellschafts Bibliothek: Ex Bibliotheca Universitatis Heidelbergensis. Verk. Dubletta“. Bei Nikolaevsky aber: „Frankfurt, Leipzig: Verlag Nikolaus Förster. Hof-Buchhandlung in Hannover 1716–1737“. Die 5. Ausgabe erschien 1739. Ich danke Richard Sperl für diesen Hinweis.

- 88 [Vielleicht:] Nouveau dictionnaire du voyageur. François – Aleman – Latin, et Aleman – François – Latin. Troisième et dernière édition, revue, corrigée & augmentée. [Nebentitel:] Neues und ausführliches Dictionarium oder Wörterbuch in dreyen Sprachen als Teutsch, Frantzösisch und Latein. Nouvelle édition, revue et corrigée, etc. 2 Bde. Frankfort 1757.**

Oder wenn Schreibfehler eventuell:

Dictionnaire portatif français-italien et italien-français par J. Ph. Barberi, Dizionario portatile italiano francese e francese italiano. Paris: J.-P. Aillaud 1822 [Description matérielle 16^o].

Oder:

Barberi, G. F.: Dictionnaire Portatif. Français-Italien et Italien-Français. 2 Vols. Paris: J. P. Aillaud 1822.

Nachlassverzeichnis: 184.) Lateinisch – französisches Dictionaire portatif

Titel verzeichnet: Daniels-Liste (Anm. 17). S. 222: „*43) Barberi: Dictionnaire français-italien et italien-français. Diamantausg.“.

Bemerkungen: Giuseppe Filippo Barberi (1826–1860) italienischer Lexikograph.

Möglicherweise erbte Marx diesen Titel. Siehe auch **Nr. 1**.

[Ostervald, Frédéric-Samuel:] Herrn Friedrich Osterwalds Historische Erdbeschreibung. Zum Nutzen deutscher Jugend eingerichtet. Derselben sind beygefüget Anfangsgründe dieser Wissenschaft für junge Kinder, eine Einleitung in die Sphärenlehre und die Erdbeschreibung der ältern Zeiten, nebst einer Vergleichungstafel der vornehmsten Staaten in Europa. 4. verb. Ausg. Straßburg: Treuttels Buchh. 1785. 89

Nachlassverzeichnis: 183.) [...] Geographic von Osterwald

Bemerkungen: Dies war das einzige Exemplar, welches zu ermitteln war. Siehe Jacques Rychner, Michel Schlup: Frédéric-Samuel Ostervald. Homme politique et éditeur (1713–1795). In: Biographies neuchâtelaises. Tom 1: De saint Guillaume à la fin des Lumières. p. 196–202.

Paine, Thomas: Rights of man. Being an answer to Mr. Burke's attack on the French Revolution. 2 Vol. London: J. S. Jordan 1792. [StUBK (Anm. 17), Signatur G10/4259–1.2] 90

Nachlassverzeichnis: 198.) [...] Thomas Paine über die Rechte des Menschen, zwei Bände

Titel verzeichnet: Daniels-Liste (Anm. 17). S. 218 und S. 219: „Paine: Rights of man. 1 Bd.“ sowie „Paine: Common sense“. – Beiträge zur Marx-Engels-Forschung. Berlin. H. 8. 1981. S. 152, Nr. 645: „Paine, Thomas: Common sense. Addressed to the inhabitants of America. – London o. J.“ (SPD-Bibl., 41580).

Bemerkungen: Erstausgabe 1791, „mindestens acht Ausgaben 1791“ (siehe Thomas Paine: Common Sense. Übers. u. hrsg. v. Lothar Meintzer, Stuttgart 1982). – Thomas Paine (1737–1809) englischer Publizist. Edmund Burke (1729–1797) irischer Politiker und Schriftsteller.

Vermutlich erbte Marx diese Bücher.

Titel erwähnt/zitiert: MEGA[®] I/13, I/25, IV/4, IV/5.

[Vielleicht diese Ausgabe:] **[Plinius:] C. Plinii Secundi. Historia mundi Historiae mundi libri. libri XXXVII. opus omni quidem commendatione maius, sed nullis ad hunc diem editionis, nulla cuiusquam singulari vel opera, vel industria, a mendis purgatum observationibus conquisita, & solerti iudicio pensitata, Iacobi Dalecampii. Lugduni: Honoratus 1587.** 91

Nachlassverzeichnis: 184.) [...] Plinii Opera

Bemerkungen: Gaius Plinius Secundus (Major) (etwa 23/24–79) römischer Beamter und Schriftsteller.

Marx erbt diesen Titel von seinem Vater.

Titel verzeichnet: Im Verzeichnis römischer Autoren (Anm. 17): „10) *Plinius Historia nat.* 1 Vol.“.

Titel erwähnt/zitiert: MEGA[®] I/20, II/1, II/2, II/3, II/4.2, II/7, II/10, II/15, IV/1, IV/3, IV/7 IV/9, IV/12, IV/31.

- 92 [Pothier, Robert Joseph:] *Traité de la communauté. Auquel on a joint un Traité de la puissance du mari sur la personne et les biens de la femme par l'auteur du Traité des obligations [i.e. Robert Joseph Pothier]. Nouvelle édition, où l'on a indiqué les changements faits par le code civil, et à laquelle on a ajouté un Précis sur le régime dotal par M. Bernardi. 2 Vol. Fontainebleau; Paris: Letellier an XIV [1806].***

Nachlassverzeichnis: 187.) [...] *Traité de la Communalité* [sic!], zwei Bände

Bemerkungen: Welche Ausgabe Heinrich Marx besaß ist nicht bekannt. Robert-Joseph Pothier (1699–1772) französischer Jurist, wirkte durch seine Lehrbücher direkt auf den Code Civil ein. Siehe Kleinheyer/Schröder (Anm. 6). S. 321ff. MKL Bd. 13 (Anm. 19). S. 289. Faulmann (Anm. 19). S. 638. – Joseph Elzéar Dominique de Bernardi (1751–1824) französischer Jurist.

- 93 Pothier, [Robert Joseph]: *Traité des obligations. Selon les règles, tant du for de la conscience que du for extérieur par M. Pothier. Nouvelle édition, où l'on a indiqué les changemens faits par le code civil, et où l'on a mis une notice sur la vie de l'auteur par M. Bernardi. 2 Vol. Paris an 1813: Letellier.***

Nachlassverzeichnis: 188.) [...] *Potier* [sic!] *traité des obligations*, zwei Bände

Bemerkungen: Welche Ausgabe Heinrich Marx besaß ist nicht bekannt. Zu Robert-Joseph Pothier und Bernardi siehe **Nr. 92**.

- 94 Preussisches Criminalrecht in einer Zusammenstellung der Criminalordnung und des zwanzigsten Titels zweiten Theils des Allgemeinen Landrechts herausgegeben von A. J. Mannkopff. Theil 2. Berlin: Nauck 1838.**

Oder:

Allgemeines Criminalrecht für die Preußischen Staaten. Theil 1: Criminal-Ordnung, vierter unver. Abdruck. Berlin: Gottfried Carl Nauck 1825.

Nachlassverzeichnis: 171.) Preußisches Criminalrecht

Vorlesung: Berlin Wintersemester 1836/37: „Criminalrecht mit Ausschluß des Criminalprozesses, Hr. Prof. Gans viermal wöchentlich von 12–1 Uhr.“

Berlin Wintersemester 1837/38: „*Criminalprozeß*, Hr. Prof. Heffter viermal von 10–11 Uhr“.

Bemerkungen: Adolf Julius Mannkopff, preußischer Kammergerichtsrat. Zu Heffter siehe **Nr. 125**.

- 95 Procès porté devant la Cour d'assises du Brabant méridional contre L. de Potter, F. Tielemans, A. Barthels [et al.] accusés d'avoir excité directement à un complot ayant pour but de changer ou de détruire le gouvernement du royaume des Pays-Bas. 2 Vol. Bruxelles: Chez Brest van Kempen 1830.**

Siehe auch die deutsche Übersetzung:

Der Prozess der Herren de Potter, Tielemans, Barthels, de Nève, Coché-Mommsens und Van der Straeten. In der Kürze dargestellt u. mit Anmerkungen versehen. Haag: Hartmann 1830.

Nachlassverzeichnis: 180.) [...] Procès contres de Potter

Bemerkungen: Louis Joseph Antoine de Potter (1786–1859) belgischer Politiker, der 1828 verurteilt und erneut 1830 zu achtjähriger Verbannung abgeurteilt wurde. Siehe MKL Bd. 13 (Anm. 19). S. 295.

Siehe auch **Nr. 118**. Karl Marx besaß laut der Daniels-Liste (Anm. 17). S. 219: „Potter: De la révolution à faire“. Gemeint ist: De la révolution à faire, d'après l'expérience des révolutions avortées par de Potter, Belge. Paris: Librairie L'advocat 1831 [Standorte Sächsische Landesbibliothek Staats- und Universitätsbibliothek, Dresden und Württembergische Landesbibliothek, Stuttgart und Universität Tübingen – Universitätsbibliothek].

Potter wird erwähnt in MEGA® IV/2.

[Vielleicht diese Ausgabe:] **[Pufendorf, Samuel:] Crull, Jodocus: Des Freyherrn von Pufendorff Einleitung in die Historie der vornehmsten Europäischen Staaten / Johann Daniel Olenschlager Theil 4: Vierter Theil Zu Herrn Samuel, Freyherrns von Puffendorff, Einleitung Zu der Historie der vornehmsten Reiche und Staaten von Asia, Africa und America; Die 5. Aufl. durchaus verb. und biß auf gegenwärtige Zeiten fortgesetzt welche nach dessen Methode ein gelehrter Engelländer kürztlich abhandelt und beschrieben. Anjetzo Aus dem Englischen ins Hoch-Teutsche übers. von C. J. W[ilke]. Franckfurt; Leipzig: Knoch und EBlinger 1709–1715. [weitere Ausgaben 1733–1733]** **96**

Nachlassverzeichnis: 181.) [...] Puffendorff, Historie, drei Bände

Bemerkungen: Samuel Pufendorf (1632–1694) deutscher Jurist und Historiker. Siehe Kleinheyer/Schröder (Anm. 6). S. 335ff. Stolleis (Anm. 6). S. 506/507.

Répertoire général du théâtre français. Composé des tragédies, comédies et drames des auteurs du 1. et du 2. ordre restés au théâtre français avec une table gén. théâtre du premier ordre, Réimpr. de l'éd. De. Vol. 1–38. Paris: Dabo 1818–1825. Vol. 12–24 [u.d.T.:] Suite du répertoire du théâtre français; Vol. 25–33 [u.d.T. Fin du] répertoire du théâtre français; Vol. 34–38 [u.d.T.:] Chefs-d'œuvre du répertoire des mélodrames du théâtre français. **97**

Nachlassverzeichnis: 197.) Repertoire du Theatre français, dreißig acht Bände

Titel verzeichnet: Daniels-Liste (Anm. 17). S. 223: „Racine: Œuvres. 4 Bdchen“ und „Corneille: Œuvres. 5 Bdchen“.

Bemerkungen: Die erste Serie enthält Werke von Jean Baptiste Racine (1639–1699) und Pierre Corneille (1606–1684) in je 5 Bänden.

Vermutlich erbte Marx diese Bücher von seinem Vater.

Titel erwähnt/zitiert: Zitiert MEGA® I/25, IV/5, IV/12.

- 98** **Rheinisches Conversations-Lexicon oder encyclopädisches Handwörterbuch für gebildete Stände. Herausgegeben von einer Gesellschaft rheinländischer Gelehrten in 12 Bänden. Köln a. Rhein, Bonn: Comptior für Kunst und Literatur. Christian Wergen 1826[ff].**

Nachlassverzeichnis: 203.) Conversations-Lexikon, zwölf Bände

- 99** **Rive, Joseph Christian H[ermann]: Ueber die Aufhebung der Fideicommisses, als Folge der Einführung des Französischen Civil-Gesetzbuches. Eine juristische Untersuchung. Köln: Johann Peter Bachem 1822. [StUBK (Anm. 17), Signatur Fh50]**

Nachlassverzeichnis: 185.) [...] Rive über Fidei Commisse

Bemerkungen: Siehe auch MKL Bd. 6 (Anm. 19). S. 245/246 zum Thema „Fideikommiss“. Rive war Appellationsgerichtsrat in Köln.

- 100** **Rotteck, Karl [Wenzeslaus Rodeckher] von: Allgemeine Geschichte vom Anfang der historischen Kenntniß bis auf unsere Zeiten. Für denkende Geschichtsfreunde bearb. von Karl von Rotteck. 9 Bde. Freiburg: Herder 1812–1827. [Bibliothek des RWVA Köln, Signatur A 315–BK]**

Nachlassverzeichnis: 202.) [...] Rottecks geschichtliche Werke

Bemerkungen: Im Verzeichnis von verschollenen Büchern aus den Bibliotheken von Marx und Engels ist von Rotteck folgender Titel angegeben: „Staats-Lexikon oder Encyclopaedie der Staatswissenschaften. Hrsg. von Carl von Rotteck u. Carl Welcker. Bd. 1–18. – Altona 1836–1846.“ (SPD-Bibl., 33904–33921) (siehe Beiträge zur Marx-Engels-Forschung. Berlin. H. 8. 1981. S. 189, Nr. 804).

Rottecks Geschichtswerk wurde bis „1875 in 300.000 Exemplaren in Deutschland und den USA verbreitet“ (Demokratische Wege (Anm. 19). S. 533). – Karl Wenzeslaus Rodeckher von Rotteck (1775–1840) deutscher Historiker. Siehe Kleinheyer/Schröder (Anm. 6). S. 349ff.

Möglicherweise erbte Marx dieses Werk.

Titel erwähnt/zitiert: MEGA[®] I/11, I/18, III/4, III/9, III/13, MEW 5, 6.

- 101** **[Rudler, François Joseph:] Recueil des règlements et arrêtés émanés du Commissaire du gouvernement dans les quatre nouveaux départements de la rive gauche du Rhin contenant les lois, ordonnances, édits, déclarations, arrêtés du Directoire exécutif, décisions des ministres et instructions, publiés dans ces départements depuis le 14 brumaire an VI [4 novembre 1797] jusqu'au 1er vendémiaire an VIII [23 septembre 1799] [Nebentitel] Sammlung der Verordnungen und Beschlüsse erlassen durch den Regierungskommissar in den neuen Departementen des linken Rhein Ufers einhalten. Tome 1–12. Strasbourg an VII et VIII [1799/1800].**

Nachlassverzeichnis: 150.) Bulletins des Reglements, von Rudler, fünfzehn Bände

Bemerkungen: François Joseph Rudler (1736–1812). „Das Direktorium beauftragte den Elsässer Franz-Josef (François-Joseph) Rudler mit dieser Aufgabe und ernannte ihn zum

„Generalregierungskommissar aller eroberten Länder zwischen Maas und Rhein und Rhein und Mosel“. Rudler war zuvor Richter am Kassationsgerichtshof in Paris. Seine Einteilung in vier Departements behielt bis zum Ende der Franzosenzeit und teilweise darüber hinaus Bestand.“ (www.netzwelt.de/lexikon/Departement Donnersberg.html.)

Rudler, F[rançois] J[oseph]: Recueil de règlements pour les pays d'entre Meuse et Rhin, et Rhin et Moselle. publ. par le Commissaire du Gouvernement F. J. Rudler / Sammlung der Verordnungen für die Länder zwischen Maas und Rhein, und Rhein und Mosel, bekannt gemacht von dem Regierungs-Kommissär F. J. Rudler, Mayence: Crass 1798 [Bd. 1.] Ordre administratif. Suite de l'ordre administratif. 1798 [Bd. 2:] Dépenses administratives et judiciaires. 1798 [Bd. 3:] Suite de l'ordre judiciaire en matière civile. 1798 [Bd. 4:] Règlement sur l'état civil des citoyens. 1798 [Bd. 5:] Ordre judiciaire en police simple, police correction et matière criminelle. 1798 [Bd. 6:] Suite du règlement sur les contributions directes. 1798 [Bd. 7:] Règlements concernant la suppression des droits féodaux. 1798 [Bd. 8:] Sur le régime hypothécaire. 1798 [Bd. 9:] Règlement concernant les successions. 1798. 102

Nachlassverzeichnis: 195.) [...] drei Bände, von Rudler'schen Verordnungen

Bemerkungen: Dieser und der vorige Titel zeugen u. a. davon, dass Heinrich Marx sich schon vor seinem Studium 1812/13 mit der Rechtssprechnung intensiv beschäftigte.

[Runde, Justus Friedrich:] Grundsätze des allgemeinen deutschen Privatrechts von D. Justus Friedrich Runde. Hofrath und Professor der Rechte zu Göttingen. Göttingen: J. Chr. Dieterich 1791. [StUBK (Anm. 17), Signatur MEVI6540 GBXIII709 auch Auflagen von 1801, 1821 und 1824 vorhanden] 103

8. Auflage u.d.T.:

Grundsätze des gemeinen deutschen Privatrechts. Göttingen: Dieterich 1829. [Reprint 6. Aufl. Keip Verlag]

Nachlassverzeichnis: 170.) Runde, Deutsches Privatrecht

Bemerkungen: Welche Ausgabe Heinrich Marx besaß ist nicht bekannt. 100 Jahre BGB (Anm. 19). S. 38: „dem erfolgreichsten Lehrbuch zum Deutschen Privatrecht um die Jahrhundertwende“. – Justus Friedrich Runde (1741–1807) deutscher Jurist.

[Vielleicht:] [Sault, Nicolas du:] Œuvres spirituelles du p. Nicolas du Sault de la compagnie de Jésus, divisées en deux tomes, et en divers traitez, dont plusieurs n'avoient point encore paru, les autres ont esté rev. et augm. par l'auteur, Paris 1651: [Drucker] Sebastian & Gabriel Cramoisy. 104

Nachlassverzeichnis: 204.) Œuvres de Sault foi [?], sechs Bände

Bemerkungen: Ich habe nur diesen unähnlichen Titel ermittelt. Er besteht aus nur einem Band bzw. zwei Teilen.

105 Savigny, Friedrich Carl von: Das Recht des Besitzes. Eine civilistische Abhandlung. 3. verm. u. verb. Aufl., Gießen: Heyer 1818.

Oder:

Savigny, Friedrich Carl: Das Recht des Besitzes. Eine civilistische Abhandlung von Dr. Friedrich Carl von Savigny. Fünfte, verm. u. verb. Aufl. Gießen: Heyer 1827. [StUBK (Anm. 17) Signatur MEVI2495 und Fc7+5]
Oder andere Auflage.

Nachlassverzeichnis: 164.) Savigny, Das Recht des Besitzes

Vorlesung: Marx hörte als Student Vorlesungen bei Savigny: Berlin Wintersemester 1836/37: „Pandecten liest Hr. Prof. v. Savigny von 9–11 Uhr“.

Bemerkungen: Im Verzeichnis verschollener Bücher aus den Bibliotheken von Marx und Engels ist folgendes Werk von Savigny enthalten: „Savigny, Friedrich Carl von: Vom Beruf unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft. 2., verm. Aufl. – Heidelberg 1828.“ (SPD-Bibl., 33572.) (Beiträge zur Marx-Engels-Forschung. Berlin. H. 12. 1982. S. 82, Nr. 752.) Keine der Auflagen erschien in Heidelberg, sondern alle in Gießen. Keine Auflage erschien 1828! Die 2. Auflage, die 1806 ausgegeben wurde, war zwar nicht „vermehrt“, die „3. verm. u. verb. Auflage“ erschien 1818. Folglich kommen nur die 3. oder 5. Auflage dieses Werkes in Frage.

Bis 1837 sechs Auflagen. Friedrich Carl von Savigny (1779–1861) deutscher Jurist, Begründer der neueren Rechtsgeschichte und Rechtsdogmatik. Siehe Kleinheyder/Schröder (Anm. 6). S. 352ff. Stolleis (Anm. 6). S. 540ff. Siehe zu Savigny auch **Nr. 117**.

Marx erbt diesen Titel.

„Einen Irrthum, den ich mit dem Herren v. Savigny gemein habe, wie ich später in seinem gelehrten Werk vom Besitz gefunden“ (Marx an Heinrich Marx, 10./11. November 1837. In: MEGA[®] III/1. S. 11). „Kurz darauf trieb ich nur positive Studien, Studium des Besitzes von Savigny“ (ebenda. S. 16).

Marx hatte 1842 die Absicht, eine Kritik der historischen Rechtsschule zu schreiben. Zu seiner Auseinandersetzung mit Savigny siehe Karl Marx: Das philosophische Manifest der historischen Rechtsschule. In: MEGA[®] I/1. S. 191–198 und S. 1016 sowie Derselbe: Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. Einleitung. In: MEGA[®] I/2. S. 172 und S. 672/673.

Titel erwähnt/zitiert: MEGA[®] I/1, I/2, III/1, IV/2, IV/12.

106 Schaedel, Johann Wilhelm: Fragment zur wissenschaftlichen Erklärung d. Krieges-Artikel f. d. Unteroffiziere und gemeine Soldaten der Kgl. Preußischen Armee d. d. Königsberg d. Berlin: Mittler 1821.

Oder:

Handbuch für Militärpersonen in den Königlich-Preußischen Staaten enthaltend diejenigen Gesetze, Verfügungen, Reskripte und Bekanntmachungen, wodurch die Strafbestimmungen in den Krieges-Artikeln vom 3ten August 1808, so wie die Vorschriften der diesen Krieges-Artikeln hinzuge-

fügten Verordnung wegen der Militärstrafen erläutert und ergänzt, oder abgeändert werden hrsg. von Johann Wilhelm Schädel. Berlin: Mittler 1820.

Nachlassverzeichnis: 162.) [...] [Schaedel] desselben Kommentar zu den Kriegsartikeln
Bemerkungen: Vermutlich der zweite Titel.

Schaedel, Johann Wilhelm: Grundsätze des bei der kgl. preußischen Armee jetzt üblichen Verfahrens bei Ausübung des Strafrechts. Berlin: Mittler 1818. 107

Oder:

2. verm. Aufl. 1819.

Nachlassverzeichnis: 162.) Schaedel, Grundsätze des Strafrechts der preußischen Armee
Bemerkungen: Schaedel war „Divisionsauditeur bei der Königl. Preuss. Garde“ in Berlin. Siehe Johann Christoph Hamberger, Johann Georg Meusel: Das gelehrte Teutschland oder Lexikon der jetzt lebenden Schriftsteller. 5. Aufl., Bd. 20. Lemgo 1825. Hinweis von Erhard Kiehnbaum.

Scheller, Immanuel Johann Gerhard: Anweisung zur Erlernung, ausführliches und möglichst vollständiges Lateinisch-Deutsches und Deutsches-Lateinisches Lexicon oder Wörterbuch, zum Behufe der Erklärung der alten und Übung in der lateinischen Sprache. 3 Bde. Leipzig: Caspar Fritsch 1783–1784. 108

Nachlassverzeichnis: 182.) Schellers Lexikon, drei Bände

Bemerkungen: Nur diese Ausgabe hatte drei Bände. – Immanuel Johann Gerhard Scheller (1735–1803) deutscher Lexikograph. Siehe Faulmann (Anm. 19). S. 497.

Schiller, Friedrich von: Sämtliche Werke. Original-Ausgabe. In 18 Bänden. Wien Stuttgart u. Tübingen: Cotta 1819–1820. [Reprint Keip GmbH.] 109

Nachlassverzeichnis: 198.) [...] Schillers Werke, unvollständig, fünf Bände

Titel verzeichnet: Marx: Notizbuch von 1844–47 (Anm. 17): „60) Schiller Werke.“.

Titel verzeichnet: Daniels-Liste (Anm. 17). S. 223: „Schiller: In 18 Bden. Fehlen 2, 6, 7, 8“.

Bemerkungen: Friedrich von Schiller (1759–1805) deutscher Dichter.

Möglicherweise erbt Marx diese Bücher. Marx hatte auch Werke von Schiller aus dem Nachlass von Wilhelm Wolff geerbt (siehe Marx an Engels, 18. November 1864. In: MEGA III/13. S. 59 und S. 744).

Titel erwähnt/zitiert: MEGA[®] I/1, I/2, I/10, I/11, I/14, I/18, I/24. Marx zitierte aus Schillers Werken im „Kapital“ (siehe z. B. MEGA[®] II/8). – Weitere Erwähnungen in MEGA[®] III/4, III/5, III/7, III/10, III/13 IV/3. Siehe auch MEW 3, 5, 6.

Simon, Mathias: Manuel des Conseils de préfecture, ou Répertoire analytique des Lois, Arrêtés du Gouvernement, Décrets impériaux précédé d'un aperçu des Actes des Constitutions, contenant le tableau et l' hiérarchie des Grandes Autorités de l'Empire par Mathias Simon. 3 Vol. A Cob- 110

lantz: Chez Heriot, imprimeur de la préfecture de Rhin et Moselle 1810–1812.

Nachlassverzeichnis: 188.) [...] Simon [,] Manuel des conseils de prefecture, zwei Bände
Bemerkungen: Vermutlich ein Buch aus Heinrich Marx' Studienzeit in Koblenz.

111 Stockmann

Da als einziger Hinweis nur der Name Stockmann vorliegt, ist es nicht möglich, daraus auch nur einen vermuteten Titel zu verifizieren. Geht man von Heinrich Marx' Vorliebe für juristische Werke aus, könnte unter großem Vorbehalt auf ein Werk des Domherrn, Philologen und Professors der Rechte August Cornelius Stockmann (1751–1821) geschlossen werden; vielleicht mit folgenden Veröffentlichungen:

Stockmann, August Cornelius: Historia iurisprudentiae Romanae. Quatuor libris comprehensa. Io. Augusti Bachii. 6. ed., prioribus longe emend. Novis observationibus auxit Aug. Cornelius Stockmann. Lipsiae: Barth 1807.

Oder:

Stockmann, August Cornelius: De iure testamenti notis perscripti. Lipsia: Off. Jacobaerorum e 1781.

Bleibt man bei der Annahme mit den vorrangig juristischen Texten und nimmt noch einen Übertragungsfehler des Namens Stockmann in das Nachlassverzeichnis an, käme vielleicht noch der belgische Jurist Pieter Stockmans (1608–1671) in Frage.

Nachlassverzeichnis: 185.) [...] Stockmann

112 [Vielleicht diese Ausgabe:] Struve, Georg Adam: Evolutiones controversiarum in Syntagmate juris civilis comprehensarum, nec non resolutiones dubiorum et textuum obstantium ibi allegatorum. Editio quinta prioribus auctior et correctior. 4 Bde. Jenae 1696.

Nachlassverzeichnis: 188.) [...] Struwens Nebenstände, vier Bände

Bemerkungen: Georg Adam Struv(e) (1619–1692) deutscher Jurist, Hauptgebiet Zivilrecht. Siehe Kleinheyer/Schröder (Anm. 6). S. 513/514.

113 [Vermutlich einer dieser Bände:] Stunden der Andacht zur Beförderung wahren Christenthums und häuslicher Gottesverehrung [hrsg. von Heinrich Zschokke u. Georg Keller]. Aarau: Sauerländer 1809–1816 [erschienen: 1.1809 – 8.1816; Forts. 1.1832 – 4.1833(?)].

Nachlassverzeichnis: 205.) Stunden der Andacht, zwei Bände

Bemerkungen: Das Buch erschien anonym. Verfasser ermittelt nach MKL Bd. 5. S. 720. Der Verfasser ist Johann Heinrich Daniel Zschokke (1771–1848) deutscher Schriftsteller. MKL Bd. 16 (Anm. 18). S. 971/972: „Das verbreitetste (über 30 Auflagen) und wirksamste aller seiner Werke aber, [...] sind seine ‚Stunden der Andacht‘ [...], der vollkommenste Ausdruck des modernen Nationalismus.“

[Vermutlich:] **Tasso, Torquato: La Gerusalemme liberata, Parigi: Lefevre 1838.** 114

Oder:

Tasso, Torquato: Befreites Jerusalem, Bd. 1.2. 1822. [StUBK (Anm. 17), Signatur 11B3055 1/2]

Oder:

La Gerusalemme liberata di Torquato Tasso, Bassano: Remondini 1779.

Nachlassverzeichnis: 201.) [...] Befreites Jerusalem von Tasso, drei Bände

Titel verzeichnet: Daniels-Liste (Anm. 17). S. 223: „Tasso, Torquato: La Gierusalemme Liberata. 2 Bdchen“.

Bemerkungen: Torquato Tasso (1544–1595) italienischer Dichter.

 Vermutlich erbt Marx dieses Werk.

Titel erwähnt/zitiert: MEGA[®] IV/5.

[Vermutlich:] [**Terlinden, Reinhard Friedrich:**] **Versuch einer praktischen Anleitung zum Dekretiren und Expediren für angehende Decernenten und Gerichtsaktuarien bey den Untergerichten nach den Grundsätzen der Allgemeinen Gerichtsordnung für die Preuß. Staaten und den neuern Preuß. Gesetze nebst beigefügten Formularen von R. F. Terlinden. 2., verm. u. neu umgearb. Ausg. 2 Bde. Halle im Magdeburgischen: Renger 1805.** 115

Oder:

Terlinden, Reinhard Friedrich: Theoretisch-praktische Erläuterung der französischen Criminal-Prozeßordnung über die gerichtliche Polizei und das gerichtliche Verfahren der Polizei-Gerichte und Korrektionstribunäle. Leipzig: Büschler in Elberfeld 1813.

Oder:

Terlinden, Reinhard Friedrich: Systematische Darstellung der Rechtslehre von der Gemeinschaft der Güter unter Eheleuten nach Anleitung des Napoleonischen Gesetzbuches. Münster u. a.: Waldeck 1810.

Nachlassverzeichnis: 167.) [...] Talinden [sic!] gesammelte Aufsätze

Bemerkungen: Unter „Talinden“ oder „Telinden“ fand ich keinen Autor! Zu Terlinden keinen Titel „gesammelte Aufsätze“! Deshalb ist vermutlich eines dieser Werke gemeint, wahrscheinlich der erste Titel.

Reinhard Friedrich Terlinden (1750–1818) schrieb u. a. das beste und bedeutendste Lehrbuch zum französischen Kriminalprozeß. Er war Kriminalrat zu Cleve, Hanau und Hamm (siehe Feuerbach. Kant. Savigny. Hegel. Philosophie – Geschichte – Rechtsphilosophie und die Entwicklung des deutschen Kriminalrechts im 19. Jahrhundert. Bibliothek des deutschen Strafrechts. Reprintkatalog, Keip Verlag, Goldbach 2001. S. 35). Reinhard Friedrich Terlinden: Theoretisch-praktische Erläuterung der französischen Criminal-Prozeßordnung über die gerichtliche Polizei und das gerichtliche Verfahren der Polizei-Gerichte und Korrektionstribunäle. Leipzig: Büschler in Elberfeld 1813. Siehe auch **Nr. 116**.

Heinrich Marx war Vereidigter Gerichtsübersetzer in Osnabrück und Koblenz und hätte m. E. den ersten Titel gebrauchen können. Siehe Schöncke: Karl und Heinrich Marx (Anm. 4). S. 122ff.

- 116 [Vermutlich:] [Terlinden, Reinhard Friedrich:] **Grundsätze des Juden-Rechts nach den Gesetzen für die preußischen Staaten von R. F. Terlinden. Halle: Renger 1804.**

Oder:

Streckfuß, Karl: Über das Verhältniß der Juden zu den christlichen Staaten. Die Erklärungen der Stände sämmtlicher Provinzen der preußischen Monarchie über die bürgerlichen Verhältnisse der Juden. Halle: Schwetschke 1833.

Nachlassverzeichnis: 191.) [...] Judenrecht

Bemerkungen: Zu Terlinden siehe Nr. 115. – Adolf Friedrich Karl Streckfuß (1779–1844) deutscher Jurist, Mitglied des preußischen Staatsrats 1840, Übersetzer.

Heinrich Marx war jahrelang „Beigeordneter der Judenschuldenentilgungskommission zu Trier“. Siehe Schöncke: Karl und Heinrich Marx (Anm. 4). S. 166 und 180ff. Deshalb vermutlich der erste Titel.

- 117 **Thibaut, Anton Friedrich Justus: Juristische Enzyklopaedie und Methodologie zum eignen Studio für Anfänger und zum Gebrauch academischer Vorlesungen entworfen. Altona: Hammerich 1797;**

Thibaut, Anton Friedrich Justus: Beyträge zur Critik der Feuerbachs Theorie, über die Grundbegriffe des peinlichen Rechts. 2 Bde. Hamburg: Perthes 1802; („Thibaut: zur Kritik der Feuerbachschen Theorie, des peinlichen Rechts“);

Thibaut, Anton Friedrich Justus: Theorie der logischen Auslegung des römischen Rechts. 2. verm. u. verb. Ausg. Altona: Hammerich 1806;

Thibaut, Anton Friedrich Justus: System des Pandekten-Rechts. Bd. 1.2., 2. Aufl. Jena: Mauke 1803;

Thibaut, Anton Friedrich Justus: Civilistische Abhandlungen. Heidelberg: Mohr & Zimmer 1814;

Thibaut, Anton Friedrich Justus: Ueber die Nothwendigkeit eines allgemeinen bürgerlichen Rechts für Deutschland. Heidelberg: Mohr & Zimmer 1814;

Thibaut, Anton Friedrich Justus: Versuche über einzelne Theile der Theorie des Rechts. Bd. 1.2., 2. Aufl. Jena: Mauke 1817. [StUBK (Anm. 17) vorhanden]

Nachlassverzeichnis: 165.) Werke von Thibault [sic!], sechs Bände

Titel verzeichnet: Daniels-Liste (Anm. 17). S. 227: „Thibaut: zur Kritik der Feuerbachschen Theorie, des peinlichen Rechts“.

Berlin Wintersemester 1836/37: „Pandecten liest Hr. Prof. v. Savigny von 9–11 Uhr“.

Bemerkungen: Eine sechsbändige Ausgabe Thibauts gab es nicht, wenn man von den Bänden 6–23 des *Archivs für zivilistische Praxis. Heidelberg 1823–1840* absieht.

Anton Friedrich Justus Thibaut (1772–1840) deutscher Jurist, trat im Gegensatz zu Savigny, für ein einheitliches deutsches kodifiziertes Recht ein. Siehe Kleinheyder/Schröder (Anm. 6). S. 420ff. und Stolleis (Anm. 6). S. 610ff.

Marx erbt mindestens ein Werk davon.

Titel erwähnt/zitiert: „Nun durfte und sollte die Poesie nur Begleitung sein; ich mußte Jurisprudenz studieren und fühlte vor allem Drang, mit der Philosophie zu ringen. Beides wurde so verbunden, daß ich theils Heineccius, Thibaut und die Quellen rein unkritisch, nur schülerhaft durchnahm, so z. B. die zwei ersten Pandektenbücher ins Deutsche über- setzte, theils eine Rechtsphilosophie durch das Gebiet des Rechts durchzuführen suchte.“ (Marx an Heinrich Marx, 10./11. November 1837. In: MEGA[®] III/1. S. 10.) – IV/5.

[Sonst nur zu finden:] **[Tielemans], [Jean-] François, Lettre à M. Van Maanen sur la responsabilité ministérielle. Bruxelles: impr. de J. Coché-Mommens 1829.** 118

Nachlassverzeichnis: 199.) Lettres de Tielemans à Pottre

Bemerkungen: Siehe Nr. 95. “Includes letters from Tielemans to De Potter and other correspondence of the accused.”

Jean-François Tielemans, 1830 Mitglied der belgischen provisorischen Regierung, 1846–1861 „Doyens de Université Libre de Bruxelles“.

[Vermutlich:] **Topographische Carte von dem Königlich Preußischen Regierungs-Bezirk Trier in zwölf Kreise eingetheilt. Trier: Christoph Hawich 1825.** 119

Nachlassverzeichnis: 208.) Landkarte des Regierungsbezirks Trier

[Tornaco] 120

Nachlassverzeichnis: 185.) [...] Decisconu affaire Tornaco [?]

Bemerkungen: Möglicherweise ist Baron Victor de Tornaco (1805–1875) Luxemburger Ministerpräsident 1864–1867 gemeint. «Dient nog vermeld te worden de inzet van de Limburgse Partizanen eind december 1831 in het deel van Luxemburg dat door koning Willem, die de Verbondenen hadden herkend als groothertog van dit land, werd geregeerd. Om Willem te steunen hadden de baronnen van Tornaco ongeregelde bendes naar daar gestuurd, die zich al spoedig meester maakten van de kassen der ontvangers en de wapens van de Burgerwacht en talrijke plunderingen bedreven. Capiaumont en zijn troepen, tezamen met andere Belgische detachementen herstelden er vlug de orde.» (www.geocities.com/belgianarmypre1914/karabinier.html) sowie «procès de Tornaco – de Lannoy, Clervaux» [FD 100 Fonds Jules Vannérus] (www.an.etat.lu/fonds-divers/fonds-divers.htm)

Velleius Paterculus novissime recognitus emendatus et illustratus. Praemittuntur Henrici Dodwelli Ananles Velleiani. Studiis Societatis Bipontinae. Ed. Acurata. Biponti 1780. [StUBK (Anm. 17) Signatur S18/23226] 121

Nachlassverzeichnis: 179.) Velleius Paterculus

Titel verzeichnet: Verzeichnis römischer Autoren (Anm. 17): „1) *Vellejus Paterculus* Bipontini. 1 Vol.“.

Titel verzeichnet: Marx: Notizbuch von 1844–47 (Anm. 17): „72) *Vellejus Paterculus*.“.

Titel verzeichnet: Daniels-Liste (Anm. 17), S. 222: „Velleius Paterculus. Bipontiner Ausg.“.

Bemerkungen: Gaius Velleius Paterculus (20 oder 19 v. Chr. bis nach 31 n. Chr.) römischer Historiker.

Es ist m. E. offensichtlich, dass Marx dieses Buch von seinem Vater erbte.
Titel erwähnt/zitiert: MEGA[®] IV/3, IV/5.

- 122 Voet, Iohannis: Commentarius ad Pandectas. In quo, paeter Romnani juris principia ac controversiae illustriores, jus etiam hodiernum et praecipue fori quaestiones excutiuntur, editio secunda, 2 Vol. Hagae- Comitum: apud Abrahamum de Hondt 1707.** [zahlreiche weitere Auflagen]

Nachlassverzeichnis: 195.) Voet ad Pandectas, zweiter Band

Bemerkungen: Johannes Voet (1647–1713) niederländischer Jurist. Vertreter des „Usus modernus“, sein „Pandektenkommentar, der etwa hundert Jahre lang zu den Standardwerken des gemeinen Rechts in Europa gehörte“, begründete seinen Ruhm. Siehe Kleinheyer/Schröder (Anm. 6). S. 440/441.

- 123 [Vermutlich:] Voltaire: Annales de L’Empire Depuis Charlemagne. Se débitent à Genève: Chez les Frères Cramer 1754 [oder eine andere Auflage].** [StUBK (Anm. 17), Signatur WBIII+4/15–1]

Nachlassverzeichnis: 180.) [...] Annales de Charlemagne

Bemerkungen: Voltaire (eigtl. François Marie Arouet) (1694–1778) französischer Philosoph und Historiker.

Marx erwähnt mehrfach Voltaires Werke, so im „Kapital“ (siehe z. B. MEGA[®] II/8), siehe auch MEGA[®] I/1, I/2, I/10, I/11, I/13, III/1, III/7, III/11, IV/1, IV/2, IV/7.

- 124 [Vermutlich:] Wailly, [Noël François] De: Principes Généraux et Particuliers de la Langue Française. Confirmés par des Exemples choisis, instructifs, agréables, & tirés des bons Auteurs. Avec des Remarques sur les Lettres, la Prononciation, la Prosodie. Par M. De Wailly. Maître ès Arts & honoraire de l’Académie des Sciences, Belles-Lettres & Arts d’Amiens. Nouvelle Ed. Revue Et considérablement augmentée. Paris: Schwickert [u. a.] 1802.**

Nachlassverzeichnis: 183.) [...] Prononciation de la langue française

Bemerkungen: Noël François De Wailly (1724–1801) französischer Grammatiker und Lexikograph.

- 125 Weber, Adolph Dietrich: Ueber die Verbindlichkeit zur Beweisführung im Civilprozess. Halle: Renger 1805.**

Oder zweite Ausgabe u.d.T.:

Weber, Adolph Dietrich: Ueber die Verbindlichkeit zur Beweisführung im Civilprozess mit Anmerkungen und Zusätzen von August Wilhelm Heffter. Halle: Renger 1832.

Nachlassverzeichnis: 157.) Weber, Von der Beweisführung

Bemerkungen: Adolph Dietrich Weber (1753–1817) deutscher Jurist für Zivilrecht, Professor in Kiel und Rostock. August Wilhelm Heffter (1796–1880) deutscher Jurist, beeinflusste die zeitgenössische Strafrechtspraxis, Professor von Marx in Berlin. Siehe MKL Bd. 8 (Anm. 19). S. 277.

- [Wissenbach, Johannes Jacob:] Iohannis Iacobi Wissenbachii Disputationes juris civilis. Ad calcem adjectae sunt contradictiones juris canonici. Franekerae 1648. 126**

Spätere Ausgaben u.d.T.:

- Johannis Jacobi Wissenbachii Disputationes ad instituta imperialia, hac ultima editione propè triente auctiores ... Franekerae: 1700**

Nachlassverzeichnis: 172.) [...] Wissenbach, Disputationes

Bemerkungen: Johannes Jacobus Wissenbach (1607–1665) deutscher Jurist publizierte zu den Digesten und Codex. Siehe Stolleis (Anm. 6). S. 655/656.

- Wollaston, William: The religion of nature delineated. To which is added a general account of the life, character, and writings of the author, also a translation of the notes into English by John Clarke, 8th Ed. London: Knapton 1738. 127**

Nachlassverzeichnis: 181.) The religion of nature

Bemerkungen: Die erste Auflage erschien 1724 anonym. Chambers's Biographical Dictionary (Anm. 19). S. 980: "Wollastone, William (1659–1724) author of the Religion of Nature, born at Coton near Stafford, studied at Sidney Sussex, Cambridge, took orders in 1681, and in 1682 became assistant-master at Birmingham, but in 1688 inherited an ample estate. The one forgotten work by which he is remembered was printed in 1722 for private circulation, but soon reached an issue of over 10,000 copies. It is a development of Samuel Clarke's system, its conclusions optimistic. See Life prefixed to 6th.[sic!] ed. (1738)".

- Zeiller, Franz von: Commentar über das allgemeine bürgerliche Gesetzbuch für die gesammten Deutschen Erbländer der österreichischen Monarchie. 6 Bde. Wien u. Triest: J. Geistinger 1811–1813. 128**

Nachlassverzeichnis: 167.) [...] Zeillers Kommentar über das österreichische Gesetzbuch

Bemerkungen: Franz Anton Edler von Zeiller (1751–1828) österreichischer Jurist, Mitautor des Allgemeinen Bürgerlichen Gesetzbuchs für die deutschen Erbländer der österreichischen Monarchie von 1811 (ABGB). Siehe Kleinheyder/Schröder (Anm. 6). S. 459ff. und DBE Bd. 10 (Anm. 19). S. 631, würdigte dieses Werk: „galt lange Zeit als verbindlich“.

- Zimmermann, E. A. W.: Die Erde und ihre Bewohner nach den neuesten Entdeckungen. Ein Lesebuch für Geographie, Völkerkunde, Produktentlehre und den Handel. 5 Bde. Leipzig: Macklot 1810–1813. 129**
Oder andere Auflage.

Nachlassverzeichnis: 201.) Zimmermann, Die Erde und ihre Bewohner, drei Bände, unkomplet

Bemerkungen: Eberhard August Wilhelm von Zimmermann (1743–1815) deutscher Geograph, Naturhistoriker und Philosoph. Siehe MKL Bd. 16 (Anm. 19). S. 907.

Georg Weerth als Redakteur
der „Neuen Rheinischen Zeitung“
Notwendige Autorschaftskorrekturen
in Vorbereitung der MEGA[®]-Bände I/7–I/9

François Melis

Die MEGA[®]-Bände I/7–I/9 werden die Arbeiten von Karl Marx und Friedrich Engels während der Revolutionszeit von 1848/49 enthalten; es sind dies fast ausschließlich in der „Neuen Rheinischen Zeitung“ (NRhZ) erschienene Artikel. Mit Ausnahme der Feuilletons und Gedichte trägt keiner der Beiträge eine Angabe zum Verfasser. Lediglich für 38 Artikel und Erklärungen – von 535 gegenwärtig zu edierenden – gibt es direkte Belege der Autorschaft von Marx oder Engels, sei es durch Unterschriftsleistung, persönliche Äußerungen oder durch die von Zeitgenossen. Bei der überwiegenden Anzahl muss der Verfasser somit indirekt nachgewiesen werden.

Die Spezifik dieser drei Bände – bezogen auf die Autorschaftsprobleme – ist durch folgende Sachverhalte gekennzeichnet: *Erstens* stehen wir vor der einmaligen Konstellation, dass Marx und Engels nicht nur Mitarbeiter einer Zeitung waren oder, wie Marx, leitender Redakteur, sondern dass Herausgabe *und* Redaktion eines Blattes ausschließlich in ihren Händen lagen.¹ Da im Statut der „Neuen Rheinischen Zeitungs-Gesellschaft“ keine Bestimmung aufgenommen wurde, die dem Aufsichtsrat wie auch dem Geschäftsführer das Entscheidungsrecht auf den Inhalt des Blattes ermöglichten² – im Gegensatz zum Statut der „Rheinischen Zeitungs-Gesellschaft“ – sicherte sich Marx die Unabhängigkeit in bezug auf die politische Richtung des Blattes. Das hatte zur

¹ Siehe Editha Nagl: Zur Edition der „Neuen Rheinischen Zeitung“ in den MEGA-Bänden I/7 bis I/9. In: Beiträge zur Marx-Engels-Forschung. Berlin. H. 22. 1987. S. 132/133.

² Gerhard Becker: Das Statut der „Neuen Rheinischen Zeitungs-Gesellschaft“. In: Zur Genesis der „Neuen Rheinischen Zeitung“ – Der Prospekt und das Statut. In: Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung. Berlin. H. 4. 1970. S. 585; Abdruck des Statuts S. 590ff.

Folge, dass er und Engels nicht nur Artikel verfassten, sondern auf einen nicht geringen Teil der Beiträge ihrer Mitarbeiter, der eingegangenen Korrespondenzen, Berichte und Nachrichten Einfluss nahmen: Sie entschieden über ihre Aufnahme, sahen sie durch und bearbeiteten sie vielfach.

Zweitens wurde das Marxsche innen- und außenpolitische Programm der Zeitung von der gesamten Redaktion getragen, der acht profilierte Mitarbeiter angehörten.³ Das gemeinsame Eintreten für dieses Programm resultierte daraus, dass Marx, wie Engels später betonte⁴, mit seinem klaren Blick und seiner sicheren Haltung unter den Redakteuren eine unbestrittene Autorität besaß und somit dem Inhalt ihrer Artikel eine politische Geschlossenheit gab. Dies zeigt bereits sein rigoroser Eingriff in einem Artikel von Heinrich Bürgers schon am ersten Tag des Erscheinens der Zeitung. Dieser Umstand erschwert jedoch die Unterscheidung der Beiträge der Mitarbeiter von denen aus der Feder von Marx und Engels.

Ungünstig wirkt sich auch aus, dass 1848/49, bedingt durch die tägliche Zusammenarbeit der Redakteure, wenig briefliche Zeugnisse vorliegen, die Artikel- und Korrespondenzmanuskripte sofort vernichtet wurden, um vor Beschlagnahmung seitens der preußischen Behörden sicher zu sein, und das Rechnungsbuch der Zeitung als verschollen gilt. Die daraus resultierenden erheblichen Schwierigkeiten für Autorschaftsnachweise spiegeln sich in den vorliegenden Bänden der Marx-Engels-Werke (MEW) wider. In der über 100jährigen Editions-geschichte erfolgte bei einer nicht geringen Zahl ihrer Beiträge in der NRhZ durch die Herausgeber eine falsche bzw. differierende Zuordnung der Autoren⁵, ebenso auch in der Forschungsliteratur.⁶

³ Außer Marx und Engels arbeiteten Heinrich Bürgers, Ernst Dronke, Georg Weerth, Ferdinand Wolff, Wilhelm Wolff und ab Oktober 1848 Ferdinand Freiligrath mit.

⁴ Siehe Friedrich Engels: Marx und die „Neue Rheinische Zeitung“ 1848–1849. In: Karl Marx, Friedrich Engels: Werke (im Folgenden: MEW). Berlin 1956–1990. Bd. 21. S. 19. Das wird u. a. von Dronke bestätigt, der Engels nach einer Unstimmigkeit mit Weerth aus Paris schrieb: „Wenn der komische Weerth aber glaubt, daß ich mir von ihm gefallen lasse, was ich Marx vielleicht nicht übelnehme, so ist er im Irrthum, und ich hoffe ihm noch eines schönen Tages seine *gebührenden* Ohrfeigen zu geben.“ Ernst Dronke an Engels, 31. Januar–1. Februar 1849. In: MEGA[®] III/3. S. 188.

⁵ Beispielsweise wies Bruno Kaiser 1957 darauf hin, dass der Artikel „Die Handelslage“ in der NRhZ aus der Feder von Georg Weerth stammt, da von ihm eine Handschrift im Moskauer Institut für Marxismus-Leninismus, dem heutigen Russländischen Staatlichen Archiv für Sozial- und Politikgeschichte (RGASPI), vorliegt. Georg Weerth: Sämtliche Werke in fünf Bänden (im Folgenden: Weerth: Sämtliche Werke). Hrsg. v. Bruno Kaiser. Berlin 1956/1957. Bd. 4. S. 513. Diese Tatsache fand allerdings im 1959 erschienenen Band 6 der MEW keine Berücksichtigung, sondern der Beitrag wurde als Leitartikel Marx zugeschrieben. Siehe: Die Handelslage. In: MEW. Bd. 6. S. 326–331. Auch die Collected Works übernahmen ihn ungeprüft unter dem Titel „The State of Trade“. Karl Marx, Frederick Engels: Collected Works (im Folgenden:

Trotz der in jüngster Vergangenheit vorgelegten subtilen Autorschaftsanalysen zeigt sich jetzt erneut, dass für mindestens weitere 17 Artikel bislang eine falsche Zuordnung zu Marx bzw. Engels erfolgte. Es soll im Folgenden nachgewiesen werden, dass sie mit hoher Wahrscheinlichkeit aus der Feder von Georg Weerth stammen. In der Konsequenz werden sie damit keine Aufnahme in die Bände I/7 und I/8 der MEGA[®] finden.

Über 155 Jahre galt die tradierte Auffassung, dass Weerth vorrangig das Feuilleton der NRhZ bestritten hat. Nicht ganz unschuldig an diesem einseitigen Konstrukt ist Engels. Als er nach Marx' Tod in dessen Nachlass Weerths „Handwerksburschenlied“ fand, schrieb er für den illegalen „Sozialdemokrat“ einen verspäteten Nekrolog auf den Freund. Zu dessen Arbeit an der NRhZ fand er überschwängliche Worte: „Weerth übernahm das Feuilleton, und ich bezweifle, ob je eine andere Zeitung ein so lustiges und schneidiges Feuilleton hatte.“⁷ Über Weerths weitere Mitarbeit an dem Blatt machte Engels keine Andeutung. In der Folgezeit behielten deshalb, von Ausnahmen abgesehen⁸, zwei Genres alleinige Gültigkeit für die Orientierung auf Weerths literarisches Werk: seine Gedichte und seine Feuilletons.⁹ Das änderte sich auch in den 1990er Jahren nicht, als die wissenschaftliche Beschäftigung mit Weerths Œuvre auf zwei Kolloquien¹⁰ einen vorläufigen Höhepunkt erreichte.

MECW). Vol. 9. Moscow 1977. S. 3–8. Dagegen wurde ohne Angaben von Gründen der von Marx verfasste Artikel „Das Budget der Vereinigten Staaten und das christlich-germanische“ nicht mehr in diese Edition aufgenommen.

⁶ So bemerkten Gerhard Becker und Walter Schmidt, dass Marx' Autorschaft für die in MEW, Bd. 6, abgedruckten Artikel „Die Taten des Hauses Hohenzollern“, „Die neue preußische Verfassung“, „Das Blutgesetz in Düsseldorf“ und „[Neuer preußischer Fußtritt für die Frankfurter]“ anzuzweifeln sei, da Marx sich zum Zeitpunkt der Publikation auf Reisen befunden habe. Wahrscheinlich – so Schmidt – sind die drei letztgenannten Artikel aus der Feder von Wilhelm Wolff. Engels nahm in der fraglichen Zeit ihrer Veröffentlichung an den Kämpfen der Reichsverfassungskampagne in Elberfeld teil. Siehe Gerhard Becker: Marx und Engels in Köln 1848/49. Berlin 1963 S. 270/271; Walter Schmidt: Wilhelm Wolff. Kampfgefährte und Freund von Marx und Engels. 1846–1864. Berlin 1979. S. 221, 383, Anm. 152, 428.

⁷ Friedrich Engels: [Georg Weerth, der erste und bedeutendste Dichter des deutschen Proletariats]. In: MEW. Bd. 21. S. 6.

⁸ Das bereits erwähnte von Kaiser herausgegebene Œuvre Weerths in fünf Bänden.

⁹ So auch die biographischen Angaben zu Weerth in der vorgelegten Dokumentation: Association Démocratique, ayant pour but l'union et la fraternité de tous les peuples. Eine frühe internationale demokratische Vereinigung in Brüssel 1847–1848 (im Folgenden: AD). Hrsg. v. Bert Andréas (†), Jacques Grandjonc (†) u. Hans Pelger. Bearbeitet v. Helmut Elsner u. Elisabeth Neu. Trier 2004. (Schriften aus dem Karl-Marx-Haus Trier. 44.) S. 184: „Dichter, Handlungsreisender.“ Damit bleibt die Breite seines Œuvres – Aufsätze, Romanentwürfe, Artikel und Feuilletons für die „Kölnische Zeitung“ und „Deutsche Zeitung“ sowie Reisebeschreibungen – unberücksichtigt.

¹⁰ Georg Weerth (1822–1856). Referat des I. Internationalen Georg Weerth-Colloquiums 1992.

In den Folgejahren stellten jedoch Bernd Füllner und der Verfasser insgesamt 16 Beiträge von Weerth im politischen Teil der NRhZ vor¹¹, die unter den Länderrubriken „Französische Republik“, „Großbritannien“ und „Belgien“ erschienen waren. Aus diesem Tatbestand zogen sie die Schlussfolgerung, dass das bisher in der Forschung tradierte Bild von Weerth als „Feuilletonchef“ der NRhZ in dieser Einseitigkeit nicht mehr bestehen bleiben kann.¹² Aufgrund der systematischen Durchsicht der „Großbritannien“-Rubrik konnte die Erkenntnis gewonnen werden, dass Weerth die Gesamtverantwortung der Berichterstattung für diese Länderrubrik bis zum Eintritt von Ferdinand Freiligrath in die Redaktion besaß.¹³ Unter dem Blickwinkel dieser Forschungsergebnisse und nach der Identifizierung von annähernd 150 Weerth-Beiträgen war eine grundlegende Neubewertung seiner Tätigkeit in der Zeitung unerlässlich. Das Resultat lautet: Der Schwerpunkt von Weerths journalistischer Arbeit lag im politischen Teil der NRhZ. Zugleich hat er das Feuilleton des Marxschen Blattes entscheidend mitgeprägt.

Diese These wird dadurch erhärtet, dass Weerth auch die Rubrik „Belgien“ federführend übernommen und auch die bisher Engels zugeschriebene Artikelserie „Affäre Risquons-Tout“ verfasst hat. Dies ist das Ergebnis der erneuten Analyse sämtlicher in bisherigen Editionen und durch die Forschung Marx und Engels zugeschriebener Artikel im Rahmen der Editionsarbeiten an den MEGA[®]-Bänden I/7 bis I/9.

Hrsg. v. Michael Vogt in Verbindung mit Werner Broer u. Detlev Kopp. Bielefeld 1993; Georg Weerth und das Feuilleton der „Neuen Rheinischen Zeitung“. Kolloquium zum 175. Geburtstag am 14./15. Februar 1997 in Detmold. Hrsg. v. Michael Vogt (Vormärz-Studien II.) Bielefeld 1999.

¹¹ François Melis: „Ja, das ist er, wie er lebte und lebte; wie er auf der Rheinischen Zeitung am Redactionstische neben mir saß ...“. Eine andere Sicht auf Georg Weerths Wirken für die „Neue Rheinische Zeitung“. In: Grabbe-Jahrbuch 2000/2001. Hrsg. v. Friedrich Bratvogel in Zusammenarbeit mit Fritz U. Krause u. Kurt Roessler. Detmold 2001. S. 381–384; Bernd Füllner, François Melis: „Du hast dich bisher so freundlich für mich bezeugt ...“. Zwei Briefe von August Hermann Ewerbeck an Georg Weerth aus dem Revolutionsjahr 1849. In: Goethe im Vormärz. Forum Vormärz Forschung. Jahrbuch 2003. Hrsg. v. Detlev Kopp u. Hans-Martin Kruckis. Bielefeld 2004. S. 327–330.

¹² Ebenda. S. 327.

¹³ Siehe François Melis: Georg Weerth in neuer Sicht: Großbritannien-Berichterstatter und Feuilletonist der „Neuen Rheinischen Zeitung“. In: Grabbe-Jahrbuch 2004. Hrsg. v. Kurt Roessler u. Peter Schütz. Bielefeld 2005. S. 176–203.

Die Artikelserie über den Prozess „Affäre Risquons-Tout“¹⁴

Jacques Grandjonec und Hans Pelger veröffentlichten im Jahr 2000 eine kommentierte Dokumentation der dreizehnteiligen Artikelserie „Affäre Risquons-Tout“, die von August bis September 1848 in der NRhZ unter der Rubrik „Belgien“ erschienen war.¹⁵ Damit erweiterten und vertieften sie die Kenntnisse über einen wichtigen Aspekt der Politik des Blattes: das solidarische Bekenntnis und die Unterstützung der Redaktion für die demokratische Bewegung in Europa. Neben der Solidarität für die Arbeiter der Pariser Juniinsurrektion und für die Wiener Barrikadenkämpfer im Oktober 1848 bildet die Artikelserie die politisch bedeutsamste Parteinahme der Zeitung für die europäische Demokratie. Als Autor der „Risquons-Tout“-Serie gab Grandjonec Engels an.

Die in der Euphorie der siegreichen französischen Februarrevolution gebildete republikanische „Légion belge“ hatte von Frankreich aus Ende März 1848 versucht, auf belgisches Gebiet vorzudringen. Sie scheiterte an der schlechten Organisation, dem Verrat und der militärischen Übermacht bei Quiévrain und Mouscron in der Nähe des Weilers Risquons-Tout, von dem sich der Name der Affäre „Risquons-Tout“ ableitet.¹⁶ Dieser unbedeutende Vorfall gab der belgischen Regierung den erwünschten Anlass, die radikal-demokratische Bewegung mittels eines „Riesenprozesses“¹⁷ zu unterdrücken. Besonders gegen die internationale demokratische Organisation „Association Démocratique“ ging die belgische Regierung unter Charles Rogier rigoros vor. 32 Personen, darunter sieben Persönlichkeiten dieser Gesellschaft, die nachweislich mit der Affäre

¹⁴ Die folgenden Ausführungen stützen sich auf eine umfangreiche „Autorschaftsanalyse für den MEGA²-Band I/7 (Februar bis Oktober 1848). Analyse der 13 Beiträge der Artikelfolge ‚Affäre Risquons-Tout‘ [...] und Darlegung der Gründe für den Ausschluss aus der MEGA²“. Die Ausarbeitung liegt dem Akademienvorhaben Marx-Engels-Gesamtausgabe an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften vor. Zusammenfassend siehe François Melis: Wer schrieb die Artikelserie über den belgischen „Riesenprozess“ „Affäre Risquons-Tout“ (1848)? In: Revolution und Reform in Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert. Erster Halbbd.: Ereignisse und Prozesse. Zum 75. Geburtstag von Walter Schmidt. Hrsg. v. Helmut Bleiber u. Wolfgang Küttler. Berlin 2005. S. 125–136. Für kritische Hinweise dankt der Verf. Dr. Jürgen Herres.

¹⁵ [Jacques Grandjonec, Hans Pelger:] Die Affäre Risquons-Tout und F. Engels’ „S Antwerpen“-Korrespondenz über den Prozeß in der *Neuen Rheinischen Zeitung*. August–September 1848. In: Fragmente zu internationalen demokratischen Aktivitäten um 1848 (M. Bakunin, F. Engels, F. Mellinet u. a.) (im Folgenden: Grandjonec: Affäre Risquons-Tout, so auch im Text stellvertretend für die beiden Autoren). Hrsg. u. bearb. v. Helmut Elsner, Jacques Grandjonec, Elisabeth Neu und Hans Pelger. Trier 2000. (Schriften aus dem Karl-Marx-Haus Trier. 48.) S. 307–387.

¹⁶ Ausführlich Grandjonec: Affäre Risquons-Tout. S. 311–313.

¹⁷ Ebenda. S. 337.

in keiner Beziehung gestanden hatten, wurden des Komplotts gegen den Staat angeklagt. Der Prozess begann am 9. August in Antwerpen. 17 Angeklagte wurden am 30. August zum Tode verurteilt. Später wurden die Strafen in langjährige Festungshaft umgewandelt.¹⁸

Marx und Engels sowie weitere Redakteure der NRhZ¹⁹ waren aktiv an der Gründung und der Tätigkeit der „Association Démocratique“ beteiligt; ersterer wirkte als Vizepräsident. So sah es die Redaktion als ihre Parteiarbeit an, in der genannten Artikelserie die Angeklagten zu verteidigen und die zahllosen Rechtsbrüche des Staatsanwalts Charles Victor de Bavay bloßzulegen: „Wir sind stolz darauf, mehr als einen dieser ‚Verschwörer‘, die aus keinem andern Grunde zum Tode verurteilt wurden, als weil sie Demokraten sind, unsern Freund nennen zu dürfen. Und wenn die feile belgische Presse sie mit Schmutz bewirft, so wollen wir wenigstens ihre Ehre vor der deutschen Demokratie retten; wenn ihr Vaterland sie verleugnet, so wollen wir uns zu ihnen bekennen.“²⁰

Grandjonc konnte nachweisen, dass die Redaktion keinen eigenen Korrespondenten nach Antwerpen entsandt hatte, sondern für ihre Berichterstattung vor allem zwei belgische Zeitungen heranzog: „La Nation“ und „Le Moniteur Belge“.²¹ Durch das fiktive Korrespondenzzeichen „S“ und die Diktion wurde jedoch den Lesern glaubhaft gemacht, dass die Zeitung unmittelbar vor Ort aus dem Gerichtssaal berichtete.

Für Engels' Autorschaft wurden folgende Argumente angeführt:

– Der Verfasser der Serie besaß intime Kenntnis der belgischen, besonders der Brüsseler Szenerie.

– Er beurteilte die soziale Situation in Europa treffsicher; theoretische ökonomische Kenntnisse verband er mit einem lockeren, geistreichen Stil.

– Der Verfasser hielt sich noch am 27. Februar in Brüssel auf, was für Engels zutrifft. Außer Marx war noch Wilhelm Wolff zu diesem Zeitpunkt in Brüssel; dieser scheidet für Grandjonc aber aus stilistischen Gründen aus.²²

Letzteres gilt auch für Weerth, von dem zudem nicht einmal bekannt sei, ob er am 27. Februar 1848 in Brüssel anwesend war. Außerdem habe er im Zeitraum der Publikation der Serie nur einen Beitrag im Feuilleton über Louis Blanc in Belgien geschrieben.²³ So blieb er bei der Autorschaftsanalyse der 13 Beiträge außerhalb jeder Betrachtung.

¹⁸ Ebenda. S. 318–321.

¹⁹ Weerth, Ferdinand Wolff und Wilhelm Wolff. Siehe hierzu die Annotation ihrer Tätigkeit in: AD. S. 154, 159/160, 184–187.

²⁰ Friedrich Engels: Die Antwerpner Todesurteile. In: MEW. Bd. 5. S. 380.

²¹ Grandjonc: Affäre Risquons-Tout. S. 325/326.

²² Ebenda. S. 325.

²³ Ebenda. Anm. 51. Der Titel lautet exakt: Louis Blanc in Belgien und England.

*Die Arbeitsteilung in der Redaktion
während der Niederschrift der Serie*

Für die Bestimmung der Autorschaft ist zunächst die Rekonstruktion der Situation in der Kölner Redaktion während der Niederschrift der Artikelserie „Affäre Risquons-Tout“ vom 11. August bis 2. September 1848 wichtig. Marx verfasste drei Artikel: „Das deutsche Reichsbürgerrecht und die preußische Polizei“ (11.8.), „Der Ausweisungsversuch gegen Schapper“ (18.8., zusammen mit Engels und Karl Schapper) sowie „Geiger und Schapper“ (22.8., zusammen mit Engels). Seit dem 23. August weilte er nicht mehr in Köln, da er eine sechswöchige Reise nach Berlin und Wien antrat. Die Beiträge der Serie enthalten jedoch mehrfach Rückbezüge, die auf einen Autor schließen lassen, so dass Marx für die Abfassung der 13 Artikel ausgeschlossen werden kann. Auch aus stilistischen Gründen kommt er nicht in Frage.

Heinrich Bürgers' Tätigkeit in der Redaktion war von Beginn an stark eingeschränkt.²⁴ Für die zweite Nummer schrieb er den Artikel über „Die demokratische Partei“, doch hat Marx das Manuskript gänzlich überarbeitet.²⁵ Danach trat Bürgers kaum noch als Artikelschreiber in Erscheinung. Wie er selbst Ende März 1850 einschätzte, war er lediglich „bloser Honorarius“ an der Zeitung.²⁶ Hinzu kommt, dass Bürgers' Stil – seine Vormärzarbeiten und die Artikel in der „Westdeutschen Zeitung“²⁷ einbezogen – sich deutlich von der Artikelserie „Affäre Risquons-Tout“ unterscheidet.

Seit dem 1. Juni 1848 lieferte Ernst Dronke aus Frankfurt am Main mit „)–“ signierte Korrespondenzen über die Beratungen der gesamtdeutschen Nationalversammlung. Erst Ende Juni oder Anfang Juli 1848 nahm er seinen Platz in der Kölner Redaktion ein und schrieb bis zum Verbot des Blattes am 26. September 1848 weiter vorrangig über die Sitzungen in der Paulskirche und im Zusammenhang damit zu den Ereignissen in Posen und Prag.²⁸ Obwohl in der Redaktion verfasst, erschienen seine Artikel weiterhin mit dem erwähnten Korrespondenzzeichen. Auch in seinen Vormärzarbeiten – Gedichte, Arti-

²⁴ Siehe François Melis: Heinrich Bürgers (1820–1878). Protagonist der demokratischen und kommunistischen Bewegung. In: Helmut Bleiber, Walter Schmidt, Susanne Schötz (Hrsg.): Akteure eines Umbruchs. Männer und Frauen der Revolution von 1848/49. Berlin 2003. S. 161f.

²⁵ Marx an Ferdinand Lassalle, 15. September 1860. In: MEGA[®] III/11. S. 161. (MEW. Bd. 30. S. 565.)

²⁶ Heinrich Bürgers an Marx, 27. März 1850. In: MEGA[®] III/3. S. 502.

²⁷ Siehe Melis: Heinrich Bürgers. S. 171–174.

²⁸ Irina Hundt: Ernst Dronke. Schriftsteller und Kommunist. In: Männer der Revolution von 1848. Bd. 2. Hrsg. v. Helmut Bleiber, Walter Schmidt, Rolf Weber. Berlin 1987. S. 98–101.

kel, Novellen und Romane – finden sich keine Anhaltspunkte, die auf intime Kenntnisse Belgiens schließen ließen. Schwerpunkt seiner sozialkritischen Arbeiten waren die Zustände in Preußen, darunter sein Hauptwerk „Berlin“.²⁹

Ferdinand Wolff sandte aus Paris Korrespondenzen über französische Politik. Seine Beiträge trugen das Quadrat (■) als Signum. Nach seiner Übersiedlung spätestens Anfang Juli nach Köln blieb die Rubrik „Französische Republik“ nachweislich weiterhin seine Domäne.³⁰ Allerdings enthält die NRhZ zwei Artikel von ihm, in denen Bezüge zu Belgien vorliegen. Sie sind jedoch aus Pariser Sicht verfasst.³¹ Als Emissär des Bundes der Kommunisten nach Schlesien entsandt, war Wilhelm Wolff vom 19. Mai bis 14. Juni 1848 als Redakteur der „Schlesischen Chronik“ tätig. Nach dem 14. Juni traf er in Köln ein. Wegen seiner sprichwörtlichen Verlässlichkeit und ordnenden Hand betraute Marx den mit knapp vierzig Jahren Ältesten an der NRhZ mit dem Amt des „Redaktionsordners“, und Wolff trat deshalb in der ersten Zeit kaum mit selbständigen Arbeiten auf. Erst Ende Oktober wurde er mit den Glossen „Aus dem Reich“ publizistisch aktiv.³² Später erlangte er besonders mit Beiträgen über die Agrarfrage, darunter mit seiner Artikelserie „Die Schlesische Milliarde“, überregionale Anerkennung.³³

Diskussion der bisherigen Autorschaftszuschreibung

In der Tat kommen für die Artikelserie „Affäre Risquons-Tout“ nur Weerth oder Engels als Verfasser in Frage. Die Einwände von Grandjonc gegen eine Autorschaft von Weerth sind deshalb im Einzelnen zu untersuchen:

²⁹ I. Hundt: Ernst Dronke. S. 89–91.

³⁰ Walter Schmidt: Ferdinand Wolff. Mitstreiter von Marx und Engels in der Redaktion der „Neuen Rheinischen Zeitung“. In: Männer der Revolution von 1848. Bd. 2. S. 18/19, 21/22.

³¹ In seiner Korrespondenz „Proudhon in die (sic) belgischen Blätter“ hat er eine aufschlussreiche Charakteristik der *Indépendance belge* gegeben. Siehe NRhZ. Nr. 26, 26.6.1848. S. 3, Sp. 2; Wiederabdruck in: Walter Schmidt (Hrsg.): Neue Rheinische Zeitung. Artikel, Korrespondenzen, Berichte über die französische Revolution 1848/49. Leipzig 1986. S. 69–72. Die zweite Korrespondenz „Der konstitutionelle Musterstaat und König Leopold“ wurde nachweislich in Paris verfasst. NRhZ. Nr. 157, 1.12.1848. Beilage. S. 1, Sp. 2.

³² Walter Schmidt: Wilhelm Wolffs Artikel „Aus dem Reich“ in der „Neuen Rheinischen Zeitung“, In: Forum Vormärz Forschung. Jahrbuch 1997: 1848 und der deutsche Vormärz. Redaktion: Peter Stein, Florian Vaßen u. Detlev Kopp. Bielefeld 1998. S. 85–115.

³³ Ders.: Wilhelm Wolff. Kampfgefährte und Freund von Marx und Engels. 1846–1864. Berlin 1979. S. 170–177, 204–212.

Erster Einwand: Im Zeitraum der Serie habe Weerth nur einen Beitrag im Feuilleton über Louis Blanc in Belgien geschrieben.

Fakten/Indizien: Wie bereits hervorgehoben, beherrschte Weerth gleichermaßen beide Genres des Journalismus: als Artikelschreiber und Feuilletonist. Mehrfach erhielt er durch seine Beiträge im politischen Teil des Blattes zugleich Anregungen, den Stoff noch einmal literarisch in seinen Feuilletons zu verarbeiten.³⁴ Damit ist Weerth als möglicher Autor für die Serie unter „Belgien“ mit einzubeziehen.

Zweiter Einwand: Von Weerth sei nicht bekannt, ob er am 27. Februar 1848 in Brüssel anwesend war, d.h. zu einer Zeit, als es nach der Nachricht über den Sturz des Königs Louis-Philippe zu republikanischen Demonstrationen in Brüssel kam. Grandjonec bezieht sich auf eine Passage im 8. Artikel der Serie, in der es u. a. heißt: „Sie waren zu dieser Zeit noch in Brüssel, und Sie wissen, welche Bewandniß es mit den bedeutenden Unruhen gehabt; [...]“³⁵ Da Engels sich noch am 27. Februar in Brüssel aufhielt, könne nur er der Verfasser der Serie sein.³⁶

Fakten/Indizien: Zum einen muss betont werden, dass den Lesern der NRhZ glaubhaft gemacht wurde, die Serie sei in Antwerpen verfasst worden. Deshalb wurde durchgängig die Diktion einer Korrespondenz angewandt. Zum anderen waren die Ereignisse um den 27. Februar sowie das Vorgehen der belgischen Regierung gegen die „Association Démocratique“ und ihre führenden Mitglieder, der Skandal um die Verhaftung von Marx und Wilhelm Wolff und deren Ausweisung³⁷ in der Öffentlichkeit Frankreichs und Belgiens bestens bekannt. Weerth hielt sich in dieser Zeit in beiden Ländern auf.³⁸ Darüber hinaus besaß er engen Kontakt zu den Anwälten und Mitgliedern der „Association Démocratique“ Lucien-Léopold Jottrand und Karl Gustav Maynz, die dem Abgeordneten Jean-Joseph Bricourt Material für eine Interpellation in der belgischen Kammer über das vermutete Komplott gegen Marx vorbereitet hatten.³⁹

³⁴ Auf Belgien bezogen trifft das besonders für die beiden Feuilletonbeiträge „Das tragi-komische Belgien“ und „Louis Blanc in Belgien und England“ zu. Siehe Melis: Georg Weerth in neuer Sicht. S. 188/189.

³⁵ Grandjonec: Affäre Risquons-Tout. S. 362.

³⁶ Ebenda. S. 325.

³⁷ Siehe ausführlich AD, Kommentar 6. S. 133–138 sowie die Dokumente im Abschnitt IX: Die Association Démocratique nach der Pariser Februarrevolution. S. 615–719; Bert Andréas: Marx' Verhaftung und Ausweisung. Brüssel Februar/März 1848. Trier 1978. (Schriften aus dem Karl-Marx-Haus Trier. 22.)

³⁸ Siehe Georg Weerth: Sämtliche Briefe. Hrsg. u. eingel. v. Jürgen-Wolfgang Goette unter Mitw. v. Jan Gielkens. Bd. 1. Frankfurt a.M., New York 1989. S. 438/439, 442–445.

³⁹ Andréas: Marx' Verhaftung und Ausweisung. S. 20, 63–66.

Wie Weerth war Maynz im Vorstand (Komitee) der Gesellschaft als Beisitzer und Dolmetscher tätig.⁴⁰ Mit ihm reiste Weerth am 20. März 1848 nach Köln.⁴¹ Spätestens zu diesem Zeitpunkt dürfte dieser detailliert über die Ereignisse in Brüssel nach dem 25. Februar und über das diskriminierende Vorgehen seitens der belgischen Regierung gegen Marx und andere informiert worden sein. Des weiteren ging Weerth in seinem Feuilletonbeitrag „Das tragi-komische Belgien“ vom 8. Juni (!) auf die gesellschaftlichen Turbulenzen in Brüssel im ironischen Stil ein⁴², so dass er demzufolge sehr wohl als potenzieller Autor für die Serie über die „Affäre Risquons-Tout“ in Frage kommt.

Dritter Einwand: Der Verfasser der Serie besaß intime Kenntnis der belgischen, besonders der Brüsseler Szenerie. Er beurteilte die soziale Situation in Europa treffsicher; theoretische ökonomische Kenntnisse verband er mit einem lockeren, geistreichen Stil. Es könne sich also nur um Engels handeln.

Fakten/Indizien: Diese Einschätzung trifft ebenso für Weerth zu: Er wandte sich in seiner Bradforder Zeit (1843–1846), angeregt durch Engels, der Nationalökonomie zu und befasste sich mit den Schriften von Adam Smith, Thomas Malthus, David Ricardo und John MacCulloch.⁴³ Im Juni 1845 erläuterte Weerth in einem Brief an Engels ausführlich die Bestrebungen im Rheinland zur Aufrechterhaltung der Schutzzollpolitik.⁴⁴ Mit den „Skizzen aus dem sozialen und politischen Leben der Briten“ hat er seine politischen, ökonomischen und sozialen Kenntnisse über das zu jener Zeit industriell am weitesten entwickelte Land überzeugend unter Beweis gestellt.⁴⁵ Seine in Westeuropa viel beachtete Rede auf dem Brüsseler Freihandelskongress am 18. September 1847 zur Verteidigung der Interessen der arbeitenden Klasse unterstreicht nachdrücklich seine theoretischen Kenntnisse über ökonomische und soziale Probleme in Europa.⁴⁶ Dieses Wissen hat er auch in einer Vielzahl von Artikeln in der NRhZ verarbeitet⁴⁷, so dass Marx-Engels-Forscher und -Editoren in mindestens drei Fällen irrtümlich seine Beiträge Marx zugeschrieben haben⁴⁸.

⁴⁰ Siehe Dokument IV. 29c: Das Protokoll über die Wahl des Komitees. Brüssel, Montag, 15. November 1847. In: AD. S. 333.

⁴¹ Siehe Weerth: Sämtliche Briefe. S. 436.

⁴² Siehe Weerth: Sämtliche Werke. Bd. 4. S. 41.

⁴³ Uwe Zemke: Georg Weerth 1822–1856. Ein Leben zwischen Literatur, Politik und Handel. Düsseldorf 1989. S. 44.

⁴⁴ Siehe Georg Weerth an Engels, 25. Juni 1845. In: MEGA[®] III/1, S. 473/474. Weerths Erläuterungen standen wohl im Zusammenhang mit dem Vorhaben von Marx und Engels, eine Broschüre über List zu schreiben. Ebenda. S. 708, Erl. 272.12–13, S. 838, Erl. 473.2–474.12. Siehe auch Bernd Füllner: „Mein Hauptstudium ist jetzt die Nationalökonomie ...“. Weerths List- und Chaptal-Exzerpt. In: Literatur in Westfalen 5. Bielefeld 2000. S. 19–35.

⁴⁵ Siehe Weerth: Sämtliche Werke. Bd. 3. Die „Skizzen“ umfassen in der Edition von Kaiser 475 Seiten.

⁴⁶ Siehe Georg Weerth: Rede auf dem Freihandelskongress in Brüssel. Ebenda. Bd. 2. S. 128–133.

⁴⁷ [Georg Weerth:] Ein- und Ausfuhr in den letzten 5 Monaten In: NRhZ, Nr. 42, 12. 7. 1848. S. 3,

Desgleichen war Weerth mit der politischen und ökonomischen Szene in Belgien bestens vertraut. Bereits im Sommer 1845 weilte er in Brüssel und lernte dort wohl durch Vermittlung von Engels Marx kennen.⁴⁹ Ab März 1846 übernahm er als Kaufmann für die Textilfirma Emanuel & Son in Bradford die Agentur für Belgien, die Niederlande und Frankreich, wobei er Brüssel zum Wohnsitz wählte, da sich diese Stadt sowohl aus geographischer als auch kommerzieller Sicht für seine Handelstätigkeit als idealer Ort erwies.⁵⁰ Durch seine Handels- und Börsentätigkeit erhielt er einen tiefen Einblick in das kapitalistische Geschäftsgebaren.⁵¹

Gleichzeitig betätigte sich Weerth politisch und publizistisch. Für das von Marx und Engels im Februar 1846 gegründete Kommunistische Korrespondenzkomitee übernahm er auf seinen zahlreichen Handelsreisen Kurierdienste, da er als Vertreter einer führenden und angesehenen englischen Textilfirma fern von jedem Verdacht einer politischen Aktivität stand.⁵² Für die „Deutsche-Brüsseler-Zeitung“ verfasste er zahlreiche Gedichte mit politischem und sozialem Anliegen.⁵³ Wie bereits erwähnt, hat er sich in der „Association Démocratique“ vielseitig engagiert.⁵⁴

Wie Weerth die genauen Kenntnisse des Gesellschaftslebens in Belgien publizistisch verarbeitete, wird anhand seiner Korrespondenz vom 20. April 1848 für die „Kölnische Zeitung“ deutlich. Unter dem Titel „Die Brüsseler Long-champs“⁵⁵ machte er sich über den Versuch lustig, mit der Brüsseler Moden-

Sp. 3; [ders.:] Exportliste 1845 und 1847. Ebenda. Nr. 101, 13.9.1848. S. 3, Sp. 2; [ders.:] Der Handel – Die Revenue. Ebenda. Nr. 116, 14.10.1848. S. 4, Sp. 2–3; [ders.:] Die Cobden'sche Finanzreform (Leitartikel). Ebenda. Nr. 179, 27.12.1848. S. 1, Sp. 1–3; [ders.:] Staatseinnahme – Aus- und Einfuhr. Ebenda. Nr. 191, 10.1.1849. S. 3, Sp. 3; [ders.:] Englischer Handel und Industrie. Ebenda. Nr. 271, 13.4.1849. S. 2, Sp. 1–3 u. S. 3, Sp. 1; [ders.:] Englands Handel. Ebenda. Nr. 299, 16.5.1849. S. 4, Sp. 2.

⁴⁸ Das betrifft den bereits erwähnten Beitrag „Die Handelslage“ sowie eine Artikelserie unter zwei verschiedenen Titeln „Einfluß des californischen Goldes auf die ökonomischen Verhältnisse“ und „Das californische Gold und der bürgerliche Verkehr“, auf die weiter unten eingegangen wird.

⁴⁹ Zemke: Georg Weerth. S. 72–74.

⁵⁰ Ebenda. S. 79.

⁵¹ Siehe beispielsweise seine „Skizzen“. In: Weerth: Sämtliche Werke. Bd. 3. S. 64/65.

⁵² Zemke: Georg Weerth. S. 91/92.

⁵³ U. a. „Das ist das Haus am schwarzen Moor“ (31.1.1847); „Gebet eines Irländers“ (18.2.1847); „Die deutschen Verbannten in Brüssel“ (27.6.1847); „Ein Abenteuer in Ostende“ (26.8.1847). Ebenda. S. 93.

⁵⁴ Siehe auch Weerth: Sämtliche Briefe. Bd. 1. S. 436.

⁵⁵ Georg Weerth: Brüssel, 20. April. Ich ziehe meine Glacéhandschuhe aus, [...]. In: Weerth. Sämtliche Werke. Bd. 4. S. 35/36; Kölnische Zeitung. Nr. 114 u. 115, 23.4.1848. S. 3, Sp. 3, bis S. 4, Sp. 1.

schau die bisher nur in Paris veranstaltete „Kleiderrevue“ zu kopieren: „Da fällt es plötzlich Belgiern ein, auch in den Longchamps⁵⁶ Contrefaçon zu treiben, und ehe man sich's versieht, kündigen sie die große Kleiderrevue in unserer Allée verte an, damit Brüssel hinfort der Welt die Moden diktiert.“⁵⁷ Mit dem Ausdruck „Contrefaçon“ umschrieb Weerth ironisch das Verlangen der Belgier, es der französischen Lebewelt gleich zu tun. In seiner damaligen Bedeutung stand er jedoch für betrügerische Nachahmung von literarischen, Kunst- und industriellen Werken, auf Belgien bezogen besonders von Raubdrucken.⁵⁸ Im zweiten Beitrag der Artikelserie „Affäre Risquons-Tout“ nutzte der Verfasser diesen Begriff, um damit die Lächerlichkeit des belgischen Prozesses zu charakterisieren: „Alles wird in Belgien komisch, weil Alles mehr oder weniger in Form eines Plagiats, der Contrefaçon erscheint. Risquons-tout! Zu dem Lächerlichen der Expedition muß es sich noch fügen, daß der Ort wo die Legion ankam, diesen lächerlichen Namen trägt.“⁵⁹ Und zum Schluss wird dieser Begriff zur Beschreibung der Anklage genutzt: „Die stereotype Frage, die an alle Zeugen gerichtet wird, ist diese: ob dieser oder jener Angeklagter [sic] nicht gesagt habe, man müsse in Belgien ein Gleiches thun, wie in Frankreich. Die Contrefaçon wird hier zum ersten Male als Verbrechen ausgelegt.“⁶⁰ Auch in seiner Feuilletonfolge „Leben und Taten des berühmten Ritters Schnapphahnski“ findet sich der Gedanke der Nachahmung französischer Sitten durch Belgien.⁶¹ Daraus jedoch ein Indiz für Weerths Autorschaft abzuleiten, ist zu kurzschlüssig, da der Begriff „Contrefaçon“ im Zusammenhang mit Belgien zur damaligen Zeit allgegenwärtig war und beispielsweise sowohl von Marx⁶² als auch von Engels⁶³ publizistisch als Gesellschaftskritik benutzt wurde.

⁵⁶ Anspielung auf den Vergnügungsplatz im Bois de Boulogne bei Paris.

⁵⁷ Weerth: Brüssel, 20. April. S. 35.

⁵⁸ Siehe auch Grandjonec: Affäre Risquons-Tout. S. 335, Anm. 4 u. S. 340, Anm. 24.

⁵⁹ Ebenda. S. 339/340.

⁶⁰ Ebenda. S. 342.

⁶¹ Georg Weerth: Leben und Taten des berühmten Ritters Schnapphahnski, VI. Brüssel. In: Sämtliche Werke. Bd. 4. S. 342.

⁶² Siehe [Lettre de Marx sur son expulsion de Bruxelles]. In: Karl Marx, Friedrich Engels: Historisch-kritische Gesamtausgabe. Erste Abteilung, Bd. 6: Karl Marx, Friedrich Engels: Werke und Schriften von Mai 1846 bis März 1848. Hrsg. v. V[ladimir] Adoratskij. Moskau, Leningrad 1933. S. 417.

⁶³ Siehe [Friedrich Engels:] La situation en Belgique. Ebenda. S. 423.

*Neue Autorschaftsbestimmung für die Artikelserie
„Affäre Riquons-Tout“*

Die Autorschaftsanalyse und Beweisführung erfolgt unter formalen, inhaltlichen und stilistischen Aspekten.

Wie bereits dargestellt, wurde als journalistisches Mittel der Berichterstattung die Form der Korrespondenz gewählt. Ebenso wäre es denkbar gewesen, die Leser über den Prozess durch laufende Sachberichte bzw. Einschätzungen zu informieren, was Engels' Gepflogenheiten eher entsprochen hätte. Ein Beispiel dafür bildet seine kontinuierliche Auswertung der Verhandlungen der Berliner Nationalversammlung mit einer Vielzahl von scharfen ironischen und spöttischen Bemerkungen. Weerth dagegen wählte in der Rubrik „Großbritannien“ häufig die Form fiktiver Korrespondenzen.⁶⁴ Hinzu kommt, dass ihm die Risquons-Tout-„Korrespondenzen“ die Möglichkeit boten, verschiedene literarisch-journalistische Genres anzuwenden, wie der unten noch zu diskutierende Beitrag „Flamentum und Revolution“ augenfällig zeigt. Aber auch in anderer Hinsicht kam ihm diese Form der Berichterstattung wohl entgegen: die lebendige Schilderung der beim Prozess agierenden Personen und der Gerichtsatmosphäre, die teilweise in den Stil des Fabulierens hineinglitt. Hierfür ein Beispiel: Im Zusammenhang mit der 17. und 18. Sitzung schrieb der Verfasser über den Generalstaatsanwalt Bavay mit einem sarkastischen Seitenhieb: „Da hätten Sie den ernsten Mann, den Vertreter der öffentlichen Moral, der öffentlichen Sicherheit sehen sollen, wie er sich gravitatisch erhob, um das Attentat den flämischen Geschworenen zu entwickeln. Herr Bavay spricht französisch und will sogar ein fein-pariser-Französisch sprechen. Die Geschworenen sprechen flämisch und wissen dies fein-pariser-Französisch nicht zu würdigen.“⁶⁵

Solche fingierten Beschreibungen finden sich beispielsweise auch in Weerths Londoner Parlamentsberichterstattungen: „Lord Brougham, der Mann mit der großen rothen Nase und mit den karirten Hosen, der bei jeder dreistündigen Rede im Oberhaus auch seine drei Flaschen Brandy und Wasser trinkt, der für die sechstausend Pfund Pension, welche er seit einer Reihe von Jahren bezieht, seine Landsleute, ja die halbe Welt, abwechselnd zu staunender Bewunderung und zu noch viel erstaunlicherem Gelächter hinreißt, [...] Lord Brougham, dieser ‚räsönirende Advokat‘, wie ihn neulich Jemand nannte, er

⁶⁴ Siehe dazu weiter unten die Analyse der Grußerwiderung „Der ‚Northern Star‘ über die ‚Neue Rheinische Zeitung‘“.

⁶⁵ Grandjonec: Affäre Risquons-Tout. S. 359.

erhob sich natürlich auch von seiner Bank, als man am vorigen Dienstag (6. Juni 1848) abermals die Sache der afrikanischen Sklaven vor das arme, schläfrige Oberhaus brachte.“⁶⁶

Bei der Einschätzung der Beitragsfolge sind zudem auch äußere Umstände zu berücksichtigen: Im Zeitraum der Berichterstattung über die „Affäre Risquons-Tout“ schrieb Engels die mit Abstand umfangreichste Artikelserie, die in der NRhZ erschienen ist: „Die Polendebatte in Frankfurt“. Sechs Beiträge davon verfasste er unmittelbar während der Entstehungszeit der Prozessserie. Diese sechs Artikel nehmen – um das Arbeitspensum ein wenig zu umreißen – den Textumfang von 11 Spalten der Zeitung ein. Darüber hinaus verfasste er 11 weitere Beiträge zu unterschiedlichen Themen.⁶⁷ Zu bedenken ist auch, dass Engels seit dem 23. August die Verantwortung für die Zeitung wahrnahm, da sich Marx in Wien und Berlin aufhielt.⁶⁸ Am 28. August kam es zu einer Auseinandersetzung mit dem Drucker, die Engels veranlasste, die Druckerei zu wechseln.⁶⁹ Gegenüber Karl Friedrich Köppen bemerkte er am 1. September, dass mit dem Umzug eine „Masse Geschäfte“ verbunden war.⁷⁰ Alle genannten Faktoren lassen den Schluss zu, dass Engels auch auf Grund seiner Arbeitsüberlastung als Verfasser der Serie über den Antwerpener Tendenzprozess auszuschließen ist.

Hinzu kommt folgender Sachverhalt: Mit dem Artikel „Die Antwerpner Todesurteile“ gab Engels am 3. September eine abschließende Einschätzung der Redaktion zum Prozess. Vor dem Hintergrund der 17 Todesurteile, davon fünf gegen Mitglieder der „Association Démocratique“, beleuchtete er noch einmal

⁶⁶ [Georg Weerth:] Lord Brougham über die afrikanischen Sklaven. In: NRhZ. Nr. 11, 11.6.1848. S. 3, Sp. 3. Zur Beweisführung siehe Melis: Georg Weerth in neuer Sicht. S. 190/192.

⁶⁷ [Friedrich Engels:] Klagen über deutsche Brutalität auf dem Kriegsschauplatz – Die Sunderschiffahrt. In: NRhZ. Nr. 73, 12.8.1848. S. 3, Sp. 1; ders.: Der italienische Befreiungskampf und die Ursache seines jetzigen Mißlingens. In: MEW. Bd. 5. S. 366–368; ders.: Karl Albert's Verrat. In: K. Marks i F. Engel's: Sočinenija. Izdanie vtoroe. T. 43. Moskva 1976 (im Folgenden: Soč 43). S. 14–15; ders. (nach ebenda. S. 18 zusammen mit Marx): Der Ausweisungsversuch gegen Schapper. Ebenda. S. 16–18; ders. (nach ebenda. S. 20 zusammen mit Marx): Geiger und Schapper. Ebenda. S. 19–20; ders.: Die „Kölnische Zeitung“ über Italien. In: MEW. Bd. 5. S. 369–372; ders.: Die „Zeitungs-Halle“ über die Rheinprovinz. Ebenda. S. 373–375; [ders.:] Tagesnachrichten. In: NRhZ. Nr. 87, 27.8.1848. Beilage. S. 1, Sp. 2; ders.: Vermittlung und Intervention. Radetzky und Cavaignac. In: MEW. Bd. 5. S. 376–377; [ders.:] Der Waffenstillstand. In: NRhZ. Nr. 91, 1.9.1848. S. 3. Sp. 1–2; [ders.:] Die Meldung des „Fædrelandet“. Ebenda. Nr. 91, 1.9.1848. S. 3, Sp. 1–2. 2. Andruck.

⁶⁸ Siehe Herbert Steiner: Karl Marx in Wien. Die Arbeiterbewegung zwischen Revolution und Restauration 1848. Wien, München, Zürich 1978.

⁶⁹ Siehe François Melis: Zusammenarbeit und Aufkündigung. Die beiden Drucker der „Neuen Rheinischen Zeitung“. In: Geschichte in Köln. H. 43. Köln 1998, S. 83–104.

⁷⁰ Engels an Karl Friedrich Köppen, 1. September 1848. In: MEGA[®] III/2. S. 162.

unter zwei Aspekten die politischen Motive dieser Schiedssprüche: Zum einem sollte der Prozess unter der belgischen Bürgerschaft Furcht verbreiten, damit die übermäßigen Steuern und Zwangsanleihen eingetrieben werden konnten, „die den Kitt des glorreichen belgischen Staatsgebäudes bilden und mit deren Zahlungen es sehr schlecht aussah!“ Zum anderen – und das dürfte entscheidend gewesen sein – wurden François Anne Mellinet, Félix Liévin Balliu, Victor Tedesco und andere „aus keinem andern Grunde zum Tode verurteilt [...], als weil sie Demokraten sind“.⁷¹ Struktur dieses Artikels, Argumentationsweise und Stil weisen ohne Zweifel auf Engels' Federführung hin.⁷² In derselben Ausgabe findet sich aber auch der letzte Artikel der Serie „Risquons-Tout“, der ebenfalls ein Resume über die 17 Todesurteile gibt.⁷³ Das hieße, Engels hätte für dieselbe Ausgabe zwei Beiträge zur gleichen Thematik mit annähernd gleicher Bewertungen verfasst! Darüber hinaus findet sich in der Ausgabe auch der achte Beitrag seiner „Polendebatten“-Serie als Leitartikel, der die ganze Titelseite und die erste Spalte der Seite 2 einnimmt. Wäre Engels tatsächlich Autor der Serie „Risquons-Tout“, hätte er mit dem Artikel „Die Antwerpner Todesurteile“ zweifellos den Schlusspunkt hierfür gesetzt.

Grandjone leitete, wie bereits angeführt, die inhaltliche Beweisführung für Engels' Autorschaft bei der Artikelserie insbesondere aus dessen genauer Kenntnis der theoretischen ökonomischen und sozialen Probleme ab.⁷⁴ Als Beleg dafür zog er, von einer Ausnahme abgesehen, den Artikel „Flamentum und Revolution“ heran. Vier Aspekte werden darin behandelt: der Vergleich des Elends in Flandern mit dem in Irland, Fragen des Verhältnisses von Staat und Gesellschaft, die technische Revolution in der Textilindustrie und die Spekulationsgeschäfte mit Getreide zwischen Antwerpen und Köln. Auf zwei dieser Fragen soll hier näher eingegangen werden.

Der Vergleich Flanderns mit Irland war für politisch und sozial denkende Zeitgenossen Allgemeingut und ist keineswegs ein Indiz für Engels als Autor. So hat einer der Mitredakteure, Heinrich Bürgers, bereits 1845/46 in der Artikelserie „Pauperismus und Proletariat in Belgien“ für den von Moses Hess herausgegebenen „Gesellschaftsspiegel“ dreifach Bezug auf Irland genom-

⁷¹ Engels: Die Antwerpner Todesurteile. In: MEW. Bd. 5. S. 379 und 380.

⁷² In der ersten MEGA. Erste Abteilung, Bd. 7. S. XVI wurde der Artikel Marx zugeschrieben mit der Begründung, dass darin die folgende Aussage getroffen wurde: „Die zweite Kolonne, angeführt von drei Spionen (ein Mitglied der Pariser provisorischen Regierung hat es uns selbst gesagt) [...]“ Diese Mitteilung – so die Editoren – konnte nur Marx im März 1848 von Flocon erhalten haben. Er scheidet jedoch als Autor aus, da er, wie bereit ausgeführt, zu diesem Zeitpunkt in Wien weilte.

⁷³ Grandjone: Affäre Risquons-Tout. S. 374/375.

⁷⁴ Ebenda. S. 325, Anm. 48 u. 49.

men.⁷⁵ Auch Weerth hatte sich in seinen Vormärzarbeiten sowohl in Prosa⁷⁶ als auch in Versen⁷⁷ intensiv mit dem irischen Los auseinandergesetzt. Weerths analytische Einschätzung der Geschichte der irischen Bewegung lässt sich auch am Artikel „Rückblick auf die Insurrektion“ in der NRhZ vom 2. September 1848 gut verfolgen.⁷⁸ Und der erste Abschnitt des Artikels „Die Flämänder bei den Franzosen“ in der Ausgabe vom 1. Januar 1849 ist dieser Frage gewidmet: „Die ganze Geschichte Belgiens dreht sich um die Geschichte seines Irlands.“⁷⁹ Demzufolge dürfte die Analogie der elenden Lage in Flandern zu Irland auch für Weerth auf der Hand gelegen haben.

Der Schreiber des Artikels erinnerte dann im Folgenden an die Missernte von 1846, die im Gegensatz zu Frankreich nicht zu Überfällen auf Getreideaufkäufer in Antwerpen geführt habe. Dort „kam das meiste Getreide an; die Spekulation von Köln aus hatte eine nie erkannte Höhe erreicht. Das Getreide wurde schwebend erhalten. Verlangte man es in Köln, so fuhr es nach Antwerpen; verlangte man es in Antwerpen, so fuhr es nach Köln: es war der ewige Jude geworden, der Apfel des Tantalus, nach dem wir beständig unsere gesetzmäßigen Hände rechtmäßig ausstrecken, aber weiter nichts erhaschen konnten, als den *erhöhten* Getreidepreis.“⁸⁰ Weerth, der wie erwähnt im April 1846 die Vertretung des Textilhauses Emanuel & Son in Belgien, den Niederlanden und in Frankreich übernommen hatte und sich deshalb auch des öfteren in Antwerpen und Köln aufhielt⁸¹, kannte aus unmittelbarer Anschauung die Spekulationsgeschäfte – oder das „Reiseschachern“, wie er es nannte –, an denen er selbst beteiligt war.⁸² Er berichtete darüber detailliert in Briefen an die Mutter und den Bruder.⁸³ Diese intime Kenntnis des spekulativen Handels

⁷⁵ Heinrich Bürgers: Pauperismus und Proletariat in Belgien. In: Gesellschaftsspiegel. Organ zur Vertretung der besitzlosen Volksklassen und zur Beleuchtung der gesellschaftlichen Zustände der Gegenwart. Elberfeld 1845. Erster Bd. H. III [Juli]. S. 101; 1846. Zweiter Bd. H. VII [Januar]. S. 10 u. 11. Zu der Artikelserie siehe Melis: Heinrich Bürgers. S. 146–148.

⁷⁶ Siehe vor allem den Abschnitt „Geschichte der Chartisten von 1832 bis 1848“. In: Weerth: Sämtliche Werke. Bd. 3. S. 309–320.

⁷⁷ „Mary“, „Klagelied eines Irländers“, „Deutscher und Ire“, „Gebet eines Irländers“. Ebenda. 1. Bd. S. 209–217.

⁷⁸ [Georg Weerth:] Rückblick auf die Insurrektion. In: NRhZ. Nr. 92, 2.9.1848. S. 3, Sp. 2–3.

⁷⁹ Die Flämänder bei den Franzosen. Ebenda. Nr. 184, 1.1.1849. Beilage. S. 1, Sp. 1.

⁸⁰ Grandjonc: Affäre Risquons-Tout. S. 354.

⁸¹ Zemke: Georg Weerth. S. 81–85.

⁸² Weerth an Wilhelmine Weerth, 18. April 1846. In: Weerth: Sämtliche Briefe. Bd. 1. S. 361.

⁸³ U. a. ders. an Wilhelmine Weerth, 29. Juli 1847. Ebenda. S. 419: „Vor allem habe ich mich aber wieder mit den Amsterdamer Juden amüsiert. – Mit denen zu schachern, das ist eine wahre Freude – da merkt man, daß man immer ein Stümper bleibt.“ Siehe auch Wilhelmine Weerth an Weerth, 1. Mai 1847. Ebenda. S. 406.

dürfte Weerth auch in dem Artikel verarbeitet haben. Mehr noch: Die Aussage „Köln und Antwerpen konnten ihren freundlichen Verkehr fortsetzen, ohne Unterbrechung“ – d.h. während der Revolution – „wie zur Zeit als Gürzenich die beiden Kaufhäuser in beiden Städten errichtete, um sie in Handelsverbindung zu halten“⁸⁴, weist auf einen Beitrag hin, der innerhalb des Feuilletonteils der Marxschen Zeitung unter dem Titel „Der Kornhandel in Köln“ veröffentlicht wurde⁸⁵ und der mit hoher Wahrscheinlichkeit Weerth zugeschrieben werden kann.⁸⁶

Auch eine große Anzahl stilistischer Eigenheiten von Weerth sind durchgehend in allen Beiträgen der „Risquons-Tout“-Serie auszumachen. Sie lassen sich in zwei Gruppen festhalten. Erstens neigte Weerth zu fabulierenden „Abschweifungen“, die mit dem Prozessgegenstand in keiner Beziehung standen. So heißt es am Schluss des neunten Artikels: „Ich ziehe Abends durch die Straßen Antwerpens nach dem Bassin zu; ich mische mich in das Getümmel der Matrosen und möchte mit ihnen im wilden Bachantentanz Bavay und Flamentum vergessen.“⁸⁷ Offensichtlich haben hier eigene Erlebnisse Pate gestanden, hatte er sich doch des öfteren in dieser Handels- und Hafenstadt aufgehalten und die Eindrücke in seinen Vormärzarbeiten⁸⁸ und in Briefen an die Mutter⁸⁹ mitgeteilt. Weitere augenfällige „Abschweifungen“ mit teilweise originellen Pointen finden sich – von „Flamentum und Revolution“ einmal abgesehen – noch im vierten⁹⁰ und achten Beitrag.⁹¹ Ein solcher Schreibstil war

⁸⁴ Grandjonc: Affäre Risquons-Tout. S. 355.

⁸⁵ Der Kornhandel in Köln. In: NRhZ. Nr. 111, 24.9.1849. S. 1, Sp. 1–3, u. S. 2, Sp. 1–2. Nachdem im I. Teil des Beitrags die Art der Getreideverkäufe im Allgemeinen geschildert wurde, sollte in einem folgenden das Geschäftsgebaren in Köln von 1846 dargelegt werden, um eine „klare Auseinandersetzung dieser Verhältnisse und der Personen, welche eine Hauptrolle dabei spielten“, aufzuzeigen. Ebenda. S. 2, Sp. 2. Die Verhängung des Belagerungszustandes über Köln und das Verbot der NRhZ am 26. September verhinderten offensichtlich den Abdruck von Teil II. Ungeachtet dessen kann mit Sicherheit gesagt werden, dass kein anderer in der Redaktion einen so guten Einblick in diese Spekulationsgeschäfte besaß wie Weerth. Hinzu kommt der spöttische Ton, in dem der Beitrag geschrieben wurde, sowie erneut die Verwendung des Personalpronomens.

⁸⁶ Auf den Zusammenhang beider Artikel machte Grandjonc ebenfalls aufmerksam, wofür nach seiner Ansicht Weerth oder Engels als Autoren in Frage kämen. Grandjonc: Affäre Risquons-Tout. S. 355, Anm. 72.

⁸⁷ Ebenda. S. 366.

⁸⁸ Siehe z.B. im Abschnitt „Von Köln nach London“ der „Skizzen“ (in: Weerth: Sämtliche Werke. Bd. 3. S. 26–29) die Schilderung seines Aufenthalts in Antwerpen und seine Darstellung des Landgangs englischer Matrosen (ebenda. S. 32).

⁸⁹ Bereits 1845 bat er seine Mutter, die an ihm gerichteten Briefe „an die Herren S. A. Le Vino & Co., Antwerpen“ zu adressieren, „denn diese Leute wissen stets, wo ich bin“. Siehe Weerth an Wilhelmine Weerth, 10. Juli 1845. In: Weerth: Sämtliche Briefe. Bd. 1. S. 316.

⁹⁰ Grandjonc: Affäre Risquons-Tout. S. 346, 362/363. In der Fußnote 96 verwies Grandjonc eben-

Engels gänzlich fremd. Er bevorzugte in seinen Artikeln einen sachlicheren Ausdruck, wobei er, wenn auch oft mit ironischen Anspielungen, sich auf das Wesentliche konzentrierte. Hierfür bildet sein resümierender Artikel „Die Antwerpener Todesurteile“ ein überzeugendes Beispiel.

Zweitens treffen wir bei Weerth häufig auf den bewussten Einsatz von wiederkehrenden Wendungen als für ihn signifikantes Stilelement. So beginnt der vierte Beitrag „Affaire Risquons-Tout“ mit dem für ihn typischen Gebrauch von Anaphern in Verbindung mit einem Personalpronomen sowie von ironischen Wendungen: „*Ich bedauere* die Franzosen, die bei dem Risquons-Tout-Prozesse gegenwärtig sind. *Ich bedauere* die armen Belgier, die den Franzosen eine so erbärmliche Idee über unser flämisches Wesen und Treiben geben müssen. Der Prozeß ‚schleppt sich‘ auf eine klägliche Weise weiter.“⁹² Analogien finden sich beispielsweise in den ersten drei Sätzen seines Feuilletonbeitrages „Reaktionäre Gedanken einer Dame“: „*Ich muß* gestehen, *ich habe* die Bibel öfters *gelesen* [...]. *ich lese* den ‚Westphälischen Merkur‘, *ich lese* die ‚Deutsche Zeitung‘ von Gervinus, *ich lese* die ‚Trierische Zeitung‘ [...], *ich lese* die Annoncen und die Leitartikel der ‚Kölnischen Zeitung‘, und *ich lese* das poetische Handelsorgan von Levin Schücking [...].“⁹³ Dieses Stilelement kann man in Weerths Vormärzarbeiten vielfach finden.⁹⁴

Analyse von „*Flamentum und Revolution*“

Der sechste Artikel innerhalb der Serie trägt den Titel „*Flamentum und Revolution*“.⁹⁵ und soll hier separat diskutiert werden. Der Beitrag ist durch einen inhaltlichen Bruch zu den anderen Artikeln der Serie gekennzeichnet, sofern er

falls darauf, dass die entsprechende Passage in keinem Zusammenhang zur Antwerpener Verhandlung steht.

⁹¹ „Unter anderem war bei der Expedition der Brüsseler Zeitung als Träger ein deutscher Zwerg. [...]“ Grandjone: Affäre Risquons-Tout, S. 362/363.

⁹² Ebenda. S. 350. Hervorhebungen von F.M. So auch in den wenigen Zeilen zuvor zitierten „Ausschweifungen“ im neunten Artikel: „Ich ziehe Abends durch die Straßen Antwerpens [...]“

⁹³ Georg Weerth: Reaktionäre Gedanken einer Dame, [...]. In: Weerth: Sämtliche Werke. Bd. 4. S. 69.

⁹⁴ Beispiel: „Ach Köln, *ich habe* viel für dich getan! *Ich schwärmte* für dich. Von jedem Eckstein deiner Gassen *wußte ich* etwas Interessantes zu erzählen. *Ich kannte* jedes Marienbild in deinen Kirchen; jedes Römerglas in deinen Schenken ‚zum stillen Vergnügen‘. *Ich wußte* deine Sagen, Legenden und Märchen auswendig wie der Dr. Weyden; *ich wußte* noch viel dümmeres Zeug als das!“ Weerth: Skizzen. In: Weerth: Sämtliche Werke. Bd. 3. S. 15; Hervorhebungen F.M.

⁹⁵ Grandjone: Affäre Risquons-Tout. S. 352–355.

– abgesehen vom zweiten und den drei letzten Sätzen – keinen Bezug zum Prozess aufweist. Dieser Mangel, der wahrscheinlich in fehlendem Quellenmaterial aus Belgien seinen Grund hat, wird aber durch eine Berichterstattung im feuilletonistischen Stil überdeckt, die deutlich an Weerths Diktion in dessen Feuilletons erinnert. Folgende Anhaltspunkte sprechen dafür, dass der Artikel mit hoher Wahrscheinlichkeit von ihm verfasst wurde.

Erstens. Die ausführliche Beschreibung der trostlosen Lage der Flamen, insbesondere der Leinenweberinnen, steht im Zentrum des Artikels. Die Verelendung in Flandern habe die Ausmaße der irischen erreicht, woran auch konstitutionelle Freiheiten nichts ändern könnten. Im Gegenteil: „Die freieren Konstitutionen entwickelten nur den Pauperismus; der konstitutionelle Weg führte unsere Weiber in die Armenhäuser; unsere Töchter hatten keinen Flachs mehr zu spinnen; die Tugend trieb sie in die öffentlichen Häuser.“⁹⁶ Auf den Zusammenhang von Pauperismus und belgischer Konstitution ging Weerth mehrfach in seinen Feuilletons und in Artikeln unter der Rubrik „Belgien“ ein.⁹⁷ Und der Mutter schrieb er im September 1847 nach seiner aufsehenerregenden Rede auf dem Brüsseler Freihandelskongress: „[...] ein Mitglied der flandrischen Armenverwaltung ersuchte mich sogar, ihm meine englischen Erfahrungen in Betreff der Aufhülfe der armen Bevölkerung weitläufiger auseinanderzusetzen.“⁹⁸

Zweitens. Die durch die industrielle Revolution und die grassierenden Handelsspekulationen verursachte Elendsgeschichte der Flamen wird aus der Sicht eines vermeintlichen unmittelbaren Augenzeugen vorgetragen: „Das lyrische Gefühl hat die Ueberhand; ich werde wehmüthig gestimmt, wenn ich an die schöne Zeit zurück denke, wo wir am Spinnrade saßen und unsern Garten pflügten. [...] Da kamen die garstigen Engländer mit ihren großen Maschinen und sprachen: He ihr Flammänder, ihr sputet Euch gar langsam, um einen Faden von solcher Länge und eine Tugend von solchem Kaliber zu spinnen. Und dann was sollen wir mit Eurer Tugend anfangen? Die kann man nicht kaufen; Leinen brauchen wir, aber keine Tugend! Wißt Ihr nicht, daß der Werth der Produkte gemessen wird durch die Zeit, die zu Ihrer Produzierung erforderlich ist? Die Zeit, die Ihr braucht, um Eure Tugend auszuspinnen, die zählt nicht mit zum Produkte. Da war es auf einmal geschehn um unser Spin-

⁹⁶ Flamentum und Revolution. Ebenda. S. 353/354.

⁹⁷ Siehe Georg Weerth: Das tragikomische Belgien. In: Weerth. Sämtliche Werke. Bd. 4. S. 39, 42/43; ders.: Louis Blanc in Belgien und England. Ebenda. S. 91, 93; [ders.:] Louis Blanc. In: NRhZ. Nr. 90, 31. 8. 1848. S. 4, Sp. 2.

⁹⁸ Weerth an Wilhelmine Weerth, 27. September 1847. In: Weerth: Sämtliche Briefe. Bd. 1. S. 431.

nen, unser Spinnrad und unsere Tugend.“⁹⁹ Die Personalisierung eines Berichtes durch Teilnehmerperspektive, die die emotionale Nähe zum Geschehen herstellt, ist ein von Weerth gern gewähltes Stilmittel.¹⁰⁰ Ein Vergleich dieser im feuilletonistischen Stil gehaltenen Beiträge mit allen anderen von den Redakteuren der Zeitung verfassten Artikel – auch mit dem namentlich gezeichneten Beitrag von Ferdinand Wolff „Bürgerliches“ im Feuilletonteil¹⁰¹ sowie dem Ernst Dronke zugeschriebenen Pamphlet „Aufruf an das deutsche Volk“ im Anzeigenteil¹⁰² – lassen Weerths Autorschaft als höchst wahrscheinlich erscheinen.

Drittens gibt es zwischen diesem Artikel und Weerths Feuilletonbeitrag „Proklamation an die Frauen“ in der Abschlussnummer der NRhZ inhaltliche Parallelen: In beiden wird das couragierte Auftreten der Frauen hervorgehoben: In „Flamentum und Revolution“ heißt es: „Es war eine Art von Revolution, die von Frauen ausging. Die Frauen hatten Furcht vor Mangel, Furcht vor Hunger, Furcht vor den Skrofeln, Furcht, daß ihren Männern das Franzosenthum abhanden komme, und sie bewegten ihre Männer zu einem Aufstande.“¹⁰³ In seiner „Proklamation“ verspottete Weerth die Männer der Berliner und Frankfurter Nationalversammlung und meinte: „Wärt ihr Frauen am Ruder gewesen, wahrlich, alles wäre anders geworden. Lachend hättet ihr eure ambrosischen Locken geschüttelt, und nach kurzen Debatten hättet ihr irgendeinen Adonis zum deutschen Kaiser gemacht, und nach drei Tagen hättet ihr ihn geköpft, und aus seinem Blute wären blutrote Rosen gewachsen, die Blumen der Liebe und der Republik! [...] Laßt eure alten Männer laufen; nehmt neue Männer, revolutionäre Männer – voilà tout!“¹⁰⁴

Viertens ist in den Artikel folgender Zweizeiler eingeflochten: „Der Faden war gebrochen / Die Tugend brach entzwei!“¹⁰⁵ Weerth fügte bevorzugt in vielen seiner Arbeiten im Vormärz, aber auch in seinen Feuilletons der Revolu-

⁹⁹ Grandjoc: Affäre Risquons-Tout, S. 352/353.

¹⁰⁰ Dies scheint mir auch auf seine Autorschaft an einer weiteren Korrespondenz hinzuweisen: [Georg Weerth:] Physiognomie von Holland. In: NRhZ. Nr. 30, 30.6.1848. S. 3, Sp. 3. Weitere Artikel Weerths in dieser Diktion mit Feuilletoncharakter siehe [Georg Weerth:] Die Brüsseler Long-champs. In: Weerth. Sämtliche Werke. Bd. 4. S. 35/36; [ders.:] Louis Blanc. In: NRhZ. Nr. 90, 31.8.1848. S. 4, Sp. 2; [ders.:] Die Matrizen des Leopoldordens. Ebenda. Nr. 130, 31.10.1848. S. 3, Sp. 1; [ders.:] Complimente – Französische Sprache und ein Schneidermeister. Ebenda. Nr. 187, 5.1.1849. Beilage. S. 2, Sp. 2.

¹⁰¹ Ferdinand Wolff: Bürgerliches. In: NRhZ. Nr. 23, 23.6.1848. S. 1, Sp. 1, bis S. 2, Sp. 3.

¹⁰² Aufruf an das deutsche Volk! Ebenda. Nr. 22, 22.6.1848. S. 4, Sp. 1. Siehe I. Hundt: Ernst Dronke. S. 100.

¹⁰³ Ebenda. S. 354/355.

¹⁰⁴ Weerth: Sämtliche Werke. Bd. 4. S. 282/283.

¹⁰⁵ Grandjoc: Affäre Risquons-Tout. S. 354.

tionszeit sowie in seinen bisher ermittelten Artikeln im politischen Teil der NRhZ Zwei- bzw. Vierzeiler ein. Hierbei hat er wohl unmittelbar beim Schreiben selbst, sozusagen aus dem Stegreif¹⁰⁶, diesen Zweizeiler verfasst, da eine Quelle hierfür bisher nicht ermittelt werden konnte. Zwar nutzten auch Marx und Engels eingeschobene Verszeilen, vor allem zur Ironisierung von politischen Ereignissen und Tatbeständen, nur waren es vorzugsweise solche von Goethe und Heine.

Fünftens appelliert der Verfasser bei der Schilderung der sich immer stärker verschlechternden Lebenslage der Leinenweberinnen an das Mitgefühl der Leser. Eine Analogie zu „Flamentum und Revolution“ bietet die gefühlsbetonte Schilderung der Arbeitenden in Weerths „Das Blumenfest der englischen Arbeiter“: „[...] – nein, die Knaben und Mädchen der Fabriken schleichen stumm und traurig ihrer Freiheit entgegen, denn ein Tag der angestrengtesten Arbeit hat ihre Füße gelähmt, ihre Arme zerschlagen, ihren Sinn verwirrt, und ein Alp reitet die Müdigkeit auf ihren armen Seelen. – Und nun die Männer und Frauen! Tiefer Ernst liegt auf ihren Gesichtern; und die Gesichter sind dunkel, schmutzig; nur hin und wieder hat ein voller, schwerer Schweißtropfen, der über Stirn und Wangen rieselte, eine weiße Straße in das staubige Antlitz gefurcht. Die Männer sprechen miteinander – keiner sieht den andern dabei an –, die Köpfe sind gesenkt, und die Augen starren auf das Pflaster der Gassen.“¹⁰⁷ Diese überaus emotionale Beschreibung der Lebenswelt ist für Engels untypisch. Auch er hat ausführlich die entsetzlichen Arbeits- und Lebensbedingungen in den Industriezentren in seinem Werk „Die Lage der arbeitenden Klasse in England“ geschildert; die Ausführungen darüber sind jedoch unverkennbar sachlicher gehalten.¹⁰⁸ Weerth dagegen, der ebenfalls in seinen „Skizzen aus dem sozialen und politischen Leben der Briten“ z.B. die ruinösen Folgen der rasanten industriellen Entwicklung in Bradford skizziert hatte, nutzte vorzugsweise eine anschauliche, emotionale Sprache.¹⁰⁹

Sechstens. Noch ein weiteres stilistisches Merkmal lässt auf Weerth als Verfasser schließen. Typisch für seinen Schreibstil sind seine Wortwiederholungen, um beispielsweise eine monotone Tätigkeit dem Leser einprägsamer zu

¹⁰⁶ Solche Zweizeiler, unmittelbar beim Schreiben entstanden, finden sich auch in Weerths Briefen. Siehe u. a. Georg Weerth an Engels, Moses Hess und Marx. In: Weerth: Sämtliche Briefe. Bd. 1. S. 333.

¹⁰⁷ Weerth: Skizzen aus dem sozialen und politischen Leben der Briten. In: Weerth: Sämtliche Werke. Bd. 3. S. 233.

¹⁰⁸ Siehe besonders die Abschnitte „Die großen Städte“, „Die irische Einwanderung“ und „Resultate“. In: MEW. Bd. 2. S. 256–305, 320–359.

¹⁰⁹ Siehe Weerth: Skizzen. S. 165.

vermitteln und zugleich durch eine Analogie den gesellschaftlichen Zustand zu charakterisieren: „Unsere Töchter *spannen*, und wie sie *spannen*, *entspann* sich unter der Hand die schöne patriarchalische *Tugend*.“ Oder: „*Schneeweiß* war unser Leinen, *schneeweiß* unser *Gemüth*, und *Gemüth* und *Tugend* und Leinen bildeten ein Gespinnst von der feinsten Art.“¹¹⁰ An anderer Stelle des Beitrages kam es Weerth mit derselben Wortwahl darauf an, bei den Lesern besonders den Angstzustand gedanklich zu eskalieren: „Es war eine Art von Revolution, die von Frauen ausging. Die Frauen hatten *Furcht* vor Mangel, *Furcht* vor Hunger, *Furcht* vor den Skrofel, *Furcht*, daß ihren *Männern* das Franzosenthum abhanden komme, und sie bewegten ihre *Männer* zu einem Aufstand.“¹¹¹ Analoge Beispiele finden sich im Œuvre von Weerth vielfach.

Wie ist aber der in keinem Zusammenhang zum Prozess stehende Artikel innerhalb der Serie zu erklären? Denkbar wäre, dass Engels und Weerth bei der Serie arbeitsteilig vorgegangen sind. Diese Annahme muss jedoch verworfen werden, da es in mindestens zwei weiteren Beiträgen inhaltliche Zusammenhänge zu „Flamentum und Revolution“ gibt.¹¹² Aufgrund fehlender Quellen kann die Antwort nur hypothetisch ausfallen: Wahrscheinlich lagen die beiden als Vorlage für die „S-Korrespondenzen“ dienenden belgischen Zeitungen „Le Moniteur Belge“ und „La Nation“ mit den Berichten von der 17. Sitzung der Gerichtsverhandlung nicht rechtzeitig in der Kölner Redaktion vor. Der letzte „Risquons-Tout“-Beitrag vor „Flamentum und Revolution“, d.h. der fünfte, wurde am 18. August für die Ausgabe des folgenden Tages geschrieben (Nr. 80). Erst vier Tage später scheinen die beiden belgischen Blätter eingetroffen zu sein. Dafür spricht, dass dann in der Nummer 83 der NRhZ vom 23. August 1848 sowohl über die 17. als auch 18. Sitzung berichtet wurde.¹¹³ Um die Zeit zu überbrücken, fertigte Weerth möglicherweise den im Feuilletonstil geschriebenen Beitrag an.

Erkenntnisse und Konsequenzen für weitere „Marx-Engels-Artikel“

Die vorgelegten Fakten und Indizien zeigen, dass die Artikelserie „Affäre Risquons-Tout“ mit hoher Wahrscheinlichkeit Georg Weerth zum Autor hat und nicht, wie von Pelger und Grandjunc angenommen, Friedrich Engels. Somit

¹¹⁰ Grandjunc: Affäre Risquons-Tout. S. 352. Hervorhebungen von F.M., auch im folgenden Satz.

¹¹¹ Ebenda. S. 354/355.

¹¹² So u.a. im fünften, worauf auch Grandjunc verwies (S. 350, Anm. 58) und im achten Artikel. Ebenda. S. 360/361.

¹¹³ Siehe die Übersicht ebenda. S. 329/330.

werden die 13 Artikel der Beitragsfolge „Affäre Risquons-Tout“ nicht in MEGA[®]-Band I/7 aufgenommen.¹¹⁴ Auch die Aufnahme in den Anhang des Bandes als Dubiosum muss ausgeschlossen werden.

Im Ergebnis dieser Autorschaftskorrekturen stellt sich deshalb die Frage, ob Weerth nicht generell die Belgien-Berichterstattung federführend bestritten hat. Denn über die genannte Serie hinaus ist es gelungen, innerhalb der Länderrubrik „Belgien“ elf weitere Artikel von Weerth zu identifizieren.¹¹⁵ Die genaue Analyse des gesamten Umfeldes von Weerths beruflicher, politischer und publizistischer Tätigkeit im Vormärz, seiner Redaktionsarbeit im politischen Teil der NRhZ und schließlich seine zu Belgien verfassten Feuilletons bestätigen diese Annahme, dass er auch die Verantwortung für die Rubrik „Belgien“ inne hatte.¹¹⁶ Das bedeutet jedoch nicht, dass zwangsläufig jeder Beitrag in dieser Rubrik ihm zuzuordnen wäre.¹¹⁷

Unter dem qualitativ neuen Blickwinkel auf die vielfältige Redaktionstätigkeit von Weerth, der die „Nebenschauplätze“ der europäischen Revolution und darüber hinaus die politischen und wirtschaftlichen Geschehnisse in Übersee und Asien verfolgte, ist die bisher angenommene Autorschaft von Marx und Engels an weiteren Artikeln erneut zu prüfen. Nach gegenwärtigem Erkenntnisstand betrifft das mindestens vier Artikel, die im Folgenden untersucht werden sollen.

Erstens. Im 43. (Ergänzungs)-Band der Sočinenija wird der Artikel „Neueste Nachrichten aus dem Musterstaat“ Marx zugeschrieben.¹¹⁸ Eine erneute Ana-

¹¹⁴ Der Verf. dankt Dr. Richard Sperl für eine Stellungnahme zu der vorgelegten Analyse. Er kommt zu demselben Ergebnis.

¹¹⁵ Das betrifft folgende Artikel: [Georg Weerth:] Die belgische Konstitution; [ders.:] Offiziersdiäten; [ders.:] Niederlage der Alliance; [ders.:] Louis Blanc; [ders.:] Der Pauperismus; [ders.:] Neueste Nachrichten aus dem Musterstaat (irrtümlich Marx zugewiesen, siehe Soč 43. S. 33–35); [ders.:] Die Meinungsfreiheit im Musterstaat; [ders.:] Die Independance und die Daily News; [ders.:] Die Matrizen des Leopoldordens; [ders.:] Ein Brief Mellinets; [ders.:] Complimente – Französische Sprache und ein Schneidermeister. In: NRhZ. Nr. 1, 9, 16 (Beilage), 90, 92, 114, 116, 120, 130, 183 (Beilage), 187 (Beilage.) 1., 9., 16.6., 31.8., 2.9., 12., 14., 19., 31.10., 31.12.1848 u. 5.1.1849. Füllner und der Verfasser haben 2004 bereits vier Beiträge in dieser Rubrik Weerth mit einer Kurzbegründung zugeordnet. Siehe Füllner, Melis: „Du hast dich bisher so freundlich für mich bezeugt ...“. S. 328–330.

¹¹⁶ Siehe François Melis: Georg Weerth und seine Beiträge für die Rubrik „Belgien“ in der „Neuen Rheinischen Zeitung“. In: Grabbe-Jahrbuch 2006. Hrsg. v. Kurt Roessler u. Peter Schütze (im Druck).

¹¹⁷ Bei der (auch räumlich) engen Zusammenarbeit in der Redaktion kann und muss man unterstellen, dass die eine oder andere Nachricht von anderen redigiert und sogar mit entsprechenden Kommentaren versehen worden ist, wie das bereits erwähnte Beispiel mit Ferdinand Wolff zeigt.

¹¹⁸ Poslednie izvestija iz „obrazcovogo gosudarstva“. In: Soč 43. S. 33–35.

lyse dieses Beitrages, der unter der Rubrik „Belgien“ steht, führt zu dem Ergebnis, dass stattdessen Weerth als Autor angesehen werden muss. Zum besseren Verständnis ist der Zeitpunkt der Entstehung des Artikels, sein Inhalt und der Bezug zu der gesamten Nummer 114 vom 12. Oktober 1848, in der er erschienen ist, zu beleuchten. Diese Ausgabe war die erste, die nach dem Verbot der NRhZ am 26. September und nach Überwindung bedeutender Schwierigkeiten – Marx stand mit der Zeitung vor dem Bankrott – wieder erscheinen konnte.¹¹⁹ Für zehn Tage mussten Marx und Weerth allein das Blatt redigieren, da alle anderen fünf Redakteure nach der Verhängung des Belagerungszustandes über Köln das Weichbild der Stadt verließen, um einer drohenden Verhaftung zu entgehen. Somit kommen in der Tat nur sie als Autoren des betreffenden Artikels in Frage.

Beherrschendes Thema der Nummer 114 waren die revolutionären Kämpfe in Wien. Ihnen widmete Marx den Leitartikel: „Revolution in Wien“¹²⁰ Diesem folgten die umfangreichen Korrespondenzbeiträge von Eduard Müller-Telling über die Kämpfe selbst. Sie nahmen fast drei Seiten in Anspruch. Marx, der aufgrund ihrer politischen Bedeutung die Wiener Ereignisse in den folgenden Ausgaben weiter als Spitzenbeiträge kommentierte¹²¹, dürfte die Korrespondenzen intensiv durchgesehen und redaktionell bearbeitet haben. Darüber hinaus war er mit organisatorischen¹²² und insbesondere finanziellen Problemen der Zeitung voll in Anspruch genommen; letztere drohten auch in der Folgezeit beständig zu einem Desaster auszufern.¹²³

Weerth hatte wohl das Ressort der Auslandsberichterstattung übernommen. Dafür spricht, dass er nach dem 21. Oktober dieses an Freiligrath, der neu in die Redaktion eingetreten war, mit Ausnahme der Rubrik „Französische Republik“ abgab.¹²⁴ Hierzu gehörte auch die Belgien-Rubrik, für die er nach den

¹¹⁹ Siehe François Melis: Bemühungen um den Erhalt der „Neuen Rheinischen Zeitung“. Eine Dokumentation. In: Beiträge zur Marx-Engels-Forschung. Neue Folge 1992. Hamburg 1992. S. 154–172.

¹²⁰ Karl Marx: Revolution in Wien. In: MEW. Bd. 5. S. 417/418.

¹²¹ Ders.: Die „Frankfurter Oberpostamts-Zeitung“ und die Wiener Revolution; ders.: [Die Wiener Revolution und die „Kölnische Zeitung“;] ders.: Die neuesten Nachrichten aus Wien, Berlin und Paris; ders.: Wiener Nachrichten; ders.: Sieg der Kontrerevolution zu Wien. Ebenda. S. 428/429, 451–454, 455–457; Soç 43. S. 37/38.

¹²² „Ich bin jezt, da alle ausser Weerth fort und Freiligrath erst seit einigen Tagen eingetreten, bis über die Ohren beschäftigt, komme gar nicht zu ausführlichem Arbeiten und zudem thut das Parket alles, um mir Zeit zu stehlen.“ Marx und Louis Schulz an Engels, um den 29. oder 30. Oktober 1848. In: MEGA² III/2. S. 163.

¹²³ Als Engels spätestens am 24. Januar 1849 wieder aus dem Schweizer Exil in Köln eintraf, fand er die Zeitung „täglich auf dem Sprung, sich bankerutt zu erklären“. Marx und Wilhelm Wolff an Ernst Dronke, 3. Februar 1849. In: MEGA² III/3. S. 10.

¹²⁴ Freiligrath an seine Schwiegermutter Ulrike Melos um den 18. November 1848: „Heute geht

nun vorliegenden Erkenntnissen bereits seit dem 1. Juni die Verantwortung trug.

Unmittelbarer Anlass für den Beitrag über den „Musterstaat“ war der im belgischen Blatt „La Nation“ veröffentlichte Leitartikel über die Ausweisung von Engels und Dronke aus Belgien.¹²⁵ Für Weerths Autorschaft sind über die genannte Arbeitsteilung hinaus vier weitere Anhaltspunkte relevant. Erstens verwies er auf seinen Auftaktartikel „Die belgische Konstitution“ in der NRhZ vom 1. Juni 1848: „Daß das belgische Gouvernement zwei Redakteure der Neuen Rheinischen Zeitung so brutal behandelte, läßt sich übrigens noch eher begreifen, da die N. R. Z. schon in ihrer ersten Nummer die Illusionen über den belgischen Musterstaat nach Verdienst ridiculisirte.“¹²⁶ Zweitens ist für Weerth charakteristisch, wie er Informationen anderer Zeitungen für seine Beiträge intensiv nutzte. Gezielt gab er einen Beitrag aus dem Blatt „Messenger de Gand“ wörtlich wieder, um den Redakteur der „Kölnischen Zeitung“ Franz von Wolffers als bezahlten Mann von Rogier zur Verherrlichung des „belgischen Musterstaats“ zu denunzieren.¹²⁷ Interessant hierbei sind zwei Aspekte. Zum einen hat er diesen Beitrag nicht aus dem genannten Blatt entnommen, wie er dies vorgab. Dieses lag in der Redaktion nicht vor, sondern er übernahm ihn aus derselben Ausgabe von „La Nation“ mit dem Leitartikel über die Affäre Engels und Dronke.¹²⁸ Diese Arbeitsweise wandte Weerth mehrfach an, wie sein Feuilletonbeitrag „Louis Blanc in Belgien und England“ belegt. Auch hier suggerierte er den Lesern, dass er die Information über die Arretierung

ein Kreuzband mit verschiedenen Nummern unsrer Zeitung an Sie ab. Außer Gedichten enthalten dieselben auch Prosa-Artikel von mir. Großbritannien, Italien, Amerika, das ganze Ausland (mit Ausnahme Frankreich) ist fast immer aus meiner Feder.“ (Freiligraths Briefwechsel mit Marx und Engels. Teil I: Einleitung und Text. Bearb. u. eingel. v. Manfred Häckel. Berlin 1968. S. L.)

¹²⁵ Neueste Nachrichten aus dem Musterstaat. In: NRhZ. Nr. 114, 12. 10. 1848. Beilage. S. 1, Sp. 2. La Nation. Nr. 159, 7. 10. 1848. S. 1, Sp. 1: „Les expulsions se suivent d’assez près, [...]“

¹²⁶ NRhZ. Nr. 114, 12. 10. 1848. Beilage. S. 1, Sp. 2/3; [Georg Weerth:] Die belgische Konstitution. Ebenda. Nr. 1, 1. 6. 1848. S. 2, Sp. 3. Autorschaftsnachweis in: Melis: Georg Weerth und seine Beiträge für die Rubrik „Belgien“; ders.: Autorschaftsanalyse für den MEGA²-Band I/7 [...], Anlage 8: Übersicht der Artikel/Korrespondenzen in der Rubrik „Belgien“ der NRhZ [...]. S. 1–4. Darüber hinaus liegen sechs inhaltliche Bezüge vor zu seinem namentlich gezeichneten Feuilletonbeitrag „Das tragi-komische Belgien“. In: NRhZ. Nr. 8, 8. 6. 1848. S. 1, Sp. 1, bis S. 2, Sp. 2.

¹²⁷ Neueste Nachrichten aus dem Musterstaat. Ebenda. Nr. 114, 12. 10. 1848. Beilage. S. 1, Sp. 3. Zu Wolffers siehe: Franz Anton von Wolffers. In: Karl Buchheim: Die Geschichte der Kölnischen Zeitung. Ihrer Besitzer und Mitarbeiter. Zweiter Band: Von den Anfängen Joseph Dumonts bis zum Ausgang der deutschen bürgerlichen Revolution 1831–1850. Köln 1930. S. 277–279.

¹²⁸ Siehe La Nation. Nr. 159, 7. 10. 1848. S. 1, Sp. 3: „Nous lisons dans le *Messenger*: [...]“

von Louis Blanc im Genter Gefängnis aus „Messenger de Gant“ entnommen hatte.¹²⁹ Zum anderen gehörte Wolffers mit zu den Personen, die Weerth bevorzugt mit Spott belegte. In seinem Gedicht „Kein schöner Ding ist auf der Welt Als seine Feinde zu beißen“ veröffentlicht in der derselben Ausgabe der NRhZ, in der auch über die Ausweisung der beiden Redakteure aus Belgien berichtet wurde, schrieb er ironisch: „Ein Pommer zwar von Geburt, überragt / Er doch noch Herrn Wolffers (sic), ich finde / Daß dieser ein Belgier ist – o Gott / Vergib mir meine Sünde!“¹³⁰

Drittens kam Weerth in den beiden folgenden Ausgaben erneut auf die Ausweisungsaffäre von Engels und Dronke sowie auf die angebliche Meinungsfreiheit im „Musterstaat“ Belgien zurück.¹³¹ Viertens finden sich typische Stilelemente und der Wortgebrauch von Weerth. Ein Beispiel: Nachdem er aus „Messenger de Gant“, genauer gesagt aus „La Nation“, die bezahlten hohen Summen an Journalisten für wohlmeinende Beiträge über Belgien zitiert hatte, fügt der Autor hinzu: „Sind diese Eröffnungen nicht allerliebste? Aber ich bin noch nicht zu Ende.“¹³² Das Wort „allerliebste“ wurde von Weerth gern gebraucht. Das zeigt sich sowohl in seinen Vormärzarbeiten¹³³ als auch in seinen Feuilletons „unter dem Strich“ in der NRhZ.¹³⁴ Des weiteren benutzte Weerth

¹²⁹ Siehe ebenda. Nr. 123, 31.8.1848. S. 1, Sp. 3: „M. Louis Blanc est parti hier soir [...]. (Messenger de Gant.)“ So verfuhr Weerth auch mit der „Times“, auf die er verwies, deren Aussagen er jedoch in derselben Ausgabe von „La Nation“ gefunden hatte. Ebenda. S. 1, Sp. 3, bis S. 2, Sp. 1. „Selbst die Times erkennt die belgische Gefälligkeit nur scherzhaft an.“

¹³⁰ Georg Weerth: Kein schöner Ding ist auf der Welt Als seine Feinde zu beißen.“ Ebenda. Nr. 114, 12.10.1848. S. 2, Sp. 3; Weerth: Sämtliche Werke. Bd. 1. S. 275. Die Anspielung auf „ein Belgier“ resultiert daraus, dass Wolffers einer alten Familie aus Flamen entstammte. Er war längere Zeit in Belgien journalistisch tätig, bevor er 1846 für die „Kölnische Zeitung“ schrieb.

¹³¹ Die „Nation“ über Engels und Dronke. In: NRhZ. Nr. 115, 13.10.1848. S. 3, Sp. 3. Nach dem einleitenden Satz brachte Weerth die wörtliche Übersetzung aus La Nation. Nr. 164, 12.10.1848. S. 1, Sp. 1. [Georg Weerth:] Die Meinungsfreiheit im „Musterstaat“. In: NRhZ. Nr. 116, 14.10.1848. S. 3, Sp. 1; La Nation. Nr. 164, 12.10.1848. S. 1, Sp. 1.

¹³² Neueste Nachrichten aus dem Musterstaat. In: NRhZ. Nr. 114, 12.10.1848. Beilage. S. 1, Sp. 3.

¹³³ Beispiele in: Weerth: Skizzen. In: Weerth: Sämtliche Werke. Bd. 3. S. 41, 76, 147 (Hervorhebungen F.M.): „Ach Gott, die Douane! Wo alle die kleinen, *allerliebsten* Geheimnisse einer Damenschatulle ans Licht kommen, [...]“ „Mit den Götzenbildern des Britischen Museums hat sich einst eine *allerliebste* Aventure zugetragen: [...]“ „Als Alles in gehöriger Ordnung war, huschte sie wieder die Treppen hinauf, und wer unten stand, hätte sich über zwei *allerliebste* kleine Füße freuen müssen [...]“

¹³⁴ So z.B. in Weerths Feuilleton „Die Langeweile, der Spleen und die Seekrankheit“ sowie in seiner bekannten Serie „Leben und Taten des berühmten Ritter Schnapphahnski. In: Weerth: Sämtliche Werke. Bd. 4. S. 210, 213, 299 (Hervorhebungen F.M.): „Eine peinliche Windstille entsteht in der Konversation. Ich habe Zeit, die junge Person zu betrachten; sie ist *allerliebste*.“ „Wenn Ihnen die *allerliebste* Miss Thompson einen Heiratsantrag machte, [...]“ „Ich bitte

das Personalpronomen, wie im eben zitierten Beispiel, im Singular, Marx dagegen in seinen Artikeln generell im Plural. Auch das Wort „allerliebste“ ist für ihn untypisch, erst recht in politischen Beiträgen.

Zweitens. In seinem Artikel „Kalifornisches Gold in der ‚Neuen Rheinischen Zeitung‘“ machte Martin Hundt auf einen bisher unbekanntem Marx-Beitrag in der NRhZ vom 13. Januar 1849 aufmerksam¹³⁵, der fünf Tage später fortgesetzt wurde.¹³⁶ Der erste Beitrag unter der Rubrik „Großbritannien“ besteht, bis auf zwei einleitende Sätze, aus dem Referat eines Leitartikels aus den „Daily News“ über die kalifornischen Goldfunde und die Veränderungen des internationalen Gold- und Silberpreises. In den übersetzten Text aus dem englischen Blatt war von der Redaktion eine in Klammern gesetzte Bemerkung eingefügt: „Die Daily News vergessen die aus ganz Europa nach England geflüchteten Schätze. Nach der ersten französischen Revolution strömte ebenso das Gold und Silber aus Frankreich, Holland, Belgien u. s. w. nach England etc.“¹³⁷ Aus dem fünf Tage später folgenden Abschlussartikel, ebenfalls unter „Großbritannien“, zitierte Hundt dann u. a. folgende Sätze: „Die unmittelbarste Folge der californischen Goldmacherei für Europa ist eine Ueberproduktion in England, und damit eine Handels- und Industriekrise, die, unter den jetzigen Umständen, ein Hauptferment der bevorstehenden Revolution bilden wird. Schon bilden sich wie zur Zeit Laws und wie 1825, (auf Veranlassung der Unabhängigkeits-Anerkennung Mexikos von Seiten Englands) Aktien-Kompanien zur Ausbeutung von Californien in Nordamerika und England, [...]. Die Times befürchtet sogar schon, daß Europa mehr Gold nach Amerika, als Amerika nach Europa schicken wird.“¹³⁸

Sowohl der eingefügte redaktionelle Exkurs im ersten Beitrag als auch der Fortsetzungsartikel haben, so Hundt, Marx zum Autor. Als Beweis führte er zum einen an, dass Weerth sich auf einer ausgedehnten Geschäftsreise durch

meine Leser, nicht zu lachen. Schnapphahnski ist ein wunderschöner Mann, den manches *allerliebste* Frauenzimmerchen recht gern in den kohlschwarzen Bart hineinküssen würde.“

¹³⁵ Martin Hundt: Kalifornisches Gold in der „Neuen Rheinischen Zeitung“. In: Beiträge zur Marx-Engels-Forschung. Berlin. H. 28. 1989. S. 217–224.

¹³⁶ Einfluß des californischen Goldes auf die ökonomischen Verhältnisse. In: NRhZ. Nr. 194, 13.1.1849. Beilage. S. 1, Sp. 3, bis S. 2, Sp. 3; der Fortsetzungsartikel ebenda. Nr. 198, 18.1.1849. S. 3, Sp. 1–2 hat einen veränderten Titel in der „Uebersicht“: Das californische Gold und der bürgerliche Verkehr. Dass es sich um eine Fortsetzung des erstgenannten Artikels handelt, wird durch den redaktionellen Hinweis zu Beginn des zweiten Beitrages „(Schluß zu Nro. 194.)“ bestätigt.

¹³⁷ M. Hundt: Kalifornisches Gold. S. 220; Einfluß des californischen Goldes. In: NRhZ. Nr. 194, 13.1.1849. Beilage. S. 2, Sp. 1.

¹³⁸ M. Hundt: Kalifornisches Gold. S. 221; Das californische Gold und der bürgerliche Verkehr. In: NRhZ. Nr. 198, 18.1.1849. S. 3, Sp. 3.

Norddeutschland, Belgien und Großbritannien befunden habe und, obwohl Freiligrath im Dezember 1848 und im Januar 1849 für die „Großbritannien“-Rubrik zuständig war, Marx bei besonders theoriereichen Themen selbst eingegriffen habe. Zum anderen würde die Erörterung der „Daily News“ sich inhaltlich z.T. direkt an die Bücher von Gustav von Gülich anschließen, die Marx 1847 ausführlich exzerpiert hatte. Bemerkenswert erschien Hundt, dass aufgrund der Kürze des zweiten Beitrages dieser durchaus noch Platz im ersten Artikel gefunden hätte. Dieses Vorgehen ließe sich nur damit erklären, dass Marx für einen Kommentar noch Zeit zum Nachschlagen und Nachdenken benötigte oder auch Diskussionsbedarf mit Engels und Freiligrath hatte.¹³⁹ Hundt verwies auch darauf, dass die Aktiengeschäfte des schottischen Ökonomen und Finanzfachmanns John Law 1849 bereits 130 Jahre zurücklagen, um dann die rhetorische Frage zu stellen: „Wer erinnerte sich besser an sie, als derjenige, der sich 1847 an vier Stellen seines Gülich-Exzerpts damit befasst hatte? Und welcher Zeitgenosse von 1849 erinnerte sich an die ein Vierteljahrhundert zurückliegende diplomatische Anerkennung der Republik Mexiko durch Großbritannien und den damit in Zusammenhang stehenden Aktienschwindel zur Ausbeutung Kaliforniens?“¹⁴⁰ Dies konnte für Hundt nur Marx sein.

Das erweist sich jedoch in verschiedener Hinsicht als Fehlschluss: Weerth trat erst am 20. oder 21. Januar 1849 seine Reise an¹⁴¹; Engels konnte Marx in der Kürze der Zeit, die zwischen den beiden Beiträgen lag, nicht konsultieren, da ersterer sich noch in Bern aufhielt.¹⁴² Weerth muss demzufolge als möglicher Autor einbezogen werden. Er war sowohl über Laws Spekulationsgeschäfte als auch über die Folgen der Anerkennung Mexikos durch Großbritannien im Bilde. Denn im Zusammenhang mit dem Spekulationsfieber beim Eisenbahnbau in England schrieb er in seinen „Skizzen aus dem sozialen und politischen Leben der Briten“: „Ein Eisenbahngeschäft ist jedem zugänglich: ein Fetzen Papier, eine Unterschrift und ein wenig Kredit, das reicht hin, um Geschäfte in die Tausende hinein zu machen, und gerade wie weiland bei den Tulpenschwindeleien in Holland, wie bei den Spekulationen Laws und bei den Ereignissen von 1825 [...] stürzt sich fast die ganze Bevölkerung Alt-Englands

¹³⁹ M. Hundt: Kalifornisches Gold. S. 220/221.

¹⁴⁰ Ebenda. S. 221/222.

¹⁴¹ Weerth an Wilhelmine Weerth, 30. Januar 1849. In: Weerth: Sämtliche Briefe. Bd. 1. S. 461/462.

¹⁴² Siehe François Melis: Friedrich Engels' Wanderung durch Frankreich und die Schweiz im Herbst 1848. Neue Erkenntnisse und Hypothesen. In: MEGA-Studien 1995/1. Berlin 1995. S. 81.

blindlings hinein in diesen Taumel der Spekulation, in diesen Sturm nach Gewinn, nach Verdienst, nach unendlichem Reichtum.“¹⁴³ Es dürfte demzufolge kein Zufall sein, dass die Aussage über Law und 1825 im Schlussartikel in derselben Folge stand, wie in den „Skizzen“, auch wenn der inhaltliche Bezug die Bildung von Aktienkompanien zur Ausbeutung des Goldes war.

Der abschließende Gedanke – eine „Handels- und Industriekrise“ infolge der „Überproduktion in England“ könne auf dem europäischen Kontinent die ökonomische Grundlage für die erhofften „zweite Revolution“ bilden – sei, so Hundt, ein zentraler Gedankengang von Marx gewesen. Aber diese Hoffnung teilten nachweislich alle anderen Redakteure auch!¹⁴⁴ Demzufolge kann der Gedanke einer „zweiten Revolution“ nicht als ein Kriterium für die Autorschaft von Marx herangezogen werden.

Dass Weerth auch die möglichen Veränderungen im internationalen Gold- und Silberpreis durch den massenhaften Abbau des kalifornischen Goldes im Blick hatte, wird aus seinem Abschlusskommentar über die Preisentwicklung der Eisenproduktion in Großbritannien ersichtlich, den er zwei Nummern zuvor in einem kurzen Beitrag wiedergab: „Der Werth der britischen Eisenproduktion kommt, wenn die Verarbeitung zu geschmiedetem Eisen inbegriffen ist, der jährlichen Ausbeute aller Gold- und Silbergruben Amerika's gleich.“¹⁴⁵

Wie erklärt sich aber die Unterbrechung des Fortsetzungsbeitrages und vor allem seine Kürze? Einige Indizien deuten darauf hin, dass dieser hastig zum Abschluss gebracht wurde: Weerth fühlte sich für einige Tage unwohl und musste deshalb den wahrscheinlich für die folgende Ausgabe geplanten Abschluss des Artikels verschieben. An seine Mutter in Detmold schrieb er am 30. Januar 1849: „Du wirst Dich wundern, daß ich schon in Hamburg bin und daß ich noch nicht bei Dir war. Die Sache verhält sich folgendermaßen. Ich hatte nämlich meinen hiesigen Freunden versprochen, sie am 20. oder 22. d[iese]s M[ona]ts zu besuchen, und mein ursprünglicher Plan war, einige Tage vorher von Köln abzureisen und dann erst in Detmold zu bleiben. Leider hatte ich mir aber eine so starke Erkältung mit Zahnweh und ähnlicher angenehmer Begleitung zugezogen, daß ich mehrere Tage zu Hause bleiben mußte und

¹⁴³ Weerth: Skizzen. In: Weerth: Sämtliche Werke. Bd. 3. S. 395/396.

¹⁴⁴ So kommentierte beispielsweise Freiligrath zehn Tage später angesichts des gestiegenen Vertrauens gegenüber den englischen Staatsschuldscheinen: „Der beste Beweis, daß uns bald wieder eine europäische Revolution bevorsteht, liegt in der gränzenlosen Sicherheit und dem steigenden Uebermuth der hohen Finanz. [...] So sicher glaubt sich die engl. hohe Bourgeoisie. Aber je sicherer sie ist, desto näher ist ihr Sturz!“ [Ferdinand Freiligrath:] [Der Übermut der englischen Bourgeoisie.] In: NRhZ. Nr. 207, 28.1.1849. Zweite Ausgabe. S. 2, Sp. 3.

¹⁴⁵ [Georg Weerth:] Die Eisenproduktion Englands. Ebenda. Nr. 191, 10.1.1849. S. 3, Sp. 3.

daher mit allen meinen Plänen derangiert wurde.“¹⁴⁶ Die von Weerth geschilderte Unpässlichkeit fiel genau in die Zeit, als der erste Artikel erschien. Die unvorhergesehene Stockung und der übereilte Aufbruch zu seiner Reise ließ ihm wohl keine Zeit mehr, den Beitrag wie geplant fertig zu stellen.

Drittens soll einer der bekanntesten und in der Literatur oft zitierten Artikel – genauer gesagt eine Grußerwiderung – aus der NRhZ näher betrachtet werden: „Der ‚Northern Star‘ über die ‚Neue Rheinische Zeitung‘“ In der Ausgabe vom 24. Juni 1848 begrüßte der „Northern Star“ das Erscheinen der NRhZ „als einen würdigen, tüchtigen und tapferen Kampfgenossen in dem großen Kreuzzug gegen Tyrannei und Ungerechtigkeit in jeder Gestalt und Form.“¹⁴⁷ Danach wurden die sieben Redakteure vorgestellt und gewürdigt. Als das Charistenblatt am Montag, dem 26. Juni in Köln vorlag, erwiderte die Redaktion die Grüße und plazierte den Text unter die Rubrik „Großbritannien“. Sowohl in der ersten MEGA, Band I/7 als auch im Band VI der ersten Auflage der Sočinenija wurde die Grußerwiderung nicht ediert. Erst in der zweiten russischen und 1959 in der deutschsprachigen Werkausgabe¹⁴⁸ wurde sie aufgenommen. Später brachten auch fremdsprachige Editionen diesen Text.¹⁴⁹

Da Weerth die Verantwortung für die Rubrik besaß und in dieser Funktion nachweislich regelmäßig den „Northern Star“ auswertete¹⁵⁰, stellt sich die Frage der Autorschaft neu. Hierfür ist die „Großbritannien“-Rubrik auf Seite 4¹⁵¹ näher zu betrachten, um ihre Genesis zu rekonstruieren: Sie wird durch zwei Korrespondenzen angeführt, beide mit dem Korrespondenzzeichen „|“ sowie mit der Ort- und Datumsangabe „London, 25. Juni.“ versehen. Die erste Korrespondenz ist ein Kommentar über die Motion von Joseph Hume zur Parlamentsreform, die Gegenstand der Unterhausdebatte vom 22. Juni war; die zweite behandelt die heftigen Anfeindungen gegen Feargus O’Connors Landplan. Unmittelbar danach folgt die genannte Grußerwiderung, lediglich mit einem Gedankenstrich von der zweiten Korrespondenz abgehoben und nicht,

¹⁴⁶ Weerth an Wilhelmine Weerth, 30. Januar 1849. In: Weerth: Sämtliche Briefe. Bd. 1. S. 461.

¹⁴⁷ The Northern Star. London. Nr. 557, 24.6.1848. S. 5, Sp. 1; Übersetzung aus: Der Bund der Kommunisten. Dokumente und Materialien. Hrsg. v. Herwig Förder, Martin Hundt, Jefim Kandel, Sofia Lewiowa. Bd. 1. 2. Aufl. Berlin 1983. S. 808.

¹⁴⁸ Auffallend ist, dass in der 1952 vorgelegten Druckfassung des Prospekts der zweiten Ausgabe der russischen Marx-Engels-Werke die Grußerwiderung noch nicht verzeichnet ist; somit erfolgte die Entscheidung für ihre Aufnahme erst bei der Vorbereitung der Edition des Bandes 5, der 1956 erschien; siehe Soč 5. S. 122; Karl Marx, Friedrich Engels: Der „Northern Star“ über die „Neue Rheinische Zeitung“. In: MEW. Bd. 5. S. 117.

¹⁴⁹ Siehe u. a. MECW. Vol. 7. S. 129.

¹⁵⁰ Melis: Georg Weerth in neuer Sicht. S. 180–183.

¹⁵¹ Siehe NRhZ. Nr. 27, 27.6.1848. S. 4.

wie generell, mit dem Redaktionszeichen – einem Stern (*) –, versehen. Das spricht dafür, dass die Mitteilung erst nachträglich eingefügt wurde. Ihr folgt unter „* Dublin, 21. Juni“ eine ausführliche Nachricht über ein Meeting der Vereinigung „Irische Konföderation“.

Wie ein Vergleich zeigt, waren die angeblichen Korrespondenzen derselben Ausgabe des „Northern Star“ entnommen, in der auch die Würdigung der NRhZ erfolgte. Mit annähernder Sicherheit kann davon ausgegangen werden, dass Weerth beide aus dem Englischen übersetzt und redaktionell bearbeitet hat. Denn sowohl eine Woche zuvor als auch später bediente er sich ebenfalls desselben Korrespondenzzeichen „||“, um aus dem Chartistenblatt Beiträge für die „Großbritannien“-Rubrik zu übernehmen und sie mit eigenen Worten zu interpretieren.¹⁵²

Den ersten Artikel, den Weerth für die fiktive Korrespondenz nutzte, entnahm er der Seite 4 mit dem Titel „House of Commons, Thursday“¹⁵³ und übersetzte ihn, wobei er ihn annähernd um die Hälfte kürzte.¹⁵⁴ Die zweite fiktive Korrespondenz entstand, indem Weerth einen offenen Brief von O’Connor an die Mitglieder des Landprojekts und der Arbeiterbank, der über drei Spalten der Titelseite einnahm¹⁵⁵, zusammenfasste, einen Satz zitierte und ihn mit einem Abschlusskommentar versah.¹⁵⁶ Auf Seite 5 derselben Nummer des Chartistenblattes entdeckte Weerth dann wohl den Artikel „The New Rhenish Gazette“ mit der redaktionellen Würdigung. Die Antwort der Redaktion der NRhZ bestand aus drei Sätzen: „– Das Organ der englischen Chartisten, der von Feargus O’Connor, G. Julian Harney und Ernst Jones redigierte Northern Star enthält in seiner letzten Nummer eine Anerkennung der Art und Weise wie die Neue Rheinische Zeitung die englische Volksbewegung auffaßt und die Demokratie überhaupt vertritt. Wir danken den Redakteuren des Northern Star

¹⁵² [Georg Weerth:] Die Chartistenbewegung; [ders.:] Sympathie der Engländer für Ernest Jones. In: NRhZ. Nr. 21, 21.6.1848. Beilage. S. 1, Sp. 1–2. In beiden Beiträgen verarbeitete Weerth sowohl wörtliche als auch zusammenfassende Passagen aus drei Artikeln des Northern Star. Nr. 556, 17.6.1848. S. 1, Sp. 1–2 u. 4 sowie S. 3, Sp. 6. Siehe auch: Feargus O’Connor an seine Landsleute. In: NRhZ. Nr. 48, 18.7.1848. S. 3, Sp. 3, bis S. 4, Sp. 2; den als Korrespondenz gekennzeichneten Artikel hat Weerth wörtlich übersetzt und mit einem einleitenden Satz versehen: „|| London, 15. Juli. Das bekannte Parlamentsmitglied und Führer der Chartisten, Feargus O’Connor, hat so eben folgenden Aufruf an die Irländer erlassen“.

¹⁵³ House of Commons, Thursday. In: The Northern Star. London. Nr. 557, 24.6.1848. S. 4, Sp. 5.

¹⁵⁴ [Georg Weerth:] Hume’s Motion und der Northern Star. In: NRhZ. Nr. 27, 27.6.1848. S. 4, Sp. 1: „|| London, 25. Juni.“

¹⁵⁵ To the Bank Depositors and Landmembers. In: The Northern Star. London. Nr. 557, 24.6.1848. S. 1, Sp. 1–4.

¹⁵⁶ [Georg Weerth:] O’Connors Landplan und der Auswanderungsplan. In: NRhZ. Nr. 27, 27.6.1848. S. 4, Sp. 1/2: „|| London, 25. Juni.“

für die freundschaftliche und ächt demokratische Weise in der sie unsere Zeitung erwähnt haben. Wir versichern ihnen zugleich, daß der revolutionäre Northern Star das einzige englische Blatt ist, an dessen Anerkennung uns etwas liegt.“¹⁵⁷

Gewiss hat Weerth sofort Marx bzw. Engels über dieses Grußschreiben informiert, und als sicher kann gelten, dass die Erwiderung nicht ohne Wissen von Marx verfasst wurde. Besonders der letzte Satz weist darauf hin. Doch eine konkrete Textfassung von ihm oder von Engels lässt sich nicht verifizieren.¹⁵⁸ Die beschriebene Konstellation weist eher auf Weerth als Autor hin. Dafür sprechen zwei weitere Gründe: Die der Grußerwiderung folgende Dublin-Nachricht wurde ebenfalls von Weerth redigiert. Er hat sie der „Times“ vom 23. Juni 1848 entnommen.¹⁵⁹ Da bis Redaktionsschluss die aktuellen englischen Blätter noch nicht in Köln eingetroffen waren¹⁶⁰, griff er notgedrungen auf die Freitag-Ausgabe zurück.¹⁶¹ Diese Kalamität scheint auch noch am folgenden Tag vorgelegen zu haben. Denn um die „Großbritannien“-Rubrik nicht ausfallen zu lassen, übernahm Weerth aus demselben „Northern Star“ vom 24. Juni wörtlich die von der „National Association of United Trades“ angenommenen Beschlüsse¹⁶² und kennzeichnete seinen redaktionellen Beitrag ebenfalls mit demselben fiktiven Korrespondenzzeichen sowie der Orts- und Datumsangabe („|| London, 25. Juni.“), wie in der vorangegangenen Nummer.¹⁶³

Ein weiteres Indiz für Weerths Autorschaft ist der Tatsache geschuldet, dass Marx' und Engels' Redaktionstätigkeit genau zu diesem Zeitpunkt durch die Nachrichten über die Insurrektion der Pariser Arbeiter erheblich in Anspruch

¹⁵⁷ Der „Northern Star“ über die „Neue Rheinische Zeitung“. In: NRhZ. Nr. 27, 27.6.1848. S. 4, Sp. 2; MEW, Bd. 5, S. 117.

¹⁵⁸ Aufgrund der Kürze des Textes lassen sich auch keine Stilelemente ausmachen. Beispielsweise lässt sich der Ausdruck „ächt“ vor „demokratische Weise“ bei allen drei Personen nachweisen.

¹⁵⁹ Ausführlich über die Arbeit mit der „Times“ durch Weerth siehe Melis: Georg Weerth in neuer Sicht. S. 187/188.

¹⁶⁰ In der NRhZ. Nr. 27, 27.6.1848. S. 4, Sp. 3, unterhalb der „Handels-Nachrichten“ informierte die Redaktion: „Bei Schlusse des Blattes waren die englischen Blätter noch nicht eingetroffen.“

¹⁶¹ *Ireland*. Retirement of Mr. J. O'Connell from Puplic Life. In: The Times. Nr. 19 897, 23.6.1848. S. 7, Sp. 1. Die annähernd die ganze Spalte ausfüllende Nachricht fasste Weerth zusammen, wobei er eine Aussage von John O'Connell wörtlich zitierte. [Georg Weerth:] Jung-Irland – O'Connell – Die neue irische League. In: NRhZ. Nr. 27, 27.6.1848. S. 4, Sp. 2–3.

¹⁶² National Association of United Trades. In: The Northern Star. London. Nr. 557, 24.6.1848. S. 6, Sp. 1–4.

¹⁶³ [Georg Weerth:] Die Konferenz der Association der vereinigten Gewerken. In: NRhZ. Nr. 28, 28.6.1848, S. 3, Sp. 2. Den zitierten Beschlüssen stellte Weerth eine kurze Erläuterung der Nationalassoziation der Vereinigten Gewerken Englands und Schottlands voran.

genommen war und sie deshalb schrieben: „* Köln, 26. Juni. Die Nachrichten aus Paris, die soeben eintreffen, nehmen so viel Raum ein, daß wir gezwungen sind, alle rasonierenden Artikel wegzulassen.“¹⁶⁴ Diese Erklärung erschien an demselben Tag, an dem auch der „Northern Star“ vorlag und die Grußerwiderung veröffentlicht wurde.

Schlussfolgerungen für weitere Autorschaftsbestimmungen

Als ausgezeichneter Kenner der westeuropäischen Szene in wirtschaftlicher wie in sozialer Hinsicht und als brillanter Schreiber muss Weerth künftig bei der Untersuchung von Artikeln, die Marx und Engels zugeschrieben werden könnten, mit berücksichtigt werden. Unerlässlich ist aber auch, die in den vorliegenden Editionen ihnen zugeordneten Texte erneut zu prüfen.

Da alle Beiträge anonym erschienen und für die Artikel von Marx oder Engels kaum Quellenbelege vorliegen, erlangen drei Aufgabenbereiche grundsätzliche Bedeutung: *Erstens* besitzt die Bestimmung weiterer indirekter Autorschaftskriterien unter formalen, inhaltlichen, strukturellen und stilistischen Aspekten Priorität. Und diese Aufgabenstellung bezieht sich nicht nur auf Marx und Engels, sondern auch auf alle anderen Mitarbeiter, wie das Beispiel Weerth augenfällig zeigt. Die journalistischen Fähigkeiten eines jeden Redakteurs, die von ihm bearbeiteten Themen, seine Herangehensweise und seine stilistischen Eigenheiten sind noch genauer zu erforschen, um sie mit denen von Marx und Engels vergleichen zu können.

Zweitens erlangt die Anwendung des Ausschließungsprinzips erhebliche Bedeutung, da insgesamt etwa 9500 Artikel, Korrespondenzen und Nachrichten in der Zeitung veröffentlicht wurden. Als hilfreich hat sich u.a. die Ausarbeitung einer Übersicht über die tägliche Anwesenheit der einzelnen Redakteure erwiesen. Bei einem auswärtigen Aufenthalt wurden ihre Beiträge mit einem Korrespondenzzeichen versehen, oder es lagen keine Artikel von ihnen vor. Damit reduziert sich der Personenkreis für die in der Redaktion verfassten Artikel, die in der Regel mit einem Stern (*) gekennzeichnet waren. *Drittens* erweist sich die weitere Vertiefung der Kenntnisse über die innerredaktionellen Abläufe als bedeutsam, so z.B. über die sich verändernde Arbeitsteilung aufgrund neuer herausragender politischer Ereignisse, aber auch über das Korrespondentennetz und das Zusammenspiel zwischen Redaktion, Setzerei und Druckerei. Unter bestimmten Umständen lassen sich auch daraus Rückschlüsse auf die Autorschaft an den Artikeln ziehen.

¹⁶⁴ Karl Marx, Friedrich Engels: Nachrichten aus Paris. In: MEW. Bd. 5. S. 116.

Neue Briefe, Postkarten und Materialien von und über Friedrich Engels entdeckt

Markus Bürgi

Mein Aufsatz „Friedrich Engels’ Aufenthalt in der Schweiz 1893“ im letzten Marx-Engels-Jahrbuch mit einem Abschnitt über Engels’ Verhältnis zu seiner Kusine Anna Beust und deren Familie war eben erschienen, als ich die Mitteilung erhielt, dass sich im Familienarchiv von Beust Briefe von Friedrich Engels befinden.

Erstmals hatte ich von der Existenz eines Beust-Nachlasses im Herbst 2004 gehört und mich umgehend beim Archiv, dem der Bestand übergeben worden war, nach Briefen von und an Engels erkundigt. Doch mehr als ein Blick in ein provisorisches Archivverzeichnis, das indes keinen Hinweis auf das gesuchte Material enthielt, war zunächst nicht möglich; der Bestand selber sollte erst nach Abschluss der Bearbeitung zugänglich sein. Der Einblick in das Archiv ein dreiviertel Jahr später ergab, dass sich dort fünf Briefe von Engels, zwei an Friedrich Beust und drei an Anna Beust im Umfang von jeweils drei bis sechs Seiten befinden. Bei einer systematischen Durchsicht fanden sich zusätzlich drei Postkarten von Engels an Anna Beust, ferner verschiedene Materialien über Engels, welche die Korrespondenz ergänzen. Dieser Fund ermöglicht nun, sich ein präziseres Bild vom Umfang des Briefwechsels zwischen Engels und Anna Beust bzw. ihren Angehörigen zu machen, werden doch damit nicht nur einige Lücken geschlossen, sondern zugleich auch die im Aufsatz vermuteten Lücken in der Überlieferung fassbarer. Tatsächlich ist die Korrespondenz, wie sie nun vorliegt, noch immer weit davon entfernt, vollständig zu sein. Die neu gefundenen Briefe und Postkarten von Engels stehen in keinem Zusammenhang zu den fünf im Marx-Engels-Nachlass überlieferten Briefen von Anna bzw. Adolf Beust an Engels, es fanden sich auch die dazugehörigen oder darin erwähnten Briefe der Beusts an Engels nicht, ja überhaupt keine an Engels gerichteten Briefe, die vermutlich zahlreicher als die Briefe von Engels waren und deren Rückgabe nach Zürich Engels testamentarisch verfügt hatte. Es fehlen auch Briefe zu Themen, von denen angenommen werden darf, dass sie schriftlich erörtert worden waren, etwa Engels’ Aufenthalt bei den Beusts

1893. Die neu gefundenen Dokumente erlauben dennoch, die bisherigen Kenntnisse über die Beziehung zwischen Engels und der Familie Beust konkreter zu fassen und zu vertiefen und in einzelnen Fällen die bisherige Forschung zu korrigieren. Sie dokumentieren insbesondere den zwischen Engels und den Beusts sicher seit 1880 kontinuierlich gepflegten Kontakt – sowohl brieflich als auch durch persönliche Begegnungen –, und sie ergänzen die Kenntnisse über den privaten Engels. Sie enthalten aber immer auch Mitteilungen, die aus der bereits veröffentlichten Korrespondenz von Engels bekannt sind.

Im einzelnen handelt es sich – in chronologischer Reihenfolge – um folgende Dokumente: Die ersten beiden Briefe von Engels sind an Friedrich Beust gerichtet und datieren vom September und Oktober 1880. Engels bittet Beust um Unterstützung bei der Regelung einer Autorrechtsfrage zu Gunsten von Paul Lafargue, von der gleichzeitig in Engels' Korrespondenz mit Lafargue die Rede ist. Zugleich schreibt er über den Urlaub in Bridlington Quay, den er im September 1880 mit Samuel Moore und Fritz Beust verbrachte. Im zweiten Brief bedankt Engels sich für Beusts Hilfestellung und ersucht ihn diesmal, seine Schulschriften der Gewerbeschullehrerin Minna Karlovna Gorbunova in Moskau zu schicken, die sich im Sommer 1880 an ihn gewandt und mit der er darauf in Briefkontakt getreten war. In beiden Briefen erkundigt sich Engels auch über das Befinden seiner zur Kur weilenden Kusine Anna Beust. Im dritten Brief vom Januar 1882, nun an Anna Beust gerichtet, entspricht Engels ihrer Bitte und lädt Adolf Beust, der sich in London medizinisch weiterbilden wollte, ein, während seines Aufenthalts bei ihm zu wohnen. Er informiert über Marxens angegriffene Gesundheit und die für eine Besserung eingeleiteten Schritte. Zudem kommentiert er Publikationen von Friedrich und Fritz Beust. Es folgen die drei Postkarten: Engels schickte sie im August 1893 von seiner Reise ins Berner Oberland an Anna Beust. Dies erlaubt es, die offenen Fragen, die im oben erwähnten Aufsatz über diesen Teil von Engels' Schweizer Aufenthalt noch bestanden, zu beantworten. Der vierte Brief von Engels datiert vom Januar 1895. Engels erklärt Anna Beust sein langes Schweigen unter anderem mit dem Zeit und Kräfte raubenden Umzug in die Regents' Park Road 41 im Herbst 1894 und berichtet ausführlich über das mit Louise und Ludwig Freyberger im neuen Haus getroffene Arrangement, er schreibt über sein gesundheitliches Befinden, nimmt Anteil an Problemen, mit denen sich die Beustsche Schule konfrontiert sah, und er mokiert sich in einer den Brief beschließenden Plauderei über Wilhelm II. neuesten künstlerischen Erguss. Engels' fünfter, ebenfalls an Anna Beust gerichteter Brief datiert vom 15. Juli 1895 aus Eastbourne und ist nach heutigem Kenntnisstand der vorletzte von ihm verfasste Brief. Zentral sind Engels' Schilderungen über seine im Frühjahr ausgebrochene, mit starken Schmerzen im Kopfbereich verbundene Krankheit, die dagegen getroffenen Maßnahmen und seine Zuversicht, die Krankheit zu überwinden.

Ergänzt werden diese Briefe und Postkarten von Engels durch Materialien über Engels aus dem Familienarchiv von Beust sowie durch eine Beilage zu einem der Briefe, die in einem anderen Bestand aufgefunden werden konnte. In der Familienkorrespondenz fanden sich etwa Briefe der Söhne Beust, in denen sie von ihrem Aufenthalt bei ihrem Onkel berichten. Zudem enthält sie zahlreiche, für das Verständnis von Engels' Briefen unverzichtbare Informationen. Ihre systematische Lektüre vermittelt überdies einen Eindruck von der Persönlichkeit Anna Beusts, die Engels doch offensichtlich angesprochen hatte. Das Familienarchiv enthält unter anderem auch Notizen von Friedrich Beust zu Engels' Aufenthalt in Zürich 1893 sowie eine Erinnerung aus dem Jahr 1895, in der er über seine Beziehung zu Engels nachdachte. Aufgrund der neu entdeckten Briefe fanden sich schließlich weitere Materialien und Hinweise zum Briefwechsel zwischen Engels und der Familie Beust im Marx-Engels-Nachlass, während die Korrespondenz zwischen Eduard Bernstein und Karl Kautsky ergänzende Hinweise zu ihrer Beziehung enthält.

Die hier genannten Briefe, Postkarten und Materialien werden vom Verfasser dieser Notiz im Marx-Engels-Jahrbuch 2006 in einem umfassenden Beitrag detailliert vorgestellt, kommentiert und gewürdigt.

Zum Beginn von Marx' Tätigkeit
als Redakteur der „Rheinischen Zeitung“
Franz Hugo Hesse an Marx, 4. November 1842
Nachtrag zu MEGA[®] III/1

Martin Hundt

Der hier erstmals veröffentlichte Brief von Franz Hugo Hesse wurde am 4. November 1842 an die Redaktion der „Rheinischen Zeitung“¹ in Köln gerichtet, die seit dem 15. Oktober von Marx geleitet wurde. Er ist in Band III/1 der MEGA[®] nicht enthalten.

Anlass dieses Schreibens war die Veröffentlichung einer Korrespondenz in der „Rheinischen Zeitung“ vom 1. November 1842 über die Entlassung des Regierungsrates Hesse aus dem preußischen Innenministerium.² Hesse bat die

¹ Wichtige zusammenfassende Darstellungen sind Joseph Hansen: Preußen und Rheinland von 1815 bis 1915. Hundert Jahre politischen Lebens am Rhein. Bonn 1918. S. 82–84; ders.: Rheinische Briefe und Akten zur politischen Bewegung 1830–1850. Bd. 1: 1830–1845. Essen a.d. Ruhr 1919 [Neudruck Osnabrück 1967]. Bd. 2.1: Januar 1846–April 1848. Bonn 1942; Bd. 2.2: April–Dezember 1848. Köln, Bonn 1976; Auguste Cornu: Karl Marx und Friedrich Engels. Leben und Werk. Bd. 1: 1818–1844. Berlin 1954. S. 262–352; S. B. Kan: Über die Ursachen des Verbots der „Rheinischen Zeitung“. In: Aus der Geschichte der Arbeiterklasse und der revolutionären Bewegung. Moskau 1958. S. 648–662 (russ.); Karl Obermann: Zur politischen Wirksamkeit der „Rheinischen Zeitung“ 1842/43. Zum 120jährigen Jubiläum. In: Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung. Berlin. H. 1. 1963. S. 85–93; Edmund Silberner: Moses Hess als Begründer und Redakteur der Rheinischen Zeitung. In: Archiv für Sozialgeschichte. Hannover. IV. Bd. 1964. S. 5–44; Wilhelm Klutentreter: Die Rheinische Zeitung von 1842/43 in der politischen und geistigen Bewegung des Vormärz. Dortmund 1966/1967 (Dortmunder Beiträge zur Zeitungsforschung. Bd. 10. 2 Teile); Inge Taubert unter Mitwirkung von Jörg Armer: Karl Marx und die „Rheinische Zeitung für Politik, Handel und Gewerbe“. Einleitung zum Reprint und Bibliographie der Artikel von Karl Marx in der „Rheinischen Zeitung“. Leipzig 1975; MEGA[®] I/1. S. 65*–80* und 967–983; Karl Marx. Texte aus der Rheinischen Zeitung von 1842/43. Mit Friedrich Engels' Artikeln im Anhang. Hrsg. von Hans Pelger unter Mitwirkung von Elisabeth Krieger-Neu. Trier 1984.

² Zum Wortlaut der Meldung in der „Rheinischen Zeitung“ siehe Erl. 218.2.

Redaktion der Zeitung um eine Richtigstellung der Entlassungsgründe, wollte er doch seine Haltung für eine Lockerung der strengen preußischen Zensurbestimmungen gewahrt wissen. Die von Hesse erbetene Berichtigung erschien am 8. November in dem Blatt.³

Zwar wird Marx nicht ausdrücklich in der Anrede genannt und überdies fehlt der Briefumschlag, dennoch ist mit hoher Wahrscheinlichkeit Karl Marx der Adressat des Schreibens. Denn mit „Lieber guter Doctor“ kann nur ein kleiner Kreis von Personen gemeint sein; außer Marx der etwa Ende November nach Berlin zurückreisende Adolf Rutenberg, der Mitte Dezember 1842 nach Paris abgehende Moses Heß oder eventuell noch einer der beiden Kogерanten der Zeitung, Dagobert Oppenheim und Georg Jung, die man jedoch kaum mit „Doctor“ angesprochen haben wird.

Selbst falls der Brief nicht direkt an Marx gerichtet war, gelangte er ohne Zweifel zu seiner Kenntnis und verlangte ihm Entscheidungen ab. Seine Aufnahme in die MEGA[®] entspricht sowohl dem Aufnahmekriterium der Editionsrichtlinien, dass er an eine von Marx geleitete Institution gerichtet wurde, als auch, dass Marx als Empfänger zumindest naheliegt. Es kommt hinzu, dass die Veröffentlichung in der Zeitung, die aufgrund der Zuschrift Hesses erfolgte, das redaktionelle Zeichen * trägt, das Marx spätestens seit Dezember 1842 zumeist für seine Beiträge verwendete. Auch Joseph Hansen war der Meinung, Hesses Brief vom 4. November 1842 sei an Marx gerichtet gewesen.⁴

Marx hatte schon Ende 1841 durch seine Verbindung mit Georg Jung an der Vorbereitung der „Rheinischen Zeitung“ teilgenommen und war, seit April 1842 in Köln wohnend, seit Mai 1842 für die Zeitung schreibend sowie in Bonn mit einem anderen geistigen Mentor des Blattes, Bruno Bauer, in engem Kontakt stehend, über alle Entwicklungsphasen und Probleme der Zeitung genau informiert. Sein Brief an Dagobert Oppenheim von etwa Mitte August/zweite Hälfte September 1842⁵ zeigt ihn bereits als den bestimmenden Kopf. In diesem Sinne hatte er keine Einarbeitungsphase nötig, als er Mitte Oktober die Zügel des Blattes in die Hand nahm.

Der Brief gewährt Einsicht in Einzelheiten aus den ersten Wochen der Redaktionsführung durch den 24jährigen Marx, er zeigt eine in der Literatur zur „Rheinischen Zeitung“ bisher nicht erwähnte Verbindung in Regierungskreise. Marx hat nicht nur Hesses Zuschrift völlig umgearbeitet (siehe Erl. 218.10–11), sondern auch dessen um den Jahreswechsel erschienenen Buch⁶ sofort zur

³ Zum Nachtrag in der „Rheinischen Zeitung“ siehe Erl. 218.10–11.

⁴ Siehe Hansen: Rheinische Briefe ... Bd. 2.1. S. 715.

⁵ Siehe MEGA[®] III/1. S. 31/32.

⁶ Franz Hugo Hesse: Die Preußische Preßgesetzgebung, ihre Vergangenheit und Zukunft. Berlin 1843.

Kenntnis genommen und es Anfang Februar 1843 in der Argumentation von zwei Denkschriften gegen die Unterdrückung der Zeitung verwendet⁷.

Mit Franz Hugo Hesse, geboren um 1804, geriet in Marx' Blickfeld eine zeitweilig einflussreiche Persönlichkeit Preußens, über die bisher keine zusammenfassenden Forschungen vorliegen.⁸ Nach Jurastudium und einer Tätigkeit als Assessor am Landgericht in Koblenz seit 1835, während der er mit dem jungen, revoltierenden und bald inhaftierten und entlassenen Offizier Gustav Höfken befreundet war, der dann 1842 eine kurze Gastrolle als Redakteur der „Rheinischen Zeitung“ spielen sollte, kam Hesse als Assessor an das Kammergericht Berlin. Ob damals wirklich reaktionär denkend, ob sich freischreibend von einem 1838 erhobenen Verdacht weiterer Beziehungen zu Höfken oder einfach ehrgeizig um jeden Preis, jedenfalls schrieb Hesse auf Wunsch des Ministeriums des Innern mehrere Artikel in rheinischen Zeitungen, in denen er Geschworenengerichte als ungeeignet für politische Prozesse bezeichnete, weil sie angeblich die Angeklagten begünstigten. Daraufhin wurde er 1838 von Minister Gustav Adolf Rochus von Rochow als Regierungsrat ins Innenministerium berufen, wo er Presseangelegenheiten bearbeitete. Hesse, der für liberale Reformen eintrat, war der (damals natürlich nicht genannte) Verfasser der Zensurinstruktion vom Dezember 1841⁹, gegen die Marx sofort nach ihrer Veröffentlichung im Januar 1842 die Polemik eröffnete (damals noch nicht in der „Rheinischen Zeitung“, sondern in den „Anekdoten zur neuesten deutschen Philosophie und Publicistik“¹⁰, so dass dieser Beitrag erst im Februar 1843 erschien). Während Hesses Vorgesetzter, Innenminister von Rochow, Mitte 1842 seinen Posten u. a. auch deswegen aufgeben musste, weil er die Zensur verschärfen wollte, entließ sein Nachfolger Adolf Heinrich Graf von Arnim-Boitzenburg Hesse Ende Oktober 1842, weil dieser den Illusionen von 1840 noch immer anhing. Möglicherweise gab es aber auch Konflikte mit dem neuen Finanzminister, Ernst von Bodenschwingh-Velmede, als dessen Intimfeind sich Hesse in seinen späteren Briefen an David Hansemann mehrfach zu erkennen gab.

Es ist interessant, dass die Berichte über die sozialistische und kommunistische Bewegung in Frankreich, die Lorenz von Stein seit Anfang 1842 aus Paris schickte (ehe sie, auf Arnold Ruges Vermittlung, bei Otto Wigand in

⁷ Siehe Denkschrift betreffend die Unterdrückung der Rheinischen Zeitung. In: MEGA[®] I/1. S. 394 und Denkschrift der Aktionäre der Rheinischen Zeitungs-Gesellschaft. Ebenda. S. 427.

⁸ Einige Angaben bei Hansen: Rheinische Briefe ... vor allem Bd. 2.1. S. 715.

⁹ Abgedruckt ebenda. Bd. 1. S. 307–309.

¹⁰ Siehe [Karl Marx:] Bemerkungen über die neueste preußische Zensurinstruktion. In: MEGA[®] I/1. S. 97–118.

Leipzig als wirkungsreiches Buch erschienen), durch Vermittlung Hesses, der vielleicht die Unterstützung der preußischen Regierung für Steins Aufenthalt in Paris mit erwirkt hatte, an den neuen Innenminister gingen.

Noch kurz vor seiner Entlassung, am 29. September 1842, holte Hesse den Rat Karl August Varnhagens von Ense ein, der darüber in seinem Tagebuch notierte: „Besuch vom Regierungsrath Hesse, vom Ministerium des Innern. Er ist mit der neuen Redaktion – mit der ersten war der König nicht zufrieden – des anbefohlenen liberalen Zensurgesetzes beauftragt, und wünscht von mir einige Nachweisungen und Angaben. Ich sage ihm, was ich irgend weiß.“¹¹

Spätestens durch den hier erstmals veröffentlichten Brief war es Marx bekannt, dass Hesse dem Blatt mit einem gewissen Wohlwollen gegenüberstand, obwohl gerade sein bisheriger Chef, der Minister des Innern von Rochow, der eigentliche Gegner der Zeitung innerhalb der Regierung war. In den Streit um die Konzessionierung der „Rheinischen Zeitung“, der sich von Dezember 1841 bis Mitte 1842 hinzog, war Hesse direkt einbezogen. Der Oberpräsident der Rheinprovinz, Ernst von Bodelschwingh-Velmede, hatte am 13. Dezember 1841 nur eine vorläufige Erlaubnis zum Erscheinen erteilt; die eigentliche Konzession hing von der Entscheidung der drei „Zensurminister“ ab (des Ministers für geistliche, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten Johann Albrecht Friedrich Eichhorn, des Ministers des Äußeren Heinrich Freiherr von Bülow, des Ministers des Innern und der Polizei von Rochow). Obwohl Eichhorn und von Bülow für Beobachtung und damit Abwarten waren, setzte von Rochow am 11. März 1842 eine Verfügung durch, der „Rheinischen Zeitung“ die beantragte Konzession zu verweigern und das Blatt zum 1. April zu verbieten. Hesse versuchte mit juristischen Kunstgriffen Zeit zu gewinnen. Er „überzeugte v. Rochow, daß das Oberpräsidium durch die vorläufige Konzessionierung der Rheinischen Zeitung ‚der ressortmäßigen Entscheidung der Zensurministerien vorgegriffen und dadurch dieselben der Gefahr ausgesetzt hat, die Interessen der Zensurverwaltung anderen Rücksichten unterzuordnen‘“.¹² Jedenfalls wurde die Verfügung vom 11. März nicht ausgeführt, bis von Rochow am 21. Juni aus dem Amt ausschied. Hesse verwies im ersten Absatz seines Briefes an Marx selbst auf den für die „Rheinische Zeitung“ positiven Einfluss, den er bis Herbst 1842 im Innenministerium ausüben konnte. Der Nachfolger von Rochows, Adolf Heinrich Graf von Arnim-Boitzenburg, schloss sich den beiden anderen „Zensurministern“ an, so dass zunächst eine vorläufige Konzessionierung bis zum 31. Dezember 1842 galt.

¹¹ Tagebücher von K. A. Varnhagen von Ense. 2. Bd. Leipzig 1861. S. 109/110 [Neudruck: Bern 1972].

¹² Klutentreter: Die Rheinische Zeitung ... Teil 1. S. 122.

Um den Jahreswechsel 1842/43 erschien Hesses Buch, in dem er entwickelte, dass es zwar nicht sofort völlige Pressefreiheit geben und dass man auch nicht aus abstrakten Begriffen heraus ein neues preußisches Pressegesetz entwerfen könne, da die Länder des Deutschen Bundes sich an dessen übergeordnete Bestimmungen zu halten hätten, da die Presseverhältnisse bedingt seien von den „noch in der Entwicklung begriffenen inneren Verfassungs-Verhältnissen Preußens“, und da man schließlich „durch große Rücksichten nach Außen hin gebunden“ sei¹³, d.h. vor allem auf Österreich und Russland Rücksicht zu nehmen habe. Aber Hesse ließ keinen Zweifel daran, dass er *für* Pressefreiheit war. Gerade in Preußen müssten Erfahrungen mit einem größeren Spielraum für die Presse gesammelt werden; man müsse „den davon unzertrennlichen Aufschwung der Literatur des Landes“ beobachten, die Gefährlosigkeit einer freien Presse „für das politische Gemeinwesen“ anerkennen „und sich jener reizbaren Empfindlichkeit gegen die Nadelstiche übermüthiger Opponenten gänzlich“ ent schlagen.¹⁴ Ohne die „Rheinische Zeitung“ oder ein anderes aktuelles Presseorgan direkt zu nennen, ist doch ersichtlich, dass Hesse bei seinen Argumentationen vorrangig auch an die „Rheinische“ dachte.

Entweder war er Ende 1842 tatsächlich noch in den Illusionen befangen, die im Jahre 1840 den Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. in so starkem Maße begleitet hatten, oder er suchte die noch lebendige Erinnerung an jene Hoffnungen für die Durchsetzung des in Arbeit befindlichen neuen Pressegesetzes zu mobilisieren, das seiner Auffassung nach eine Zeit heraufführen werde, „welche die Presse achtet und sie in ihr volles Recht wieder einsetzt!“¹⁵. Die „hinreißende Kraft der Königlichen Huldigungsreden“ von 1840 habe eine Zensur eigentlich unmöglich gemacht, die Zensurinstruktion vom 24. Dezember 1841 „die Berechtigung des Volks zur öffentlichen Besprechung seiner Interessen ausdrücklich anerkannt, und den Censoren untersagt ..., der selbstständigen Entwicklung einer nationalen Literatur länger entgegenzutreten“¹⁶. Die Ordre vom 4. Oktober 1842, die die Zensur für Druckerzeugnisse über 20 Bogen abschaffte, sei als ein erster Schritt in diese Richtung zu sehen. An allen diesen Verfügungen hatte Hesse maßgeblich mitgearbeitet.

Seine ganze umfangreiche Schrift lief in ihrer historischen und juristischen Darstellung auf den dritten Abschnitt zu, der überschrieben ist mit: „Andeutung einiger Forderungen an die künftige Preßgesetzgebung Preußens“. Es sei

¹³ Siehe Hesse: Die Preußische Preßgesetzgebung ... S. 191.

¹⁴ Siehe ebenda. S. 193.

¹⁵ Ebenda. S. 194.

¹⁶ Ebenda. S. 48.

nicht zu bezweifeln, „daß das Recht zum Gebrauche der Presse, weit entfernt zu den Reservat-Rechten der Regierung zu gehören, ein bürgerliches Privat-recht, ein Bestandtheil des Eigenthums ist, dessen freier Gebrauch nur in den Formen und in den Grenzen beschränkt werden darf, in denen dies im über-wiegenden Interesse des Gemeinwohls bei jedem andern Eigenthum geschehen kann“.¹⁷ Das war aber eine ganz andere Form von Pressefreiheit, als Marx sie vorschwebte (die Presse als „das überall offene Auge des Volksgeistes, das verkörperte Vertrauen eines Volkes zu sich selbst“¹⁸), und Hesse distanzierte sich selbst von der Vorstellung, die Presse müsse ein „literarisches Parlament“ sein¹⁹. Ihm ging es um rein bürgerliche Pressefreiheit. Aber er lud seine Ar-gumentation auch mit höheren als nur kapitalistischen Erwerbszwecken auf, so, wenn er fragte: „Könnte es in den Tendenzen einer Regierung liegen, den geistigen Fortschritt zu fesseln, so würde eine umfassende Censur dazu das rechte Mittel sein; so lange aber die moralische Stärke der Regierung in der Volksintelligenz beruht, solange es die erste Pflicht jedes christlichen Regi-ments ist, die geistige und sittliche Selbstentwicklung der Nation zu fördern, widerspricht es den höchsten Regierungszwecken, den Gebrauch der edelsten Geisteskräfte und die gesammte Literatur von der vorgängigen Approbation polizeilicher Beamten abhängig zu machen. Wenn die Römische Hierarchie sich dieses Mittels bedient hat, um ihren Alles beherrschenden Einfluß zu sichern, so erklärt sich dies aus ihren Zwecken; wenn aber ein evangelischer Staat, der die Freiheit geistiger Forschung und die Entbindung von jener geist-lichen Censur als die Errungenschaft der Reformation anerkennt, sich dessel-ben Mittels bedient, um den Volksgeist zu beherrschen, so versündigt er sich an seiner eigenen Geschichte.“²⁰

Es war dieses Buch, durch das Hesse in Verbindung mit Hansemann kam. Er war der Auffassung, „in einer sehr dunkeln und schlimmen Zeit für die gute Sache redlich und erfolgreich gewirkt“ und den Mut gehabt zu haben, „mit den Machthabern offen durch meine Schrift zu brechen“.²¹

Hesse wurde Ende 1842 nach Merseburg, später nach Dommitzsch an der Elbe abgeschoben. Seit spätestens Anfang 1843 war er mit Hansemann be-freundet und stand in gelegentlichem Briefwechsel mit ihm.²² Am 9. Februar

¹⁷ Ebenda. S. 196.

¹⁸ [Karl Marx:] Die Verhandlungen des 6. Rheinischen Landtags. Erster Artikel: Debatten über Preßfreiheit und Publikation der Landständischen Verhandlungen. In: MEGA[®] I/1. S. 153.

¹⁹ Siehe Hesse: Die Preußische Preßgesetzgebung ... S. VI.

²⁰ Ebenda. S. 206/207.

²¹ Franz Hugo Hesse an David Hansemann, 17. März 1848. In: Hansen: Rheinische Briefe ... Bd. 2.1. S. 715.

²² Siehe David Hansemann an Franz Hugo Hesse, 3. Juni 1845. Ebenda. Bd. 1. S. 895/896.

1847 schrieb er sofort nach Bekanntwerden der königlichen Zustimmung zur Einberufung des Vereinigten Landtags an Hansemann, den er aufforderte, „diese Fastnachtsgabe in das gehörige Licht zu setzen“²³. Zusammen mit Ludolf Camphausen, Gustav von Mevissen und neun weiteren rheinischen Liberalen stellte Hansemann am 21. Februar in einer Kölner Zusammenkunft dann auch in acht Punkten die wichtigsten Forderungen an den Vereinigten Landtag zusammen.²⁴

Die Revolution des Frühjahrs 1848 beendete Hesses mehr als 5jährige „Verbannung“. Bereits am 17. März schrieb er an Hansemann: „Es drängt mich, mein teurer Freund, Sie im Lichte der neuen Sonne zu begrüßen die eine reiche Saat unserer besten Wünsche zur Blüte zu bringen scheint.“ Unverblümt bat er aufgrund seiner Verdienste um einen Posten in Berlin. Er wurde am 18. April Geheimer Regierungsrat im Finanzministerium²⁵ und gemeinsam mit Rudolf Haym²⁶ sowie einem H. von Hasenkamp enger Mitarbeiter Hansemanns²⁷, was diesem Mitte 1848 heftige Angriffe von reaktionärer Seite eintrug. Hesse wurde von Hansemann zur Beratung wichtiger Gesetzentwürfe sowie zum Redigieren Hansemannscher Papiere an Ministerpräsident Camphausen herangezogen.²⁸ Im Mai wurde er für den Kreis Solingen in die Preußische Nationalversammlung gewählt. Beim Berliner Volkstumult vor der Singakademie am 9. Juni 1848 drängte er Camphausen aus Sicherheitsgründen in eine Kutsche, und er war es wohl auch, der Hansemanns Abgang aus dem Hintereingang veranlasste. Am nächsten Tage gab er über diese Ereignisse einen kurzen Bericht an den Präsidenten der Nationalversammlung, Karl August Milde.²⁹

Während des Rheinischen Demokratenkongresses am 13. und 14. August 1848 hörte Marx nochmals von Hesse, als nämlich der Vertreter des Politischen Klubs von Solingen darüber klagte, man habe sich bei den Wahlen für den von Hansemann empfohlenen Hesse eingesetzt, der auf ihre Anfrage nach seinen politischen Zielen nicht einmal geantwortet habe, wohl, weil er meine, „ein kleiner Klub in einer Provinzialstadt dürfe nicht fragen, was ein Geheimer

²³ Ebenda. Bd. 2.1. S. 162.

²⁴ Siehe ebenda. S. 167.

²⁵ Siehe Kölnische Zeitung. Nr. 112, 21. April 1848.

²⁶ Siehe Rudolf Haym: Aus meinem Leben. Erinnerungen. Aus dem Nachlaß hrsg. Berlin 1902. S.182 und 213.

²⁷ Hesse war eventuell schon Ende März nach Berlin zurückgekehrt. Offiziell wurde er als persönlicher Mitarbeiter Hansemanns am 17. April 1848 angestellt (siehe Jürgen Hofmann: Das Ministerium Camphausen-Hansemann. Zur Politik der preußischen Bourgeoisie in der Revolution 1848/49. Berlin 1981. S. 113).

²⁸ Siehe u. a. Hansen: Rheinische Briefe ... Bd. 2.2. S. 13.

²⁹ Abgedruckt bei Hofmann: Das Ministerium Camphausen-Hansemann. S. 221/222.

Rat dächte“³⁰. Dennoch war Hesse zum Solinger Abgeordneten der Preußischen Nationalversammlung gewählt worden und wurde Mitglied von deren Verfassungskommission. Am 9. November 1848 gehörte er zu den 96 Abgeordneten, die aus Protest über das Vorgehen der Regierung die Sitzung verließen. Aber im Dezember reiste er im Auftrag der Regierung nach Frankfurt, um dem deutschen Parlament klarzumachen, dass der König keine Kaiserwahl von Volksabgeordneten annehmen werde. Hesse kandidierte auch bei den preußischen Kammerwahlen vom Januar 1849 wieder in Solingen, jedoch gibt es keine Quellen für eine weitere politische Tätigkeit in Preußen.

Von 1851 bis 1858 war Franz Hugo Hesse in Übersee als preußischer Generalkonsul für Mittelamerika tätig, bereitete Handelsverträge zwischen Guatemala, El Salvador und Preußen vor und engagierte sich insbesondere für die Belange der aus Deutschland in diese Region Eingewanderten.³¹ Auf seiner Reise nach Bogotá hatte Georg Weerth ihn aufgesucht, „einen Geheimrat Hesse, an dem ich am meisten zu rühmen habe, daß seine Frau allerliebste ist und jenen göttlich komischen Berliner Akzent hat, den man an der Spree zu lispeln pflegt“³². Ende 1858 wurde Hesse als Gesandter Preußens nach Persien berufen.

³⁰ Hansen: Rheinische Briefe ... Bd. 2.2. S. 361.

³¹ Zu Hesses Tätigkeit als Generalkonsul in Mittelamerika siehe Thomas Schoonover: *Germany in Central America. Competitive Imperialism, 1821–1929*. Tuscaloosa, Alabama 1998. S. 34–54.

³² Georg Weerth an Lina Duncker, 12. Juni 1854. In: Georg Weerth: *Sämtliche Briefe*. Bd. 2. Frankfurt a. M., New York 1989. S. 827. – Für diesen Hinweis und den zu Hesses Konsularzeit gebührt mein Dank Claudia Reichel.

Franz Hugo Hesse an Karl Marx
in Köln
Berlin, 4. November 1842

|Lieber guter Doctor!

In Nr. 305 der Rheinischen Zeitung wird mein bevorstehender Austritt aus dem Ministerio des Innern mit dem Austritt des Geh. Raths Seiffart, der Versetzung des Reg. Raths Krause und der angeblichen Verabschiedung des Criminal
5 Raths Dambarg zusammengestellt. Der Artikel ist für mich sehr betäubend und aus einer ganz getrüben Quelle hervorgegangen. Ich wünsche der Rheinischen Zeitung, daß ihr die Ursache meines Austritts *nicht selbst fühlbar wird*; vielleicht entdeckt sie bald selbst, daß die Ansichten, die ich bisher im Ministerio vertreten habe, keine solche waren, über die sie sich zu beklagen hatte. Ich
10 bitte Sie nun dringend um Ihre || gütige Vermittelung, daß im nächsten Stüke der Zeitung dieser Artikel berichtigt werde. Ich stelle anheim dies etwa in folgender Weise zu thun:

„In Nr. 305 dieser Zeitung ist eine Mittheilung aus Berlin enthalten, worin von den anderweiten Berufskreisen die Rede ist, die dem Geh. Rath Seiffart, dem
15 Reg. Rath Hesse, dem Geh. Reg. Rath Krause und dem Criminal Rath Dambarg angewiesen sind oder angewiesen werden sollen. Wir sind jetzt von dem Zusammenhang dieser Angelegenheit etwas besser unterrichtet, und glauben es den Betheiligten schuldig zu sein, daß wir jene nicht ganz passende Personalzusammenstellung hier nachträglich gegen Mißdeutungen in Schutz nehmen.
20 Die || Versetzung des Regierungs Raths Hesse hat nemlich, wie wir sicher wissen, nichts mit den Ursachen gemein, die für die andren oben genannten Personen vermuthet werden. Herr Dambarg und Herr Krause haben allerdings die demagogischen Untersuchungen geführt, und sich in dieser Eigenschaft einen Namen gemacht: Herr Seiffart mag in seinem polizeilichen Wirkungskreise auch Veranlassung gehabt haben, sich mit dieser Angelegenheit zu be-
25 beschäftigen. Von Herrn Hesse wissen wir aber ganz bestimmt, daß die einzige amtliche Betheiligung an diesen Sachen in der Abfassung der Amnestie Ordre vom 10 August 1840, die aus seiner Feder geflossen ist, bestanden hat. Seine

Ansichten sind namentlich in der Rheinprovinz, der er längere Zeit angehörte, || hinreichend bekannt, um daran zweifeln zu dürfen, daß er an dieser oder jeder ähnlichen Angelegenheit anders als unfreiwillig hätte Antheil nehmen können.“

Diese Vorschläge sind ganz unmaaßgeblich, und stelle ich Ihnen die beliebige Änderung lediglich anheim: ich gebe Ihnen aber, um Sie völlig sicher zu stellen, *mein Ehrenwort*, daß das, was ich darin bemerkt, buchstäblich wahr ist. 5

ich rechne sicher auf Ihre freundschaftliche Vermittelung dieser Sache, die mir sehr am Herzen liegt, verlasse mich völlig auf Ihre Discretion, und bitte Sie, mir bald Gelegenheit zu geben, Ihnen zu bestätigen, wie sehr ich mit aufrichtiger Liebe und Ergebenheit Ihnen angehöre. 10

Hesse.

Berlin 4 Novbr. 42. |

Zeugenbeschreibung

Der Standort der Originalhandschrift ist zur Zeit nicht bekannt. Die Veröffentlichung erfolgt nach einer Fotokopie: Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv (SAPMO) Berlin, Sign. SgY 31/2128. Die betr. Mappe wurde im November 1972 im Berliner Institut für Marxismus-Leninismus auf Grund einer vom gleichnamigen Institut in Moskau gesandten Kopie angelegt. Im Russländischen Staatlichen Archiv für Sozial- und Politikgeschichte Moskau (RGASPI) war kein Nachweis über die Quelle der Kopie zu ermitteln.

Soweit aus der Fotokopie zu ersehen ist, besteht der Brief aus einem Bogen. Hesse hat alle vier Seiten beschrieben.

Von unbekannter Hand (vermutlich mit Bleistift): Vermerk auf der ersten Seite: „Hesse an Marx. Vgl. Nr. 312, 314“.

Der Brief wird hier erstmals veröffentlicht.

VARIANTENVERZEICHNIS

- 218.21 die übrigen > die andren
- 218.27 Bet/ > amtliche Betheiligung
- 219.2 um es irge/ > um daran zweifeln
- 219.2 zu können > zu dürfen

KORREKTURENVERZEICHNIS

219.4 können.“] **H** können.

ERLÄUTERUNGEN

218.2 In Nr. 305] Hesse meinte die mit ☉ gezeichnete und vom 26. Oktober datierte Berliner Korrespondenz in Nr. 305 der „Rheinischen Zeitung“ vom 1. November 1842, in der es am Schluss heißt: „Der plötzliche Austritt aus dem Ministerium des Innern des Geheimen Raths *Seiffart* und Regierungsraths *Heße*, so wie die Versetzung des Universitäts-Richters *Krause* nach dem Oberlandesgericht zu Halberstadt, werden fortwährend stark besprochen. Letzterer soll in seiner neuen Stellung als Ober-Landesgerichtsrath ein Gehalt von 2500 Thlr. beziehen, obwohl er nach der Anciennität kaum 1600 zu beziehen haben würde. Das dortige Kollegium soll jedoch um ein anderes Mitglied gebeten haben, da Herr Krause zu lange von der eigentlichen Justiz-Verwaltung entfernt gewesen sei, um im praktischen Arbeiten mit andern Räthen gleichen Schritt halten zu können. Auch von der Versetzung des Inquisitorats-Direktors Dambach, der bekanntlich mit vielem Eifer gegen die sogenannten Demagogen die Untersuchung geführt hat, wird hin und wieder gesprochen.“

218.10–11 Ihre bis werde.] Die von Hesse erbetene Stellungnahme erschien in Nr. 312 der „Rheinischen Zeitung“ vom 8. November 1842 und lautet: „* *Berlin*, 4. Nov. Man äußert sich allgemein sehr zufrieden über die Art und Weise, in welcher der Minister von Bodenschwingh die Beratungen der ständischen Ausschüsse über die Eisenbahnfrage geleitet hat, und ist begierig zu sehen, wie er die Ausführung des großen Eisenbahnplanes angreifen und beschleunigen werde. Es ist nicht zu verkennen, daß dieser hohe Staatsbeamte sich eine große Aufgabe gestellt hat, indem er mit einem so umfassenden Plane aufgetreten ist. – Bei der Personalumgestaltung in dem Ministerium des Innern schien die politische Gesinnung nicht maßgebend gewesen zu sein. Man schließt dies wohl mit Recht daraus, daß außer dem Geheimen Rath Seiffart auch der Regierungsrath Hesse eine anderweitige Bestimmung erhalten soll. Dem Vernehmen nach stehen sich nämlich die Ansichten dieser beiden sehr befähigten Beamten über die wichtigsten

Angelegenheiten, als die katholische Sache, die höhere Polizei und Presse entschieden entgegen, und soll der Minister v. Rochow seit dem Regierungsantritte des Königs dem Regierungsrath Hesse vorzugsweise die wichtigsten Sachen zur Bearbeitung übergeben haben, insbesondere die Angelegenheiten der Presse. Die Versetzung dieses Beamten muß also ohne Zweifel ihre besonderen Gründe haben, denn die Bahn des Rechts und der Freisinnigkeit, die unsere Regierung zum Wohle von ganz Deutschland einmal eingeschlagen hat, wird sie gewiß nicht wieder verlassen wollen. Wir sind vielmehr überzeugt, daß das sehnlichst erwartete Preßgesetz nun bald aufs Neue die Aeußerungen jener Dunkelmänner Lügen strafen wird, die sich das Ziel gesteckt haben, die öffentliche Meinung auf die retrograden Absichten unseres Ministeriums des Innern vorzubereiten, in der Hoffnung, daß Herr von Arnim sich hierdurch bestimmen ließe, die von ihnen gewünschte Bahn der Reaktion zu betreten. Hr. v. Arnim hat den Männern des Fortschritts, die heute nicht mehr einzelne Persönlichkeiten sind, sondern alle Klassen unserer bürgerlichen Gesellschaft beherrschen, noch keinen Anlaß gegeben, an seiner Theilnahme für ihre Bestrebungen zu zweifeln.“

Ernst von Bodelschwingh-Velmede hatte nach achtjähriger Tätigkeit als Oberpräsident der Rheinprovinz 1842 das Finanzministerium übernommen. Die etwas überschwängliche Huldigung seiner gerade begonnenen Berliner Tätigkeit in diesem Artikel ist also vielleicht als eine Art Dank für seine Unterstützung der „Rheinischen Zeitung“ zu sehen, die er noch als Oberpräsident mit der vorläufigen Lizenz geleistet hatte.

Die von Marx revidierte französische Ausgabe
von Band I des *Kapitals*.
Ein bislang unbekanntes Exemplar mit Autorkorrekturen

Thomas Kuczynski

Im September 1877 teilte Friedrich Adolph Sorge Marx mit, er habe einen vielleicht brauchbaren Übersetzer für eine in den USA erscheinende Ausgabe von Band I des *Kapitals* gefunden. Daraufhin fertigte Marx ein Verzeichnis an, welche Änderungen an der als Übersetzungsvorlage ins Auge gefassten zweiten deutschen Ausgabe (**B**)¹ vorzunehmen seien, wobei er vor allem jene Passagen benannte, die nach der französischen Ausgabe (**F**)² ins Englische zu übersetzen seien. Von diesem Verzeichnis existiert ein Entwurf (**V'77a**), eine nach wenigen Seiten abgebrochene Zwischenstufe (**V'77b**) und die an Sorge übersandte Endfassung (**V'77c**).³ Zu letzterer teilte ihm Marx am 19. Oktober 1877 mit:

„Du erhältst zugleich mit diesen Zeilen einliegend Mscpt für Douai, falls er die Uebersetzung des ‚Kapital‘ macht. Das Mscpt enthält, ausser wenigen Aenderungen im deutschen Text, angegeben wo letzterer d[ur]ch die frz. Ausg. zu ersetzen ist. In dem für Douai bestimmten u. heute ebenfalls an Deine Adresse versandten Exemplar der französischen Ausgabe sind die im Mscpt angeführten Stellen markirt.“⁴

Es ist bekannt, dass Sorge sich dann entschloß, die Übersetzung doch nicht Douai anzuvertrauen, ein Vorgehen, das Marx nachträglich gebilligt hat.⁵ Jahre später, als Engels ihm mitteilte, eine englische Übersetzung des *Kapitals* sei in Arbeit, erinnerte sich Sorge des Manuskripts und übersandte es Engels. Dessen etwas abschätziges Urteil darüber ist ebenfalls bekannt.⁶ Was Sorge ganz of-

¹ Ediert in MEGA[®] II/6. S. 65–719.

² Ediert in MEGA[®] II/7.

³ Ediert in MEGA[®] II/8. S. 5–36.

⁴ Marx aus London am 19. 10. 1877 an Sorge in Hoboken (New York Public Library, Friedrich Adolph Sorge Collection). Siehe auch Karl Marx, Friedrich Engels: Werke. Berlin 1956–1990 (im Folgenden: MEW). Bd. 34. S. 302.

⁵ Siehe Marx aus London am 4. 9. 1878 an Sorge in Hoboken (New York Public Library, Friedrich Adolph Sorge Collection) sowie MEW. Bd. 34. S. 340.

⁶ Siehe Engels aus London am 29. 4. 1886 an Sorge in Hoboken (New York Public Library, Friedrich Adolph Sorge Collection) sowie MEW. Bd. 36. S. 476.

fenbar nicht für nötig befand zu übersenden, war das Exemplar mit Marx' Einträgen, denn Engels hatte ja schon im Vorwort zur dritten Auflage (C)⁷ mitgeteilt, dass er über ein solches verfüge. Zudem ist das im Nachlass von Marx und Engels erhalten gebliebene ein ursprünglich (am 30. 4. 1876) seiner Tochter Jenny gewidmetes Exemplar, in dem nahezu alle gemäß F vorzunehmenden und im Verzeichnis genannten Einschübe und Änderungen markiert und nur sehr wenige über das Verzeichnis V^{77a-c} hinausgehende vorhanden sind – sehr unwahrscheinlich, dass es dies Exemplar gewesen sein soll, das er Sorge für den ihm fern stehenden Douai übersandt hatte. Es war das höchstwahrscheinlich allein zu diesem Zweck angelegte Arbeitsexemplar von Marx selbst; sogar auf die in anderen Exemplaren enthaltenen Korrekturen im ersten Bogen hatte er verzichtet und sich nahezu ausnahmslos auf die Eintragung der in V^{77a-c} genannten Veränderungen beschränkt.⁸

Aber um dessen ganz sicher zu sein, wäre es natürlich sinnvoll und notwendig, das an Sorge übersandte und für Douai bestimmte Exemplar zur Verfügung zu haben. Der naheliegenden Vermutung, der Band befinde sich vielleicht dort, wo auch die nachgelassenen Papiere Sorges aufbewahrt sind, also im Bestand der New York Public Library, sind die Bearbeiter der Marx-Engels-Gesamtausgabe (MEGA[®]) nicht gefolgt – anderenfalls hätten sie das ebenda vorhandene und mit dem Vermerk „Bequest of F.A. Sorge Nov. 1 1906“ versehene Stück entdeckt und in ihre Liste von mit Autorkorrekturen versehenen Exemplaren (KF) aufgenommen. Jedoch, das Exemplar enthält nur Korrekturen in der ersten Lieferung (S. 1–33), die zum größten Teil mit den in anderen Exemplaren⁹ enthaltenen (sowie mit dem auf der letzten Seite des Bandes gedruckten Druckfehlerverzeichnis DV) übereinstimmen; die meisten (in Tinte) sind zweifelsfrei von Marx' Hand, einige andere (mit Bleistift und im nachfolgenden Verzeichnis auch so gekennzeichnet) wohl eher von fremder. Es handelt sich also nicht um das für Douai bestimmte Exemplar, dessen Verbleib nach wie vor ungeklärt ist. Aber immerhin ist durch die Fahndung ein weiteres Exemplar mit Autorkorrekturen der Forschung bekannt geworden.

⁷ Ediert in MEGA[®] II/8. S. 37–729.

⁸ Dies im Gegensatz zu der durch die Bearbeiter vorgenommenen Wertung, aus den „Anstreichungen, Bemerkungen und Korrekturen von Marx' Hand“ ginge hervor, „daß er dieses Exemplar bei der Vorbereitung der 3. deutschen Auflage benutzt“ habe (MEGA[®] II/7. S. 733).

⁹ Es handelt sich jeweils um Exemplare der ersten Lieferung, und zwar KF² (mit Widmung an Prosper Lissagaray, Standort: Karl-Marx-Haus Trier), KF³ (Standort: RGASPI Moskau, fond 1, opis 1, delo 6582), KF⁴ (Standort der Fotokopie: RGASPI Moskau, fond 1, opis 1, delo 3350; Standort des Originals unbekannt) und KF⁵ (Erstbesitzer Hector Denis; Standort: Institut Émile Vandervelde Brüssel). Siehe die Zeugenbeschreibungen sowie das Verzeichnis der Autorkorrekturen in MEGA[®] II/7. S. 732–735.

Der Vollständigkeit halber sei noch mitgeteilt, dass ein in der New York Public Library vorhandenes Exemplar der zweiten deutschen Ausgabe von 1872 ebenfalls den Vermerk „Bequest of F.A. Sorge“ enthält, jedoch ohne Datumsangabe. Der Band enthält einige wenige Anstreichungen und Bemerkungen von fremder Hand.

Verzeichnis der Eintragungen im Exemplar

Im nachfolgenden Verzeichnis ist der Übersichtlichkeit halber der Ausdruck „korrigiert zu“ mit > sigliert, der Ausdruck „entspricht“ mit \cong . Vorangestellt sind Seiten- und Zeilenzahl der Edition in MEGA[®] II/7, gefolgt von Seiten- und Spaltenzahl sowie Text- bzw. Fußnoten-Zeile der Originalausgabe.¹⁰ Bezugstexte stehen in Times, handschriftliche Zusätze in **Times fett**. Beim nachträglichen Einbinden des Bandes durch das Beschneiden der Seiten eingetretene Textverluste konnten durch Textvergleich rekonstruiert werden und sind in eckigen Klammern [] ergänzt. Für den Vergleich unwesentliche Satzteile sind durch die Markierung ^{bis} ersetzt.

MEGA [®]	Original	Eintragung
9.1	7.–.T1	Anstreichung neben Londres 18 Mars 1872. (blei)
12.20–21	10.–.T16	bien il expérimente > bien expérimente (Tilgung \cong KF ²⁻⁴)
21.3–4	14.I.T26–27	d'échange immanente, intrinsèque à > d'échange intrinsèque, immanente à (Umstellung \cong DV sowie KF ²⁻⁴)
21.4	14.I.T28	comme dit l'école, une <i>contradictio</i> > comme <i>contradictio</i> (Tilgung \cong B; blei)
23.20–21	15.I.T54	nécessaire dans > nécessaire, dans (Einfügung \cong DV; blei)
25.5–6	16.I.T19–21	productif s'exprime dans la valeur, tous les caractères qui le distinguaient des valeurs d'usage disparaissent > productif [de v]aleurs d'usage s'exprime ^{bis} distinguaient disparaissent (Einfügung und Tilgung \cong DV sowie KF ²⁻⁵)
27.33	17.I.T53	Le simple travail moyen change > Le travail simple change (Umstellung und Tilgung \cong KF ²⁻⁴ ; dagegen DV: Le travail simple moyen change)

¹⁰ Siehe auch den Reprint der Far Eastern Book-Sellers Publishers Tokyo 1967.

28.13	17.II.T18–19	avec le drap et le fil, tandis > avec le fil et le drap, tandis (Umstellung \cong DV sowie KF ²⁻⁴)
32.22	19.II.T2	<i>c) Contenu de cette forme.</i> auf dem äußeren Seitenrand 1 jedoch ohne Tilgung des <i>c</i> (Einfügung \cong DV; blei)
33.21	19.II.T54	distincte > distinct (Tilgung \cong DV sowie KF ²⁻⁴)
35.18–19	20.II.T38	de la valeur > de valeur (Tilgung \cong DV sowie KF ²⁻⁴)
35.20	20.II.T40	<i>la forme de valeur</i> > <i>la valeur</i> (Tilgung \cong teilweise DV sowie gänzlich KF ²⁻⁴)
35.39	20.II.F5–6	autre lui semble-t-il, avec peau et poil, la > autre, avec peau et poil, lui semble-t-il la (Umstellung \cong DV sowie KF ²⁻⁴)
37.23	21.II.T31	qui l'a fait > qui la fait (Tilgung, nicht im DV; blei)
38.32–35	22.I.T34–39	etwas verrutschte und wohl nur den Absatz Les contradictions ^{bis} ses particularités. betreffende Anstreichung (blei)
39.2	22.I.T51	marchandises. > marchandise. (Tilgung \cong DV sowie KF ²⁻⁴)
41.38	23.II.T29	échouer, contre > échouer contre (Tilgung \cong KF ²⁻⁴ ; dagegen DV: échouer, – contre)
45.8	25.I.T11	<i>de drap</i> = 1 > <i>de</i> = 1 (unvollständig; DV sowie in KF ²⁻⁵ : <i>de toile</i> = 1)
46.2	25.I.T45	d'expression > d'expressions (Einfügung \cong DV sowie KF ²⁻⁴)
49.27	26.II.T63–64	relative, ou revêt > relative, revêt (Tilgung \cong DV sowie KF ²⁻⁴)
52.14–15	28.I.T20–21	ein Kreuz + neben der Überschrift, zunächst mit Bleistift, danach (nur im Querbalken deckungsgleich) mit Tinte nachgezogen
53.29	28.II.T39	la qualité de valeur > la valeur (Tilgung \cong DV sowie KF ²⁻⁴)
55.14	29.II.T9	valeur n'a donc > valeur ne porte donc (Einfügung \cong DV sowie KF ²⁻⁴)
56.22	30.I.T18	pas par cela > pas pour cela (Einfügung \cong DV sowie KF ²⁻⁴)

56.37–57.2	30.I.T40–42	argent, ne fait que voiler au lieu ^{bis} producteurs. > argent, au lieu ^{bis} producteurs [, ne fa]it que les voiler. (Tilgung und Einfügung \cong DV sowie KF ²⁻⁴)
59.35	31.II.T23	enveloppe de choses > enveloppe des choses (Einfügung \cong DV sowie KF ²⁻⁴)
59.37–39	31.II.T27	auf dem äußeren Seitenrand ein in die Zeile darüber und darunter ragendes Fragezeichen, also eventuell den ganzen Passus dans le christianisme ^{bis} complément religieux betreffend (blei)
60.7–9	31.II.T41–44	individuel dont ^{bis} primitive, ou des > individuel – dont ^{bis} primitive, – ou des (Einfügung \cong DV sowie KF ²⁻⁴)
63.2–4	33.I.T28–30	La richesse (valeur utile), est un attribut de l’homme, la valeur, un attribut des marchandises. > La ^{bis} utile) est ^{bis} valeur un ^{bis} marchandises. (Tilgung)
63.16	33.II.T17	Seacoal: «D’être un > Seacoal: «être un (Tilgung \cong DV sowie KF ²⁻⁴)

Die Neueröffnung des Karl-Marx-Hauses Trier

Beatrix Bouvier

Am 9. Juni 2005 wurde die neue Dauerausstellung im Karl-Marx-Haus in Trier mit einem vielbeachteten Festakt in den römischen Viehmarkthermen der Öffentlichkeit übergeben. Anke Fuchs, die Vorsitzende der Friedrich-Ebert-Stiftung, erinnerte in ihrer Begrüßung insbesondere an die Ausstellungseröffnung am 150. Geburtstag von Marx, vorgenommen seinerzeit von keinem Geringeren als Willy Brandt. Dieser war es auch, der als Vorsitzender der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands das Haus 1968 in die Obhut der Friedrich-Ebert-Stiftung gegeben hatte. So war es im Juni 2005 Franz Müntefering, der als Nachfolger Willy Brandts in seiner Funktion als Parteivorsitzender die angesichts der politischen Lage des Frühsommers 2005 mit Spannung erwartete Festrede hielt. Und Anke Fuchs war es, die einige in der Presse auf unterschiedliche Weise immer wieder formulierte Fragen aufgriff. Warum, so die Vorsitzende, habe es die Friedrich-Ebert-Stiftung nach dem Abdanken des Kommunismus in nahezu allen Ländern unternommen, eine neue Marx-Ausstellung einzurichten? Sei Marx nicht, wie man immer wieder höre, ‚mausetot‘? Sei die historische Entwicklung nicht über ihn hinweggegangen? Wolle die Ebert-Stiftung eine neue Marx-Renaissance anstoßen? Nein, so die eindeutige Antwort, letzteres wolle man keineswegs, denn jede Form der Heldenverehrung sei nicht im Sinn der Friedrich-Ebert-Stiftung. Aber es gebe gute Gründe, sich mit dem Denken von Karl Marx, das von den Verfechtern des Marxismus nicht nur ganz unterschiedlich interpretiert, sondern auch instrumentalisiert worden sei, differenziert und kritisch auseinanderzusetzen. Denn Marx sei aus der Geschichte des 19. Jahrhunderts nicht wegzudenken. Er habe sie geprägt wie nur wenige andere. Und die Sozialdemokratie, nicht nur die deutsche, habe sich jahrzehntelang an ihm orientiert, zunächst seiner Lehre folgend, dann in Auseinandersetzung mit ihr. Ohne näher darauf einzugehen, verwies sie auch auf die neue Marx-Forschung, auf neue Perspektiven, wie sie vor allem im Rahmen der Marx-Engels-Gesamtausgabe und der von ihr initiierten vielfältigen wissenschaftlichen und der ebenso notwendigen außerwissenschaftlichen Öffentlichkeitsarbeit bekannt gemacht werden. Diese veran-

schauliche beispielsweise, dass und in welcher Weise Marx, dessen Wissen, Wissensdrang und Denken zahlreiche Wissenschaftsgebiete umspannte, einer der letzten Universalgelehrten gewesen sei. Und, so eine Konsequenz der neuesten Veröffentlichungen, dass sein Werk unvollendet geblieben und nicht zuletzt auch deshalb offener sei, als in seiner Nachfolge geformte Systeme glauben machen wollen. Vor diesem Hintergrund sei es im Rahmen der politischen Bildungsarbeit der Friedrich-Ebert-Stiftung sinnvoll und notwendig, vorurteilsfrei zu fragen, wer Marx war, was er geschrieben, wie er gehandelt hat, vor allem aber – das ist das Neue der Ausstellung –, welche Ausstrahlungen und Folgewirkungen sein Werk bis an die Schwelle unseres Jahrhunderts weltweit hatte. Und sie betonte, dass mit dem Zusammenbruch des Staatssozialismus in Mittel- und Osteuropa und der Transformation des asiatischen Kommunismus in halbkapitalistische Entwicklungsdiktaturen der Einfluss von Karl Marx noch keineswegs beendet sei. Denn die Kehrseite der wirtschaftlichen Erfolge des Kapitalismus, der sich global durchgesetzt habe, seien zunehmende Arbeitslosigkeit, soziale Ungleichheit und fortschreitende Zerstörung der natürlichen Umwelt. Angesichts derart sich auftürmender Probleme wäre die Auseinandersetzung mit Marx'schen Fragestellungen und Methoden auch weiterhin sinnvoll.

So weit mochte der sozialdemokratische Parteivorsitzende, der zum ersten Mal das Karl-Marx-Haus besichtigte, nicht gehen, auch wenn er betonte, es solle auch weiterhin ein Ort kritischer Auseinandersetzung mit Marx und seinem Werk sein. Aber eben auch mit der Frage, welche Lehren man aus Marx' Reden und Schriften und deren Wirkung ziehen könne. Für ihn standen angesichts des bevorstehenden Wahlkampfes – trotz „Heuschrecken“ – Fehleinschätzungen im Vordergrund der Betrachtung, und mit Blick auf die Geschichte der Arbeiterbewegung richtete er den Fokus auf andere als die ehemals marxistischen Grundlagen. Für ihn, den seit Jahrzehnten politisch Handelnden – und dies betonte er mehrfach – sei eine andere Sozialisation charakteristisch, zwischen ihm und Marx liege „Godesberg“.

Abgesehen von derartigen politischen Einordnungen und Distanzierungen, die jedoch ohne Zweifel Bestandteil der Geschichte des Karl-Marx-Hauses sind, wurde deutlich, dass die neue Dauerausstellung politische und historische Zuordnungen vornimmt und damit auch wertet. Das muss sie, will sie Teil der historisch-politischen Bildungsarbeit sein. So ist es auch kein Zufall, dass sie sich neben anderen Schwerpunkten auch mit den epochalen Ereignissen von 1989 und deren Nachwirkungen befasst, ja diese indirekt sogar Ausgangspunkt für die Neugestaltung waren. Denn für viele Menschen sind der Zusammenbruch der kommunistischen Systeme in Europa und der Zerfall der Sowjetunion längst Vergangenheit. Das Bewusstsein davon scheint zu schwinden, dass nicht nur zentrale Ereignisse und ideologische Frontstellungen des 20. Jahrhunderts nachwirken, sondern auch Probleme, die für das 19. Jahrhun-

dert charakteristisch waren, wie etwa die tiefgreifenden Folgen des Industrialisierungsprozesses.

Die Frage nach den Gewinnern und Verlierern einer unaufhaltsam erscheinenden Entwicklung ließe sich durchaus mit Karl Marx und einigen seiner Schriften beantworten. Manchen reichen dafür gar nur wenige Zitate. Ohne Zweifel hat er Phänomene aufgezeigt, die heute unter „Globalisierung“ subsumiert werden. Wichtiger sind freilich seine grundsätzlichen Fragestellungen und sein analytisches Instrumentarium. Darauf hatte auch schon Willy Brandt seinerzeit hingewiesen, was auch durch ein Zitat dokumentiert wird, das im heutigen Marx-Haus präsent ist. Die Antworten, die Marx in seiner Zeit gab, und nahezu alles, was unter Berufung auf seinen Namen als System entwickelt wurde, sind gewiss nicht mehr tragfähig. Wohl aber bleibt er ein Denker, dessen Analysen in dem Sinn anregend bleiben, dass Gesellschaften gerade unter sich rapide wandelnden Bedingungen auch einer fundamentalen Kritik bedürfen. Gerade weil eine solche Kritik heute fehlt, ist dies ein Ansatzpunkt, vornehmlich bei jungen Menschen Interesse zu wecken sowie auf ihre häufig und auf sehr unterschiedliche Weise formulierte Frage einzugehen, warum das Denken von Karl Marx Beachtung finden sollte.

Die Ausstellung im Karl-Marx-Haus kann nicht wissenschaftlich in die Tiefe gehen, wohl aber neue Perspektiven auf das Werk berücksichtigen und vermitteln, dass Marx ein sperriger Charakter bleibt und so vielschichtig ist, dass er auch nicht auf einige wenige Grundüberzeugungen festzulegen ist, wie dies nicht selten geschehen ist. Die Ausstellung will auf anschauliche Weise informieren: über die Person Karl Marx, sein Leben, sein Werk, seine Bundesgenossen und Gegner. Erstmals wird über die Wirkungsgeschichte berichtet, die vom ausgehenden 19. Jahrhundert bis in die Gegenwart reicht und damit ein Panorama des 20. Jahrhunderts einschließt. Das barocke Ensemble des Geburtshauses nimmt die meisten Besucher durch seinen Charme gefangen und wirft zugleich Fragen nach Herkunft und Lebensumständen von Karl Marx und seiner Familie auf. Viele möchten wissen, wer dieser Karl Marx eigentlich war, dessen Name nicht selten lediglich mit einer gewalttätigen Vergangenheit in Verbindung gebracht wird. Denn grundsätzlich ist davon auszugehen, dass sowohl sein Name als auch der Begriff Marxismus als politische Raster dienen, die bis hin zur Stigmatisierung von Persönlichkeiten und Gruppen reichen. Weithin wird mit Marxismus Revolution, Klassenkampf, Enteignung, Umverteilung und Zentralplanwirtschaft assoziiert, nicht jedoch Freiheit, Demokratie, Rechtsstaat und Marktwirtschaft.

Da vor allem politisch und historisch interessierte Menschen anzusprechen sind, aber auch Neugier bei jenen geweckt werden soll, die nichts oder nichts mehr über Karl Marx wissen, zeigt die Ausstellung etwas von diesem Leben, von Herkunft und Familie, Werdegang und wechselvollen Lebensumständen, vom jahrzehntelangen Exil in London, wo er starb und begraben ist. Dabei

bildet die barocke Architektur des Hauses zugleich Rahmen und Begrenzung der Ausstellung. Seine wechselvolle Geschichte – vom Wohnhaus über ein umkämpftes politisches Symbol zum heute von der Friedrich-Ebert-Stiftung getragenen Museum – wird im Erdgeschoss dokumentiert. Auf der gleichen Ebene wird der Besucher mit auf eine große Scheibe projizierten bekannten Marx-Zitaten konfrontiert, die mit unterschiedlichen Urteilen Dritter über Marx abwechseln. Es ist der unausgesprochene Hinweis darauf, dass Marx so komplex ist, dass er widersprüchlich bleiben muss und darauf, dass er selbst höchst streitbar war.

Die Ausstellung im 1. Obergeschoss beginnt mit dem so genannten Alkoven, der als Marx' Geburtsort gilt. Es folgt ein Raum zur Herkunft, Jugend und Ausbildung von Karl Marx und seiner frühen Verbindung zu Jenny von Westphalen, der späteren Ehefrau. Ein nächster Bereich befasst sich mit dem jungen Journalisten und politischen Philosophen und dem Beginn der lebenslangen Freundschaft, die aus der Begegnung mit Friedrich Engels entstand. Von großer Bedeutung ist jener Raum über die Revolution von 1848, in der Karl Marx erstmals als politischer Handelnder auftrat. Da das 1848 erschienene *Kommunistische Manifest* eine weltweit bekannte Flugschrift ist, wird eine Vielzahl von Übersetzungen gezeigt. Der Besucher kann den Text in einem mehrsprachigen elektronischen Buch (das es auch für den ersten Band des *Kapitals* gibt) durchblättern. Gelegentlich lassen sich Schulklassen auf dem Fußboden nieder, um sich Passagen aus dem *Kommunistischen Manifest* vorlesen zu lassen.

Im Verbindungsgang zwischen Vorder- und Hinterhaus werden die Lebensumstände von Karl Marx und seiner Familie im Londoner Exil gezeigt. Der sich daran anschließende Raum hat den Journalisten und Universalgelehrten zum Gegenstand, dessen Lebensthema die politische Ökonomie war. Ein Höhepunkt in seinem Leben war das Erscheinen von Band 1 des *Kapital*. Ein Manuskriptbündel in einer Vitrine ist der Hinweis darauf, dass Marxens zentrales Werk fragmentarisch blieb. Dieser Raum mit seinen komplexen Themen bietet zahlreiche Anknüpfungspunkte, um über Marx' Bedeutung und auch Aktualität zu diskutieren. Was ist oder war ein Universalgelehrter, mit wem muss er sich als Typus messen? Welche Bedeutung hatte Marx als Journalist, als scharfsinniger Analytiker des Zeitgeschehens? Was verstand man damals unter gutem Journalismus, was versteht man heute darunter?

Ein weiterer Raum ist dem Verhältnis von Marx zur deutschen Arbeiterbewegung gewidmet, die sich in den 1860er Jahren neu organisierte. Durch ein Objekt sichtbar gemachter Höhepunkt ist Marx' zweite und letzte aktive politische Handlungsphase im Rahmen der Internationalen Arbeiter-Assoziation (IAA). Ein darin eingelassener Monitor zeigt Bilder von der Pariser Kommune, einem heute ebenfalls fast vergessenen historischen Ereignis, dessen Einordnung im Rahmen der Geschichtswissenschaft einstmals umstritten war. Gleiches gilt für die Marxsche Schrift *Der Bürgerkrieg in Frankreich*, die lange

Zeit als grundlegende Revolutionsschrift galt und die dazu beitrug, die Pariser Kommune als „Modell“ der proletarischen Revolution erscheinen zu lassen. Mit Marx' Tod 1883 endet ein wichtiger Teil der Ausstellung. Im Vorraum zum offenen Gang wird die Bedeutung von Friedrich Engels aufgezeigt, die dieser als Herausgeber der von Marx hinterlassenen Manuskripte, als Nachlassverwalter und Interpret für die sich marxistisch verstehende, nicht jedoch handelnde Arbeiterbewegung hatte. Der frühe Marxismus ist ohne ihn nicht zu denken.

Der offene Gang mit seinem riesigen Plakat bildet auch inhaltlich einen Übergang: Marx' Kopf als eine Collage aus Namen von Intellektuellen, die lebenslang oder zeitweise von Marx und dessen Gedankengut beeinflusst waren. Sie deuten die Wirkungsgeschichte an, die in den Räumen des zweiten Obergeschosses gezeigt wird. Zentrale Themen, die Fragen aufwerfen und Diskussionen anregen sollen, sind die Spaltung der Arbeiterbewegung im Ersten Weltkrieg und nach der russischen Oktoberrevolution, die Teilung Europas nach dem Zweiten Weltkrieg bis hin zu ihrer Überwindung seit 1989. Schließlich gerät mit Hilfe einer in den Boden eingelassenen Weltkarte die weltweite Aneignung der Ideen von Karl Marx in den Blick: in Lateinamerika, Afrika, Süd- und Südostasien sowie China – mit markanten Beispielen und Entwicklungen, die längst nicht abgeschlossen sind. Nicht zuletzt sie zeigen, wie verflochten die Welt ist und dass die eigene Gegenwart ohne die Vergangenheit nur schwer zu verstehen ist.

Die Ausstellung will also deutlich machen, dass Karl Marx nicht nur in der Vergangenheit einen großen Einfluss auf weltgeschichtliche Entwicklungen ausgeübt hat – direkt und noch mehr indirekt. Und sie zeigt, wie gleiche Wurzeln andere, ja auch gegensätzliche Wege möglich machten, Wege, die in Zeit und Raum eine höchst unterschiedliche Dynamik entfalten konnten. Nach wie vor ist Marx eine wichtige, oftmals freilich wenig konkrete, aber vielleicht gerade deshalb umso virulentere historische Bezugsgröße, die positiv und negativ bewertet wird. Da bei der Konzeption der Ausstellung von der – nicht immer bewussten – Gegenwärtigkeit von Marx in zahlreichen politischen Diskursen ausgegangen worden ist und in einem historischen Museum, wie es das Karl-Marx-Haus ist, die Gegenwart in ihrer historischen Dimension erklärt werden muss, will diese neue Ausstellung dazu beitragen, etwas von der Wirkung der Person Karl Marx und seines Gedankengutes aufzuzeigen. Dabei bedient sie sich der wissenschaftlichen Ansätze, wie sie in der neuen Marx-Forschung sichtbar sind und versucht, diese so weit zu vereinfachen, dass sie einem historisch und wissenschaftlich nicht vorgebildeten Publikum verständlich werden können. Wenn in der neueren Marx-Forschung, etwa in der Philosophie, heute ein unbefangener und dogmenfreier Zugang zu Marx und seinen Schriften deutlich wird, zeigt dies auch seine Attraktivität für junge Intellektuelle. Sie sind frei vom häufig Unbehagen verursachenden parteioffiziellen Marxismus vergangener Zeiten, ihr Zugang gründet in der unmittelba-

ren Beschäftigung mit den Schriften. Es ist die Beschäftigung mit einem „Klassiker“ der politischen Ideengeschichte, an dessen Werk es möglicherweise auch Neues zu entdecken gibt, wohl auch, weil er nunmehr mit anderen „Klassikern“ im Wettstreit liegt oder liegen muss. Eine Ausstellung kann ihrerseits dazu beitragen, einer breiteren Öffentlichkeit einen unbefangenen Umgang mit einer komplexen historischen Persönlichkeit zu ermöglichen.

Wenn man will, kann man noch einen Schritt weiter gehen und in dieser neuen Ausstellung nicht nur etwas über Karl Marx als Philosophen, Denker und (zeitweise) politisch Handelnden lernen, sondern Grundsätzliches zur Bedeutung von Geschichte und zum Ablauf historischer Prozesse. Am Beispiel von Marx und dessen Werk wird erfahrbar, wie wichtig und bestimmend die ökonomischen Verhältnisse sind, auch wenn diese unterschiedlich interpretiert werden. Das Aufzeigen von Grundmustern kann helfen, die eigene Gegenwart zu analysieren und ansatzweise zu begreifen. So wird versucht deutlich zu machen, dass es lohnenswert ist, sich kritisch mit einer Person, ihrem Denken und dessen Auswirkungen zu beschäftigen, um das eigene Handeln und politische Engagement zu reflektieren, sich der eigenen Grundwerte bewusst zu werden, ein klares Bild des gesellschaftlichen Umfeldes zu gewinnen, Handlungsmöglichkeiten auszuloten und die Folgen zu bedenken. Gerade bei Karl Marx und an seinem Beispiel kann man lernen, dass Denken und tagespolitisches Handeln Folgen haben können, die weder bedacht noch möglicherweise erwünscht sind. Und man kann bei ihm ebenso nachdrücklich erfahren, dass gesellschaftliche Analysen sorgfältig von Prognosen zu trennen sind.

Alles in allem möchte die Ausstellung den Anstoß geben, sich zu informieren, und soll Neugier auf mehr wecken, darauf, sich vertiefendes Wissen anzueignen. Dieses „Mehr“ kann ein Museum nur bedingt bereitstellen, aber es kann Hinweise geben, wo und in welcher Form Informationen zur Verfügung stehen. Erste Erfahrungen mit der neuen Ausstellung zeigen, dass sie auf Interesse stößt, auch wenn sie kritische Bemerkungen und Kommentare nach sich zieht. Dass muss und sollte so sein. Denn damit wird ein wichtiges Ziel von politischer Bildungsarbeit erreicht: Der Besucher wird nicht mit Informationen ‚erschlagen‘, sondern zur Meinungsäußerung herausgefordert.

Rezensionen

Massimiliano Tomba: *Krise und Kritik bei Bruno Bauer. Kategorien des Politischen im nachhegelschen Denken.* (Forschungen zum Junghegelianismus. Bd. 11.) Frankfurt a.M., Berlin, Bern: Peter Lang 2005. 235 Seiten. ISBN 3-631-52329-7.

Rezensioniert von Olaf Briese

Bruno Bauer ist eine Jahrhundertfigur. Von den ästhetisch-hegelianischen Anfängen der späten zwanziger Jahre über seine Bibelkritiken der dreißiger Jahre – die zu noch heute relevanten philologischen Erkenntnissen über das Verhältnis der Synoptiker des Neuen Testaments zueinander führten –, über seine radikale junghegelianische Theorie des Selbstbewusstseins bis hin zum Spätwerk der frühen achtziger Jahre, das die Potenzen von Demokratie, Kapitalismus und Imperialismus von einer Warte betrachtete, die ihn u.a. für Friedrich Nietzsche und Carl Schmitt zu einem wichtigen Ideengeber werden ließ, spannt sich ein intellektueller Bogen, der nur komplex aufgearbeitet werden kann. Auch diese Hürde führte letztlich zum Scheitern der langjährigen, an sich exzellenten, aber fragmentarisch bleibenden Studien Ernst Barnikols über Bauer. In der Nachfolge sind theoretische Gesamtanalysen oder gar biographische Würdigungen ausgeblieben. Allenfalls Bauers junghegelianische Phase der frühen vierziger Jahre ist relativ gut untersucht worden. Aber sein theologisches Frühwerk blieb ebenso ein Forschungsresiduum wie seine historisch-geschichtsphilosophischen Studien nach 1850. Douglas Moggachs gründliche Studie „The Philosophy and Politics of Bruno Bauer“ (2003), die zum wiederholten Mal den Transformationen Hegelschen Gedankenguts bei Bauer bis 1848 nachgeht, hat daran nichts geändert.

Allein von daher ist die vorliegende Arbeit, die eine Gesamtsicht Bauers intendiert, als Meilenstein zu würdigen, und die schnelle Übersetzung aus dem italienischen Original für die Reihe der „Forschungen zum Junghegelianismus“ ist als äußerst geglückter Coup anzusehen. Denn Bauer wird nicht nur, was an sich ein Verdienst wäre, von seinen Anfängen bis zur Revolutionszeit 1848 untersucht (ein zweiter Teil über Bruno Bauer im Nachmärz wird vom Autor in Aussicht gestellt). Sondern Tomba – *ecce philosophorum* – löst sich souverän und nah an den Quellentexten arbeitend von bisherigen traditionellen Forschungsparadigmen und legt mit der Frage nach „Krise und Kritik“ bei Bauer einen Fokus seines Denkens frei, der neue überraschende Perspektiven eröffnet. Natürlich, daraus macht der Autor keinen Hehl, ist der Einfluss von Koselleck und Schmitt untergründig – und unaufdringlich – spürbar. Das muss aber

nicht auf Abwege führen, denn Kosellecks einstiges geheimnisvolles Eingeständnis, dass sich für das 18. Jahrhundert ein wörtlicher Zusammenhang von „Kritik und Krise“ nicht auffinden lasse, war immer ein untergründiges Statement *pro Bauer*, von dem dieser Komplex sich herschreibt. Carl Schmitt, *spiritus rector* des Koselleckschen Erfolgsbuchs „Kritik und Krise“ von 1959, wurde nicht müde, Bauer als wichtigen Krisendenker der Moderne zu würdigen, und die vorliegende Studie entfaltet diese Bauersche Problematik textpräzise und auf bestechende Weise.

Sie gliedert sich in neun Teile. Einer kurzen Einleitung folgen acht Kapitel: das erste als Exposition des Zusammenhangs Kritik/Krise, das zweite zu den frühen theologischen Schriften, das dritte zur Philosophie des Selbstbewusstseins, das vierte zu Bauers politischer Theologie, d.h. der Kritik der theologischen Basis des christlichen Restaurationsstaats, das fünfte analysiert Bauers Schriften zur sog. Judenfrage, das sechste seine Fragen an historische Universalien und seine damit verbundene Liberalismuskritik, das siebente die Schriften zur Französischen Revolution als Epochen-schwelle, das achte greift diese Revolutionsanalysen mit Blick auf Bauers Diagnose eines unhintergehbaren modernen Strudels des „Nivellements“ präzisierend auf: Nivellement der ständischen Gesellschaft, deren Resultate liberalistischer Individualismus und autokratische Diktatur als einander komplementäre Niedergangsformen seien: „Ist nur mein Blick so düster, dass ich überall in Europa, wenigstens im westlichen Europa, Auflösung und Verfall, Ruin und Katastrophen sehe?“ (Bauer, 1853).

Die ersten Kapitel des Buchs konzentrieren sich darauf, diese Bauer *bewusstseiende* und ebenso durch ihn *realisierte* Dialektik von „Krise und Kritik“ bloßzulegen. Das auch Bauer treibende Geschichtspathos – im Feld der Hegelschule bzw. im Vormärz sind Geschichtsprophetien keine Seltenheit – führte ihn zur Übertragung der Kategorie „Kritik“, die, in einem bestimmten aufklärerischen Sinn, auch bei ihm bisher nur innerintellektuellen Auseinandersetzungen bzw. dem Verhältnis von Wissenschaft und Religion reserviert war, in das Feld von Politik und Geschichte. Zuvor, zwischen 1838 und 1841, trugen vier theologische bzw. religionsphilosophische Buchpublikationen das Signalwort *Kritik* bzw. *kritisch* bereits im Titel. Die anschließende Transfiguration in das Feld geschichtsphilosophischer wie politischer Debatten – natürlich nicht nur eine Eigenart Bauers – schien geradezu folgerichtig. Geschichtliches Krisenbewusstsein und Anspruch auf Kritik überschneiden sich: „Die Kritik ist die Krise“, wie es demzufolge 1842 bei Bauer hieß. Kritik wurde zum treibenden Element, das eine überlebte Feudalepoche auflösen wird. Sie war aber Kritik, die sich, gerade bei aller eingeforderter Radikalität, auch gegen die bequemen und gängigen Geschichtsteologien liberaler oder sozialistisch-kommunistischer Provenienz stemmen musste. Kritik war folgerichtig Anarchismus, ein Anarchismus des Geistes, der in seiner Konsequenz den Standpunkt „negativer Kritik“ implizierte:

„Bauer erfasste den Zerfall der Ständeordnung als Element der Krise der Moderne, die das Bild des Staatsorganismus zerstört, um das der atomisierten Menge an seine Stelle zu setzen. Er stellte sich aber nie das Problem, eine neue Vermittlung zwischen dem Einzelnen und dem Staat zu definieren. Für Bauer war seine Gegenwart eine durch das Ende der Stände gekennzeichnete Krisenzeit. Wenn aus der Auflösung der Ständeordnung lauter vereinzelt Individuen hervorgegangen waren, dann bestand die Aufgabe des Denkens darin, dieses Prinzip der Atome zu Ende zu denken, ohne irgendeine neue Synthese auf die Zukunft zu projizieren“ (S. 42f.).

Das, was Bauer als unumschränkten Rigorismus der Kritik verstand, führte aber, so zeigt der Autor im Verlauf der Studie, in eine Sackgasse. Die bloße Pose der Negativität reichte Bauer angesichts des wachsenden Drucks liberalistischer und sozialistisch-kommunistischer Geschichtsalternativen nicht aus. Das mündete in seine aus dieser Logik konsequente Geste, Kritik selbst als neue Form zeitgemäßen Bewusstseins auszuweisen, das in sich selbst und durch sich selbst bereits eine neue, erstrebenswerte geschichtliche Existenz war (S. 77).

In dieser geistesaristokratischen Falle erschöpfte sich Bauers Philosophieren nicht, und die Studie begnügt sich nicht mit dem Nachweis von Aporien. Seine anschließende „Selbstkritik der Kritik“ von Mitte 1844 eröffnete nämlich Auswege und neue geschichtsphilosophische Perspektiven. Diese wurden in den revolutionskritischen Studien seit Mitte der vierziger Jahre von ihm ausgearbeitet. Bauer stellte seine ursprünglich revolutionären Sympathien auf den Prüfstand, und er gelangte zu Einsichten, die als schonungslose Dialektik der Aufklärung bezeichnet werden könnten. Aus der Zerstörung aller Standesschranken und kodifizierter Privilegien war per Nivellement der „reine Mensch“ hervorgegangen: „Der reine Mensch ist zum bloßen Objekt der Regierung geworden und die Revolution an ihrem Ziel, dem Absolutismus, angelangt – dem Absolutismus, dessen Ausbildung sie dem neunzehnten Jahrhundert überlassen hat“ (Bauer, 1845).

Solche Ansichten, die Bauer in seinen nachrevolutionären Schriften noch forciert (in denen er u.a. aus diesem Nivellement auch das Aufkommen des modernen Nationalismus erklärt), kommen dem Leser der Modernekritiken Adornos oder Schmitts vertrauter vor als dem der irrlichternden Meisterdenker Foucault oder Agamben. Die angekündigte Nachfolgestudie, die den nachrevolutionären *Konservativen* bzw. *Anti-liberalen* behandeln soll, wird näher in diese Regionen führen, und man darf gespannt darauf sein. Allenfalls sollte sie – um kritische Einwände nicht zu verschweigen – der mitunter spürbaren Versuchung entgegen, einen gewissermaßen logischen bzw. teleologischen Denkweg nachzuzeichnen, die dem letztlich disparaten Leben und Werk Bauers nicht gerecht wird. Beispielsweise mit Rückgriff auf uninstruktive Memoiren von Zeitgenossen Bauers Verhältnis zur 48er Revolution als lediglich „platonisch“ zu bezeichnen (S. 196), unterliegt selbst der Versuchung des Nivellements: als hätte Bauer

in dieser Zeit nicht nachhaltig und mehrmals, wie übrigens gut dokumentiert ist, um Mandate als Volksvertreter gerungen. Der entschiedene und unerbittliche Kritiker der modernen Massengesellschaft Bauer auf unverzeihlichem demokratisch-institutionellen Irrweg?

Ebenso lassen sich Bauers theoretische und praktische Optionen schwerlich auf einen einzigen Nenner bringen, und auch er navigierte ohne einen einmalig und vorab festgefassten Kurs in offenen theoretischen (und praktischen) Feldern. Auch das macht ihn zu einem skeptischen, eigenständigen Theoretiker der Moderne, den es – und dieses Buch eröffnet dafür wichtige neue Perspektiven – noch immer zu entdecken gilt.

Junji Kandas später Nachruf auf die Hegelsche Linke als Ausdruck der deutschen Misere

Junji Kanda: Die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen und die Philosophie. Studien zum radikalen Hegelianismus im Vormärz. (Forschungen zum Junghegelianismus. Bd. 8.) Frankfurt a. M., Berlin, Bern: Peter Lang 2003. 228 Seiten. ISBN 3-631-50316-4.

Rezensiert von Christine Weckwerth

Das Zusammentreffen ungleicher geschichtlich-kultureller und -sozialer Wirklichkeiten ist ein Aspekt, der sich im gegenwärtigen Globalisierungsprozess der menschlichen Gesellschaft zeigt, weitergehend die geschichtliche Evolution der Menschheit überhaupt betrifft. Ein Gegenstand bewusster Wahrnehmung wird Gleichzeitigkeit von geschichtlich Ungleichem vornehmlich in Krisen- und Umbruchzeiten. Ein solcher Bewusstwerdungsprozess tritt im neunzehnten Jahrhundert exemplarisch in der Zeit von Junirevolution und Vormärz auf; stoßen hier doch verschiedene geschichtlich-kulturelle Wirklichkeiten unmittelbar aufeinander: die alte feudal-absolutistische Welt, die entstehende, auf Markt und Verfassungsstaat beruhende Industriegesellschaft sowie die bereits auf nachkapitalistische Verhältnisse drängende frühsozialistische und kommunistische Bewegung. Diese geschichtliche Konstellation erwies sich als ein Katalysator reeller gesellschaftlicher wie zugleich theoretischer Transformationsprozesse. In seinem Buch greift Junji Kanda die Thematik einer Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen auf und beleuchtet aus dieser Perspektive den radikalen Hegelianismus im Vormärz. Seine milieutheoretisch orientierte Studie¹ beginnt bezeichnenderweise mit einer be-

¹ Kanda weist seine Vormärz-Studie selbst als Milieuforschung aus und versteht sie als einen Beitrag sowohl zur Linkshegelianismus-Forschung als auch zur Marx-Forschung.

kannten Selbstcharakteristik von Marx, wonach wir „*philosophische* Zeitgenossen der Gegenwart“ sind, „ohne ihre *historischen* Zeitgenossen zu sein“.² In dem einleitenden Kapitel „Hegel, die Linkshegelianer und die Philosophie der deutschen Misere“ interpretiert Kanda die hier konstatierte Ungleichzeitigkeit als Widerspruch zwischen der „philosophisch aufgefaßten weltgeschichtlichen Gleichzeitigkeit und der Ungleichzeitigkeit der vorgefundenen Wirklichkeit im deutschen Vormärz“ (S. 10). In diesem Widerspruch liegt für ihn die „deutsche Misere“ begründet, worin er die wesentliche Prägefigur des radikalen Hegelianismus erkennt.³ Für die Linkshegelianer galt es, „entweder realistisch an der Ungleichzeitigkeit der deutschen Wirklichkeit“ festzuhalten oder „idealistisch durch den erkenntnistheoretischen Sprung ihrer Identitätsphilosophie die objektive Schranke des gegenwärtigen Zustands in Deutschland [zu] überwinden und sich in ihrer Konstruktion unmittelbar an die westeuropäische kapitalistische ‚Gleichzeitigkeit‘“ anzuschließen (S. 10). In der Zeit des Vormärz folgt der Linkshegelianismus nach Kanda dem zweiten Weg und schreibt das Hegelsche Identitätsprinzip fort. Dabei gesteht er der Philosophie Hegels durchaus einen realistischen Gehalt zu. Neben der Auffassung, Geschichte als sukzessiven Verwirklichungsprozess der Freiheit zu begreifen, liegt dieser seiner Darstellung nach insbesondere in Hegels phänomenologischem Ansatz, das philosophische System auf Basis geschichtlicher Gestalten des Bewusstseins zu entwickeln. Inmitten der „deutschen Misere“ bleibt Hegels Versuch, die Widersprüche der modernen bürgerlichen Gesellschaft aufzuheben, nach Kanda allerdings inkonsequent.⁴ Hegel kann die Widersprüche „allein in der theoretischen Auseinandersetzung mit der auch theoretisch verallgemeinerten weltgeschichtlichen Gleichzeitigkeit Westeuropas nur ideell“ begreifen (S. 45). Am Ende der weltgeschichtlichen Entwicklung triumphiert im Hegelschen System der absolute Geist, mit dem die Widersprüche der Realwelt allein in der „theoretischen Welt des abstrakten Denkens“ (S. 70) überwunden und versöhnt werden.

Eine solche theoretisch-spekulative Auflösung der Syntheseproblematik kann den kritischen Nachfolgern Hegels nicht mehr genügen. Ihre Option lautet nun vielmehr

² Karl Marx: Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. In: MEGA[®] I/2. S. 175.

³ Den Terminus „radikaler Hegelianismus“ oder auch „Linkshegelianismus“ gebraucht Kanda vor allem in Hinsicht auf einen politischen Radikalismus. Zu seinen Vertretern rechnet er Bruno Bauer, Ruge, den jungen Marx und Engels, mit Vorbehalten auch Heß. Der Einfachheit halber wird an diese Terminologie angeschlossen, wenngleich Junghegelianismus hier als der übergreifendere Begriff angesehen wird.

⁴ Bezogen auf die von den Junghegelianern favorisierte „Phänomenologie des Geistes“ stellt Kanda eine doppelte Tendenz heraus: als Formbestimmtheit und treibende Kraft der Geschichte zeigt Hegel darin zum einen die Dialektik bzw. Entzweiung von Substanz und Subjekt auf, worin der Autor einen realistischen Ansatz sieht. Indem Hegel auf Basis seiner idealistischen Methode die menschliche Geschichte durchgehend als Geistprozess fasst, hebt er zum anderen am Ende Gegenständlichkeit und Geschichtlichkeit überhaupt auf.

„Verwirklichung der Philosophie“. Orientiert an den revolutionären Kräften Westeuropas, entwerfen die radikalen Hegelianer nach Kanda in dieser Intention die „Idee der auf die Weltrevolution abzielenden allgemeinen Geschichte Europas“ (S. 25). Aus der „Philosophie der Versöhnung“ wird die „Philosophie der Entzweiung“, deren identitätsphilosophische Grundlage „jedoch durchaus unverändert blieb“ (S. 26). Der Unterschied zu Hegel liegt dem Autor zufolge allein darin, dass das Identitätsprinzip der vorhandenen Wirklichkeit gegenübergestellt wird, womit Philosophie zur Wirklichkeit in ein äußerliches Reflexionsverhältnis gesetzt wird (siehe S. 9/10, 39/40, 70/71, 185/186). Kanda spricht in diesem Zusammenhang von einem „Wieder-Subjektiv-Werden des objektiven Idealismus“ (S. 185).⁵ Ein solches Reflexionsverhältnis birgt nach ihm den „Keim des rebellischen Prinzips“, woraus in der Konsequenz eine „geschichtslose anarchistische Utopie“ hervorgeht (S. 29). Dieses Urteil kommt spezifisch mit der ideologisch ausgerichteten Kritik der Linkshegelianer bei Marx und Lukács überein, wobei Kanda diese Kritik weitergehend auf die marxistische Revolutions- und Geschichtstheorie selbst ausdehnt.

Diese allgemeine Deutungsperspektive des Linkshegelianismus voraussetzend, wendet sich der Autor in den folgenden Kapiteln zum einen der Philosophie des Selbstbewusstseins Bruno Bauers, zum anderen der Philosophie der Tat von Moses Heß zu. Hierbei tritt eine genaue Kenntnis der Primär- und Sekundärquellen zutage: Bruno Bauers Entwicklung wird von den frühen Anfängen, der preisgekrönten „Dissertation über die Prinzipien des Schönen“, über die Philosophie des Selbstbewusstseins und reine Kritik bis zu späteren Schriften nach 48/49 verfolgt – ein zeitlicher Umfang, der in der Bauer-Forschung ein Manko bildet. Kanda geht ausführlich auf die Rezeptionsgeschichte des Bauerschen Werkes ein und publiziert im Anhang einen bisher unveröffentlichten Brief Bauers an Adolph Rutenberg vom 5. Juni 1842. Moses Heß behandelt er insbesondere im Hinblick auf den frühen Ansatz sowie dessen theoriegeschichtliche Quellen. Dazu greift der Autor auf nicht publizierte Manuskripte aus dem Heß-Nachlass zurück.⁶ In dieser an den Primärquellen ausgerichteten und auf die frühen Ansätze zurückgehenden Betrachtungsweise liegt nach Auffassung der Rezensentin die wesentliche Stärke seiner Vormärz-Studie.

Die Ausführungen zu Bauer beginnen in concreto mit einem „Im Schatten von Marx“ überschriebenen Abschnitt – hat das Marxsche Verdikt über Bauer die Rezep-

⁵ Diese Wendung findet sich bereits bei Georg Lukács, der bezogen auf Heß von einem „Wieder-Subjektiv-Machen der Hegelschen Objektivität“ spricht. (G. Lukács: Moses Hess und die Probleme der idealistischen Dialektik. In: Schriften zur Ideologie und Politik. Ausgewählt und eingel. von Peter Ludz. Neuwied, Berlin 1967. S. 242.)

⁶ Kanda bezieht sich auf in Briefform gestaltete Manuskripte, die „Zur Ethik“ überschrieben sind und nach ihm von 1836 bis 1840 abgefasst wurden. Sie stammen aus dem Heß-Nachlass im Internationalen Institut für Sozialgeschichte, Amsterdam.

tion von dessen Philosophie bis ins 20. Jahrhundert doch stark beeinflusst.⁷ Sich von der Marxschen Rezeptionslinie absetzend, kennzeichnet Kanda den jungen Bauer als einen orthodoxen Hegelianer, dem es um die systematische Durchführung von Hegels spekulativem Ansatz vor allem auf religiösem und ästhetischem Gebiet geht. In der Intention, historische Kritik und spekulative Systematik zu vereinbaren, bei gleichzeitiger Auseinandersetzung mit dem pantheistischen Ansatz von Strauß, bewegt sich Bauer nach Kanda schon früh auf die Philosophie des Selbstbewusstseins zu. Der Weg zur Philosophie des Selbstbewusstseins folgt dabei allein einem wissenschaftlichen Systeminteresse. Der Übergang Bauers zu einem kritisch-radikalen und atheistischen Standpunkt wird dem Autor zufolge dagegen außertheoretisch veranlasst; Ursache ist die Zuspitzung der gesellschaftlichen und politischen Situation in Preußen. Bauers Radikalismus, wie er bis zur reinen Kritik führt, ist das Produkt „des Gegensatzes zwischen seinem inneren Drang nach wissenschaftlicher Konsequenz und der immer irrationaler werdenden reaktionären Kulturpolitik des christlichen Staates“ in Preußen (S. 123). Die identitätsphilosophische Basis der Hegelschen Philosophie bleibt nach Kanda unangetastet. Eine solche externe Instrumentalisierung der Philosophie Hegels führt dazu, dass die Dialektik verhängnisvoll in eine radikale Antithetik überführt wird (siehe S. 127). Den weiteren Weg Bauers zeichnet Kanda vergleichbar in enger Anlehnung an die geschichtliche Entwicklung in Deutschland. Das betrifft sowohl Bauers Kritik und Bestimmung der Masse als auch seine spätere Wende zur „Realpolitik“, die nach Kanda wesentlich aus der Enttäuschung über die 48er Revolution resultiert. „Bauers Entwicklung von der radikalen Kritik zur Machtpolitik drückte den tiefgreifenden Wandel der deutschen Geschichte aus, der als Wandel von der ‚Prinzipienpolitik‘ zur ‚Realpolitik‘ bezeichnet wurde“ (S. 138). Von einer zusammenhängenden theoretischen Entwicklung bzw. einer eigenständigen Philosophie lässt sich bei Bauer in der Folge nicht mehr sprechen (zur Kritik dieser Interpretation siehe unten).

Unter der Überschrift „Philosophie als Gleichzeitigkeit im Ungleichen. Moses Heß und die ‚philosophische Revolution‘ im Vormärz“ wendet sich Kanda im dritten Kapitel den Auffassungen des jüdischen Intellektuellen und Sozialtheoretikers Heß zu. Als Kern des Heßschen Denkens stellt er von den frühen Anfängen an die sozialistische Idee heraus.⁸ Beeinflusst von sozialistischen Theorien beabsichtigt bereits der

⁷ In „Die heilige Familie oder Kritik der kritischen Kritik. Gegen Bruno Bauer und Konsorten“ haben Marx und Engels die Bauersche Kritik symptomatisch als Gipfelpunkt des „Unsinn der deutschen Spekulation“ charakterisiert. In: Karl Marx, Friedrich Engels: Werke. Berlin 1980. Bd. 2. S. 7.

⁸ Siehe auch Junji Kanda: Vom Spinozismus zum Junghegelianismus. Moses Heß und sein Weg zur Philosophie der Tat. In: Philosophie, Literatur und Politik vor den Revolutionen von 1848. Zur Herausbildung der demokratischen Bewegungen in Europa. Hrsg. von L. Lambrecht. Frankfurt a.M. 1996. S. 181–201.

junge Heß, Einheit und Gleichheit der Menschen zu begründen, welchen sozialen Zusammenhang er auf Basis einer den Gegensatz von Pauperismus und Geldaristokratie aufhebenden Gütergemeinschaft denkt.⁹ Hat die Begegnung mit dem Hegelianismus dem Heßschen Denken nach Kanda die entscheidende Wendung gegeben, reflektiert er den Sozialisten zunächst als einen Denker nicht-hegelianischer Herkunft. Neben Rousseau ist Heß für ihn vor allem durch Spinoza und Herder geprägt.¹⁰ Der in der Heß-Forschung bisher vernachlässigte Einfluss Herders führt beim jungen Heß, so der Autor, zu einer Dynamisierung und auch Historisierung des Spinozismus (siehe S. 160–166, 171). Die von Herder übernommene „dynamisch-vitalistische Geschichtsauffassung“, die „ethisch-praktische Spinoza-Rezeption“ sowie sozialistische Auffassungen bilden das Grundfundament, auf dem sich Heß’ „geschichtlich orientiertes sozialkritisches Denken“ konstituiert (S. 172/173).¹¹ Dieses wird durch Rezeption des Hegelianismus nach Kanda präzisiert und systematisiert. Heß’ Hegelianismus erreicht nach ihm seinen Höhepunkt in den Aufsätzen in den „Einundzwanzig Bogen“, so exemplarisch in „Philosophie der Tat“ von 1843. Das Prinzip des tätigen Selbstbewusstseins wird darin als freie soziale Tätigkeit gedeutet und der Linkshegelianismus spezifisch mit der Ethik Spinozas und sozialistischen und kommunistischen Theorien zusammengeführt.¹² Die Philosophie der Tat geht bei Heß unter dieser Voraussetzung in eine Strategie der kommenden europäischen Revolution über. In „Die europäische Triarchie“ (1841) entwickelt Heß vor diesem Hintergrund den Gedanken, wonach eine zukünftige soziale Revolution in England stattfinden wird – allein hier erreicht der

⁹ Siehe Moses Heß: Die heilige Geschichte der Menschheit. Von einem Jünger Spinozas. In: Philosophische und sozialistische Schriften. 1837–1850. Eine Auswahl. Hrsg. und eingel. von Wolfgang Mönke. 2., bearb. Aufl. Berlin 1980, S. 51–59.

¹⁰ Unter dem Einfluss seines Freundes Berthold Auerbach und dessen Spinoza-Roman interessiert sich Heß bezogen auf Spinoza vor allem für den „praktischen Pantheismus“. Heß’ unfertige Manuskripte zur Ethik haben nach Kanda die Tendenz, „den Spinozismus praktisch und moralisch als eine Sittenlehre zu deuten.“ (S. 157.) Heß kommt in dieser ethischen Spinoza-Rezeption spezifisch mit dem jungen Feuerbach überein. Siehe von der Rezensentin: Hegel als Theoretiker der Differenz. Der pantheistisch-realistische Ausgang des jungen Feuerbach von Hegel. In: Ludwig Feuerbach und die Geschichte der Philosophie. Hrsg. von W. Jaeschke und F. Tomasoni. Berlin 1998. S. 281–308.

¹¹ Geprägt durch Rousseau, Spinoza und Herder, entwickelt Heß seine geschichtlich orientierte Philosophie der Tat nach Kanda bereits vor Begegnung mit dem Hegelianismus. Dazu ist anzumerken, dass der Spinozismus von der auf Hegel folgenden Generation, zu der auch Heine und Feuerbach gehören, immer schon durch das Prisma von deutschem Idealismus und Romantik wie auch im Lichte des von Jacobi ausgelösten Pantheismus-Streites rezipiert wird. Auch der junge Heß, der von Auerbach und Heine beeinflusst ist und in seinem Erstlingswerk auf Schelling, Hegel, Johannes von Müller oder Schleiermacher zu sprechen kommt, steht in dieser Hinsicht unter einem, wenn auch vermittelten Einfluss von Romantik und Hegelianismus.

¹² Siehe Moses Heß: Philosophie der That. In: Philosophische und sozialistische Schriften. S. 219–223.

Gegensatz von Geldaristokratie und Pauperismus nach ihm Revolutionshöhe –, wohin-gegen in Deutschland die geistige Freiheit, in Frankreich, beginnend mit der Französischen Revolution, die politische Freiheit errungen wurde.¹³ Kanda dient dieser Gedanke als Beleg dafür, dass bezogen auf die deutsche Entwicklung ebenfalls der Ansatz des „wahren“ Sozialisten in dem Widerspruch von ideeller (philosophischer) Gleichzeitigkeit und reeller geschichtlicher Ungleichzeitigkeit steht. In diesem Zusammenhang kommt der Autor am Ende auf seine Grundthese zurück:

„Sei es Marx, sei es Heß, die Linkshegelianer mußten, soweit sie die vorhandene geschichtliche Wirklichkeit in der identischen Subjekt-Objekt-Beziehung reflexiv auffaßten und ihre so aufgefaßte allgemeine Idee praktisch verwirklichen wollten, notwendig in den Widerspruch geraten, der zwischen der gedanklich gefaßten weltgeschichtlichen Gleichzeitigkeit und dem vorgefundenen, die Übergangsgesellschaft des deutschen Vormärz noch stark bestimmenden Ungleichzeitigen lag.“ (S. 193/194.)

Auf die von Heß noch im Vormärz vollzogene Wendung zur idealismuskritischen Anthropologie Feuerbachs, auf seine generelle Metaphysikkritik oder seine Reformpläne bezüglich einer gesellschaftlichen Organisation von Erziehung und Arbeit geht Kanda nicht mehr ein; ständen diese Aspekte doch seiner allgemeinen Deutungsperspektive entgegen. Wie bereits bei Bauers Zeichnung als praktisch gewendeten Identitätsphilosophen sowie nochmals gewendeten Realpolitiker tritt auch in der Darstellung Heß' ein offensichtlicher Schwachpunkt seiner Vormärz-Studie zutage, auf den am Ende in allgemeiner Form eingegangen werden soll.

Zu einer verkürzten Sicht auf die philosophischen Umbruchsprozesse in der Zeit des Vormärz kommt Kanda nach Auffassung der Rezensentin vor allem durch zwei Grundthesen: zum einen durch die theoriegeschichtliche These, wonach die kritisch an Hegel anschließende Philosophie im Vormärz die identitätsphilosophischen Prämissen des Hegelschen Systems fortschreibt, zum anderen durch die milieutheoretische These, den Linkshegelianismus lediglich als ideale Verlängerung der „deutschen Misere“ zu betrachten. Zum ersten Punkt: Im Zuge der allgemeinen gesellschaftlichen Krise Anfang der dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts geriet der deutsche Idealismus in eine allgemeine, bewusst wahrgenommene Identitätskrise.¹⁴ Bruno Bauer spricht in „Die evan-

¹³ Siehe Moses Heß: Die europäische Triarchie. In: Philosophische und sozialistische Schriften. S. 160.

¹⁴ Friedrich Albert Lange hat in seinem bekannten Materialismus-Buch von einem „Bruch des deutschen Idealismus“ gesprochen, den er auf das Jahr der Julirevolution, 1830, datierte. Siehe F. A. Lange: Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart. Hrsg. und mit einem biogr. Vorwort versehen von O. A. Ellissen. 2. Buch. Leipzig 1905. S. 113; dazu auch Herbert Schnädelbach: Philosophie in Deutschland 1831–1933. 5. Aufl. Frankfurt a.M. 1994. S. 17–35.

gelische Landeskirche Preußens und die Wissenschaft“ (1840) symptomatisch von einem Erwachen aus dem „seligsten Traume von der Einheit der Idee und der unmittelbaren Wirklichkeit“¹⁵. Ein wesentlicher Auslöser dafür war die Straußsche Evangelienkritik. Der Bruno Bauer und Heß beeinflussende Feuerbach erhebt Ende der dreißiger Jahre zur „Urbedingung aller Kritik“ die „Differenz zwischen dem Subjektiven und Objektiven“¹⁶. Allgemeiner Zielpunkt der Kritik ist der spekulative Idealismus Hegels, wie er auf dem absoluten Geist als einem der empirischen Welt vorgelegerten, ideellen Identitäts- und Tätigkeitsprinzip gründet. Natur und menschliche Geschichte werden in Hegels geistphilosophischem System auf der einen Seite als Realisierungssphären der logischen Idee begriffen, wie empirisch-kulturelle Erscheinungen, so das Christentum, auf der anderen Seite den Status absoluter Formen erhalten. Der theoretische Einsatzpunkt der an Hegel anschließenden Philosophie im Vormärz liegt in dem – direkten oder indirekten – Bestreben, das identitätslogisch begründete Geistsystem Hegels aufzusprengen, was zunächst auf theologischem Gebiet erfolgt. Gleichzeitig entsteht das Problem, die kulturellen und sozialen Sphären auf Basis eines neuen, nicht-spekulativen Einheitsprinzips zu begründen und zu synthetisieren. Darin eingeschlossen ist die emanzipatorische Frage nach der reellen Verwirklichung gesellschaftlicher Einheit. Lässt man wie Kanda diesen kritischen Einsatzpunkt außer Betracht und fasst den Linkshegelianismus lediglich als eine praktisch modifizierte Fortsetzung – und zugleich subjektivistische Depravierung – der Identitätsphilosophie Hegels auf, negiert man diese Theorielinie sowohl in ihrer Eigenständigkeit als auch in ihrem reellen Problemgehalt.¹⁷ Ohne bestimmter auf Kandas Ausführungen in dieser Hinsicht einzugehen, sei darauf verwiesen, dass Bruno Bauer in seinem Übergang zum (endlichen) Selbstbewusstsein als neuem Tätigkeits- und Einheitsprinzip bezogen auf den geschichtlich-kulturellen und -sozialen Prozess der Menschen eigens nicht auf eine logisch abgesicherte Subjekt-Objekt-Identität zurückgreift, diesen Prozess vielmehr unter der Problematik von produktiver Schöpfung, Verkehrung und

¹⁵ Bruno Bauer: Die evangelische Landeskirche Preußens und die Wissenschaft. 2. Aufl. Leipzig 1840. S. 3.

¹⁶ Feuerbach: Zur Kritik der Hegelschen Philosophie. In: Gesammelte Werke. Hrsg. von W. Schuffenhauer. Bd. 9. 2., durchges. Aufl. Berlin 1982. S. 51.

¹⁷ In diesem Zusammenhang sei auf die profunde, von Kanda allerdings kritisierte Arbeit von Horst Stuke: Philosophie der Tat. Studien zur „Verwirklichung der Philosophie“ bei den Junghegelianern und den Wahren Sozialisten. Stuttgart 1963 verwiesen, ebenfalls auf H. und I. Pepperle: Einleitung. In: Die Hegelsche Linke. Dokumente zu Philosophie und Politik im deutschen Vormärz. Leipzig 1985. S. 5–44 und nicht zuletzt K. Löwith: Philosophische Theorie und geschichtliche Praxis in der Philosophie der Linkshegelianer. Einleitung. In: Die Hegelsche Linke. Texte aus den Werken von Heinrich Heine, Arnold Ruge, Moses Hess, Max Stirner, Bruno Bauer, Ludwig Feuerbach, Karl Marx und Søren Kierkegaard. Ausgew. und eingel. von K. Löwith. Stuttgart-Bad Cannstatt 1962.

Entfremdung sowie kulturellem Verlust und Negation entfaltet. Diese Problematik führt ihn in der Folge zu einer Relativierung (nicht Preisgabe) der geschichtlichen Geltungsmacht und Synthesekraft selbstbezogener Intellektualität. Sein Übergang zur reinen Kritik, die Einsicht in eine empirisch vorhandene Kluft zwischen Idee und Interesse, Geist und Masse bilden bereits eine kritische Selbstrevision seines früheren Ansatzes.¹⁸ Dieser differenzierte Bildungsprozess wird nivelliert, fasst man ihn wie Kanda allein im Sinne einer durch die reaktionäre Kulturpolitik Preußens ausgelösten Eskalation des Radikalismus in reine Kritik (siehe S. 123). Oder Heß' auf Feuerbach zurückgehende anthropologische Begründung des Sozialismus, mit der er auf gegenseitige Beziehungen zwischen konkreten Individuen – im Kern auf die Elementarbeziehung zwischen Ich und Du – rekurriert, wird man ebenfalls nicht auf die Logik einer identischen Subjekt-Objekt-Beziehung zurückführen wollen. Hält man wie der Autor dagegen an der These identitätsphilosophischer (spekulativer) Kontinuität zu Hegel fest, kommt es zu einer offensichtlichen Homogenisierung der linkshegelianischen Theorieansätze, wie der Blick auf eine wirkliche Entwicklung und Problementfaltung innerhalb der einzelnen Ansätze verstellt wird.

Zum zweiten Punkt: Milieutheoretisch ausgerichtet, fasst Kanda den Linkshegelianismus als eine ideale Verlängerung der „deutschen Misere“ auf. Vertreter dieser Richtung stehen nach ihm vor der Alternative, entweder einer an Tatsachen orientierten Realpolitik zu folgen oder an den identitätsphilosophischen Prämissen Hegels festzuhalten, womit die Weichen für eine geschichtslose, anarchistische Sollens-Philosophie gestellt sind (siehe S. 10). Philosophie hat danach ihre allgemeinen Prinzipien preiszugeben oder muss in eine ideelle Scheinwelt mit allen negativen Konsequenzen flüchten. Tertium non datur. Die Entwicklung von Bruno und Edgar Bauer, Heß, Marx, Feuerbach, Ruge u. a. hängt zweifellos eng mit den politisch und ökonomisch zurückgebliebenen Zuständen in Deutschland zusammen;¹⁹ zieht mit diesen Denkern die Philosophie doch aus der Universität aus und müssen einige Repräsentanten Deutschland überhaupt verlassen. Die von ihnen angestrebte „Verwirklichung der Philosophie“ ist in ihrem Kern gleichwohl als ein genuin theoretischer Prozess anzusehen, der sich auf Basis systematisch-rationaler Vergegenwärtigung der kulturellen und sozialen Welt sehr wohl vom empirischen, „länderspezifischen“ Milieu abheben kann, ohne notwendig auf identitätslogische Prämissen zurückzufallen. Die an Hegels phänomenologischer Methode orientierten Denker betrachten die relativ unveränderliche Problematik

¹⁸ Siehe dazu den ebenfalls in den „Forschungen zum Junghegelianismus“ erschienenen Aufsatz von E. Magdanz: Zur Untersuchung politikgeschichtlicher Schriften Bruno Bauers unter dem Aspekt seines Übergangs auf die Position der reinen Kritik. In: Philosophie, Literatur und Politik vor den Revolutionen von 1848. S. 321–337.

¹⁹ Siehe dazu W. Essbach: Die Junghegelianer. Soziologie einer Intellektuellengruppe. München 1988.

der modernen bürgerlichen Gesellschaft bezeichnenderweise anhand kulturell, sozial und theoretisch entfalteter Formen in Westeuropa und auch Nordamerika, wie sie die Frage nach der Zukunft, dem In-Möglichkeit-Seienden einer nichtchristlichen, nachbürgerlichen Gesellschaft erneuter Einheit der Menschen ebenfalls anhand der fortgeschrittensten geschichtlichen Entwicklungen reflektieren. Eine solche ideelle Gleichzeitigkeit im geschichtlich Ungleichzeitigen muss, wie ich denke, nicht als ein Determinismus zu theoretischer Engführung gedeutet werden; ebenso kann man darin einen Problemdruck zu philosophischer Analyse- und Syntheseleistung sehen, die sich auf den geschichtlichen Sozialisierungsprozess der Menschheit in seinen heterogenen Formen wie in seinem Zusammenhang bezieht. Unter gleichem geschichtlichen Milieu sind im Vormärz in dieser Hinsicht solche differenten Ansätze wie die Entfremdungskritik und kritische Philosophie bei Bruno und Edgar Bauer, die anthropologische Neubegründung der Philosophie bei Feuerbach, Heß' anthropologische Begründung des Sozialismus, Marx' genetische Strukturtheorie der gesellschaftlichen Verhältnisse oder auch Stirners auf naturalistische Prämissen zurückgehendes Subjektkonzept entstanden. Diese Theorieansätze sind nicht wie bei Kanda auf ihre praktisch-emanzipatorische Programmatik zu reduzieren. Haben sich die reine Kritik an Staat, Religion und Masse oder die Theorie der proletarischen Revolution als inadäquate Antworten bezogen auf den Transformationsprozess der modernen bürgerlichen Gesellschaft erwiesen, enthalten die Ansätze der von Hegel ausgehenden Vormärzdenker durchaus Komponenten, mit denen der geschichtliche Sozialisierungsprozess der Menschheit genetisch-systematisch zu erschließen ist. Bezogen auf die an Hegel anschließende Philosophie im Vormärz hätte man sich in dieser Hinsicht gewünscht, dass, um auf den von Kanda zitierten Bloch zurückzugreifen, nicht allein „unaufgearbeitete Vergangenheit“, sondern ebenfalls unabgeholte, „im Jetzt enthaltene Zukunft“ behandelt worden wäre.²⁰

²⁰ Siehe E. Bloch: Erbschaft dieser Zeit. Erw. Ausg. Frankfurt a.M. 1985. S. 117, 122. (Werkausgabe Bd. 4.)

Giuseppe Mazzini: Thoughts upon Democracy in Europe (1846–1847). Un ‘Manifesto’ in inglese. Hrsg. von Salvo Mastellone. Firenze: Centro Editoriale Toscano CET 2001. LXXXIV und 119 Seiten. ISBN 88-7957-173-7.

Salvo Mastellone: Mazzini and Marx. Thoughts upon Democracy in Europe. (Italian and Italian American Studies.) Westport/Conn., London: Praeger Publishers 2003. VIII und 220 Seiten. ISBN 0-275-98076-6.

Rezensiert von Werner Daum

“Tyranny! It is at the root and at the end of communism, and pervades it throughout. Man is there, as in the cold, dry, imperfect theory of the economists, nothing more than a producing machine. His freewill, his individual merit, his never-ceasing aspiration towards new modes of life and progress entirely disappear. In this society, petrified in form, regulated in each detail, individuality has no longer place.”¹

Giuseppe Mazzini (1805–1872) wurde von der Forschung zwar als Held und Aktivist des italienischen Risorgimento ausreichend gewürdigt, sein Beitrag zur politischen Ideengeschichte Europas blieb dabei jedoch deutlich unterbelichtet. Dass dieser Mangel nun im 200. Geburtsjahr des Genuesen auf der Agenda mehrerer geschichtswissenschaftlicher Veranstaltungen in Italien steht, verdankt sich den Forschungen Salvo Mastellones. Der emeritierte Professor für Politische Ideengeschichte an der Universität Florenz und Mitbegründer der Zeitschrift „Il Pensiero Politico“ forscht und publiziert seit einem Jahrzehnt² über die bisher vernachlässigten englischen Schriften Mazzinis aus dessen Londoner Exilzeit (1837–1847).

Im Zentrum seiner Untersuchungen steht eine Artikelserie, die „Joseph Mazzini“ vom August 1846 bis zum Juni 1847 in dem demokratischen Periodikum „The People’s Journal“ in London publizierte. Diese „Thoughts upon Democracy in Europe“ hat nun Salvo Mastellone in ihrem ursprünglichen, ungekürzten Wortlaut erstmals in kritischer Edition zugänglich gemacht, wobei er auf seine italienische Übersetzung³ die englische Originalfassung in den beiden hier anzuzeigenden Publikationen folgen ließ.

¹ Joseph Mazzini: Communism. In: The People’s Journal. 17. 04. 1847; hier zitiert nach Salvo Mastellone: Mazzini and Marx. Thoughts upon Democracy in Europe. Westport/Conn., London 2003. S. 193.

² Die diesbezügliche Forschungsbibliografie wird eröffnet durch: Salvo Mastellone: Il progetto politico di Mazzini (Italia-Europa). Firenze 1994. Die weiteren relevanten Titel werden im Laufe dieser Besprechung genannt.

³ Giuseppe Mazzini: Pensieri sulla democrazia in Europa. Traduzione e cura di Salvo Mastellone. Milano 1997 (2. Aufl. 2005).

Während sich die erste in Florenz erschienene Veröffentlichung mit ihrer italienischen Einführung an das einheimische Publikum richtet,⁴ spricht Mastellone mit der zweitgenannten englischen Publikation einen internationalen Leserkreis an.

In seinen kritischen Einführungen breitet Mastellone anhand der zeitgenössischen politischen Publizistik Londons (vor allem Periodika wie das Chartistenorgan „The Northern Star“ und die demokratische Zeitschrift „The People’s Journal“ sowie die politische Broschürenliteratur) und mittels Quellen aus der Werkausgabe Mazzinis⁵ minutiös die bio-bibliographischen Zusammenhänge aus, in denen die ideologische Auseinandersetzung des italienischen Emigranten mit den verschiedenen Vorstellungen und Strömungen von Demokratie in seiner Zeit erfolgte. Dieser publizistische Kontext demokratischer Theorien verdichtete sich im London der Jahre 1845–1847 zu drei ideologischen Hauptrichtungen: erstens zum italienischen Programm einer anti-despotischen politisch-konstitutionellen Revolution mit dem Ziel der Errichtung einer demokratisch-repräsentativen Republik; zweitens zum polnischen Programm einer anti-aristokratischen sozialen Revolution nach dem Vorbild der Französischen Revolution und drittens zum deutschen Programm einer anti-bürgerlichen proletarischen Klassenrevolution mit dem Ziel der Errichtung einer proletarischen Demokratie. Insbesondere das letztgenannte Programm, das die „Deutschen Kommunisten“ um Karl Marx und Friedrich Engels Mitte 1846 von Brüssel aus in die Londoner Debatte einbrachten,⁶ provozierte Mazzini zu einer programmatischen Darlegung und Verteidigung seiner Demokratietheorie. Diese unternahm er mit der achtteiligen Artikelserie in „The People’s Journal“, die sich kritisch an den Lehren von Jeremy Bentham, Claude-Henri de Saint-Simon, Charles-François-Marie Fourier und der deutschen Kommunisten abarbeitete.

Mastellone legt ausführlich das Demokratieverständnis Mazzinis dar, mit dem sich der italienische Emigrant vor allem in seinem sechsten Artikel von der autoritären Staats- und kollektivistischen Gesellschaftskonzeption der kommunistischen Demokraten abzugrenzen versuchte.⁷ Seine Hauptkritik am Kommunismus betraf dessen rein materielle Ausrichtung und den völligen Verzicht auf eine ethische Lebens- und Gesellschaftskonzeption. Mit prophetischer Weitsicht beschrieb Mazzini bereits am Vorabend der 1848er Revolution jene Widersprüche und autoritär-bürokratischen Verwerfungen, die die späteren kommunistischen Staaten des 20. Jahrhunderts durch die von

⁴ Vgl. auch als Zusammenfassung: Salvo Mastellone: Mazzini scrittore politico europeo. In: *Rassegna storica del Risorgimento*. 90 (2003). H. 3. S. 339–346.

⁵ Giuseppe Mazzini: *Edizione Nazionale. Scritti editi ed inediti*. 106 Bde. Imola 1906–1943. Neue Serie: 10 Bde. Imola 1961–2005.

⁶ F. Engels / K. Marx / Ph. Gigot, Address of the German Democratic Communists of Brussels to Feargus O’ Connor. Brüssel 17. 7. 1846. In: *The Northern Star* (London). 25. 7. 1846. S. 1.

⁷ Joseph Mazzini: Communism. In: *The People’s Journal*. 17. 04. 1847.

oben gesteuerte (bzw. eingeschränkte) gesamtgesellschaftliche Bedürfnisbefriedigung hervorbringen sollten.

Dem setzte Mazzini seinen moralisch, ja religiös aufgeladenen Demokratieentwurf entgegen, in dem er Demokratie als eine auf Assoziation, Nationalität und Völkerverbrüderung fundierte repräsentative Regierungsform *und* Zivilgesellschaft konzipierte. Demokratie war für Mazzini ein verfassungs- und gesellschaftspolitischer Anspruch, der ganz auf die Initiative „von unten“, auf die städtischen Massen setzte, die es mit Gemeindeautonomie und dem allgemeinen Wahlrecht auszustatten sowie durch bildungspolitische Maßnahmen zu verantwortlichen Demokraten auszubilden galt, um sukzessive eine Einheit zwischen Regierenden und Regierten herzustellen. Das solcherart im Innern gefestigte und legitimierte Repräsentativsystem beruhte auf einer spezifisch Mazzinischen Nationalität, die die freien, demokratischen Völker Europas zur gleichberechtigten Assoziation verpflichtete, um sie in einer „Internationalen Völkerliga“ („People’s International League“) zu vereinen.

Plausibel rekonstruiert der Florentiner Historiker auch die Wirkungsgeschichte der „Thoughts upon Democracy in Europe“, die ihrerseits Reaktionen der englischen und deutschen Kommunisten hervorriefen. Bekanntlich weilten Engels und Marx im November und Dezember 1847 als Abgesandte der Brüsseler „Association Démocratique“ höchstpersönlich in London, wo sie unter anderem auch am zweiten Kongress des „Bundes der Kommunisten“ teilnahmen, der sie mit der Abfassung eines programmatischen „Manifestes“ über Ziel und Wesen des Kommunismus beauftragte. Die Annahme eines mehr oder weniger direkten Zusammenhangs zwischen der Demokratie-Debatte in London und der Ausarbeitung des „Kommunistischen Manifests“ wird von der bisherigen Marx-Forschung getragen.⁸ Dieser publizistisch-ideengeschichtliche Kontext erfährt nun dank Mastellones Beitrag eine Bereicherung, tritt dieser doch den detaillierten Nachweis dafür an, dass Mazzinis demokratische Theorie zweifellos Bestandteil der zeitgenössischen politischen Debatte war, die den ideologischen Nährboden für die programmatische Konstituierung des Kommunismus abgab.

Mit dieser ideengeschichtlichen Einordnung der Londoner Schriften Mazzinis gibt sich Mastellone jedoch keineswegs zufrieden, er möchte sie vielmehr durch die Herstellung eines Textbezuges zwischen Mazzinismus und Marxismus noch weiter aufwerten. Zum Nachweis eines solchen direkten Zusammenhangs dient ihm ein Textvergleich zwischen dem angesprochenen sechsten Artikel, den Mazzini im April 1847

⁸ Siehe bereits Armin Matthäus Kuhnigk: Karl Schapper. Ein Vater der europäischen Arbeiterbewegung. Camberg 1980. S. 137, 144/145. Von italienischer Seite wird seit langem eine allgemeine wechselseitige Beeinflussung zwischen Marx und Mazzini betont, auch wenn sie gerade für den Entstehungszusammenhang des „Kommunistischen Manifests“ ebenso lange bezweifelt wurde: Ernesto Ragionieri: Prefazione. In: Karl Marx, Friedrich Engels: Sul Risorgimento italiano. Hrsg. v. Ernesto Ragionieri. Roma 1979. S. 7–41. Hier: S. 9, 13, 14, 24–26.

im Londoner „People’s Journal“ veröffentlichte, und dem zweiten Kapitel des „Kommunistischen Manifests“, wie es im November 1850 in der englischen Übersetzung Helen Macfarlanes im Londoner „Red Republican“ verbreitet wurde.⁹ Die Gegenüberstellung beider englischer Texte¹⁰ führt Mastellone zu dem Ergebnis, dass Marx und Engels die bürgerliche Kritik am Kommunismus in ihrem „Manifest“ etwa in derselben Reihenfolge aufgreifen und widerlegen, wie sie Mazzini zuvor in seinen „Thoughts“ aufgeworfen hat. Dies veranlasst den italienischen Historiker zu der Schlussfolgerung, dass das „Kommunistische Manifest“ in seinem zweiten Kapitel als direkte Replik auf Mazzini zu betrachten sei – eine Vermutung, die sich freilich auf keine Anhaltspunkte der Marx-Engels-Überlieferung stützen kann. Auch gewinnt die unbewiesene Hypothese durch die weiteren Spekulationen Mastellones keinesfalls an Überzeugungskraft: So soll noch vor der Abfassung des „Kommunistischen Manifests“ Engels bereits eine erste Entgegnung auf den sechsten Artikel Mazzinis vorformuliert haben, die in der Einleitung zur Probenummer der Londoner „Kommunistischen Zeitung“ vom September 1847 veröffentlicht worden sei.¹¹ Engels’ Urheberchaft an dieser Einleitung ist indes alles andere als gesichert,¹² weshalb auch hier die Argumentation Mastellones nicht stichhaltig erscheint.

Auch wenn man diesen Hypothesen nicht ohne weiteres folgen möchte, steht der bedeutende Beitrag Giuseppe Mazzinis zur europäischen Demokratie-Debatte am Vorabend der Revolutionen von 1848/49 nunmehr außer Zweifel. Salvo Mastellone ist das Verdienst anzurechnen, durch seine langjährigen Mazzini-Forschungen¹³ zur Entdeckung eines „anderen Mazzini“ jenseits der italienischen Nationalgeschichtsschreibung beigetragen zu haben, der mit seiner europäischen Demokratietheorie für die internationale Marxismusforschung und die politische Ideengeschichte Europas zweifellos zu berücksichtigen ist.

⁹ In englischer, von Helen Macfarlane angefertigter Übersetzung und unter dem Titel „Manifesto of the German Communist Party“ erschienen die beiden ersten Kapitel des „Manifests“ in mehreren Fortsetzungen in: *The Red Republican* (London). Nr. 21 (9. 11. 1850); Nr. 22 (16. 11. 1850); Nr. 23 (23. 11. 1850); Nr. 24 (30. 11. 1850).

¹⁰ Erstmals bei Salvo Mastellone: *La democrazia etica di Mazzini (1837–1847)*. Roma 2000. S. 168–171; dann auch Ders.: *Introduzione*. In: *Giuseppe Mazzini: Pensieri sulla democrazia in Europa*. Traduzione e cura di Salvo Mastellone. 2. Aufl. Milano 2005. S. 54–57; Ders.: *Mazzini and Marx. Thoughts upon Democracy in Europe*. S. 144–146.

¹¹ Salvo Mastellone: *Mazzini and Marx. Thoughts upon Democracy in Europe*. S. 135–139.

¹² Siehe etwa Kuhnigk (Schapper. S. 137), der die gesamte Einleitung und auch den nachfolgenden ersten Artikel „mit Sicherheit“ Karl Schapper zuschreibt.

¹³ Zuletzt zusammengefasst und um die ideologische Entwicklung Mazzinis bis zum Jahr 1855 ergänzt in: Salvo Mastellone: *Mazzini scrittore politico in inglese. Democracy in Europe (1840–1855)*. Firenze 2004.

Feuerbachs „anschauernder“ Materialismus, medientheoretisch gedeutet

Falko Schmieder: Ludwig Feuerbach und der Eingang der klassischen Fotografie. Zum Verhältnis von anthropologischem und Historischem Materialismus. (Monographien zur philosophischen Forschung. Bd. 287.) Berlin, Wien: Philo 2004. 528 Seiten. ISBN 3-86572-508-2

Rezensioniert von Alfred Schmidt

Mit der Schuffenhauer'schen, vor ihrem Abschluss stehenden Edition der Gesammelten Werke Feuerbachs versieht die Berlin-Brandenburgische Akademie die – keineswegs erledigte – Diskussion seiner Philosophie mit einer nunmehr vollständigen, philologisch einwandfreien Textbasis, die es erlaubt, das Bild des anthropologischen Materialismus um neue Akzente zu bereichern. Das geschieht seit einigen Jahren in Abhandlungen, die darauf abzielen, die historische Eigenständigkeit von Feuerbachs religionskritisch-anthropologischem Denkansatz zu belegen, dessen entschiedener Humanismus eine neue, streckenweise in religiösem Gewand auftretende Philosophie inauguriert. Selten versäumen es derartige Publikationen, polemisch hinzuweisen auf Defizite der Marx'schen und marxistisch überlieferten Rezeption und Kritik des Philosophen. Soweit diese Hinweise sich nicht darin erschöpfen, historisch-materialistisch durchschaute Idealismen Feuerbachs zu rechtfertigen, beziehen sie sich auf Engels' als autoritativ geltende Studie „Ludwig Feuerbach und der Ausgang der klassischen deutschen Philosophie“ (1886). Hier orientiert Engels sich nahezu ausschließlich am vormärzlichen Feuerbach, insbesondere an dem seinen (rasch verblassenden) Ruhm begründenden Werk „Das Wesen des Christentums“ (1841). Dass Engels im Anhang seiner Schrift erstmals die Marx'schen „Thesen über Feuerbach“ (1845) veröffentlichte „als das erste Dokument, worin der geniale Keim der neuen Weltanschauung niedergelegt ist“, war für ihn um so bedeutsamer, als er, nach offenbar allzu flüchtiger Durchsicht des Manuskripts der „Deutschen Ideologie“ von 1845/46, fälschlich behauptete, hier fehle die „Kritik der Feuerbachschen Doktrin“, die doch gerade das wichtigste Kapitel des Manuskripts bildet.

Der Übergang von Feuerbach zu Marx, den Schmieders Dissertation zu reformulieren bestrebt ist, gehört, neben Hegels Kant-Kritik, zu den philosophisch bedeutsamsten Ereignissen des 19. Jahrhunderts. Die Marx'schen „Thesen“ erheben sich über den starren Gegensatz von Idealismus und Materialismus, indem sie – im Begriff historischer Praxis – die Feuerbach'sche „Sinnlichkeit“ als tätig und die vom Idealismus berücksichtigte, aber zugleich vergeistigte „tätige Seite“ sinnlich, das heißt als „gegenständliche Tätigkeit“ interpretieren. Marxens „neuer“, sich hieraus ergebender Materialismus, der an Feuerbachs Absage an Hegels System ebenso festhält wie an dessen dialektischer Methode, bildet den Gegenstand zahlreicher Untersuchungen. Schmieders

Absicht ist nicht die einer neuerlichen Exegese. Er ist bestrebt, das Verhältnis Feuerbach-Marx, das sich in dem von traditioneller und Kritischer Theorie reproduziert, völlig neu aufzurollen. Dabei greift er zurück auf Einsichten zeitgenössischer Medientheorie. Der von Löwiths Buch „Von Hegel zu Nietzsche“ pointierte „revolutionäre Bruch im Denken des 19. Jahrhunderts“ wird von Schmieder anhand einer eingehenden Analyse von Kategorien der Abbildtheorie, der bildhaften Rede von Camera obscura, des Fetischismus und des Begriffs der Projektion neu verstanden, und zwar als Ausdruck eines kulturell-medialen Umbruchs. Dabei unterzieht Schmieder das traditionell-marxistische Feuerbachbild, das auch in der bürgerlichen Literatur wiederkehrt, einer Revision. Deutlich wird, dass Marx und Engels über Feuerbachs Sensualismus „allzu rasch ... hinweggegangen sind“, weshalb sie die „spezifisch modernen Gehalte“ dessen verkennen mussten, was hier „Anschauung“ (S. 13) heißt. Schmieder ist bestrebt nachzuweisen, dass Feuerbachs Pathos einer neuen, streng diesseitigen Religion sowie sein Postulat, Philosophie und Leben in der „*unverfälschten, objektiven* Anschauung“ des gegenständlichen Seins zu versöhnen, nur dann angemessen erfasst werden, „wenn sie vor dem Hintergrund des zeitgenössischen medialen Wahrnehmungsumbruchs verstanden werden. Den anschauenden Materialismus Feuerbachs gilt es als theoretischen Ausdruck einer medientechnisch basierten Gestalt des Volksgeistes zu begreifen, die für die Konstitution des vorwissenschaftlichen Bewusstseins von kaum zu unterschätzender Bedeutung ist. In dieser Perspektive erscheint Feuerbach nicht mehr ... als ein vom Weltgeschehen abgeschnittener, sondern ... als eminent aktueller und politischer Denker, der sich an kulturellen Verhältnissen orientiert ... , die erst in der Kritischen Theorie nach Marx zum Gegenstand ... werden“ (S. 12f.).

Für Schmieder folgt aus alledem, dass das Verhältnis von Anschauung und gesellschaftlicher Praxis, damit das von bürgerlichem und Historischem Materialismus sich weniger leicht bestimmen lässt, als dies Engels' kanonisierte Monographie nahe legt. Das belegen auch manche Resultate der Forschung. Bei Löwith etwa, den Schmieder anführt, heißt es: „Feuerbachs Versinnlichung und Verendlichung von Hegels philosophischer Theologie ist schlechthin zum Standpunkt der Zeit geworden, auf dem wir nun alle – bewußt oder unbewußt – stehen“ (S. 10). Eine Philosophie, als deren Makel es erschien, sich zur Wirklichkeit bloß kontemplativ zu verhalten, hat sich real gegen jene durchgesetzt, die über sie, weltverändernd, hinauszugehen sich vornahm. Daher das Programm der Schmieder'schen Dissertation: „Es ist aufzuarbeiten, warum eine Anschauungsweise, die den Klassikern nach ihrem Bruch mit Feuerbach als durchaus anspruchslos erschienen war, sich praktisch gegen eine Anschauung durchgesetzt hat, deren theoretische Überlegenheit kaum in Zweifel steht“ (S. 10).

Das 1. Kapitel, das Feuerbachs intellektuelle Entwicklung vor allem anhand seiner philosophiehistorischen Vorlesungen nachzeichnet, untersucht die Etappen seines

Weges bis zu der Schrift „Zur Kritik der Hegelschen Philosophie“ von 1839, in der Feuerbach sich von Hegel verabschiedet. Es folgt die ausführliche Darstellung der Religionskritik im „Wesen des Christentums“ und in den vormärzlichen Manifesten: „Vorläufige Thesen“ (1842) und „Grundsätze“ (1843). Was Marx als Mangel des „anschauenden Materialismus“ beanstanden wird: dass er das Sein der Dinge unangetastet lässt, von ihrer praktischen Aneignung abstrahiert, liest sich unterdessen als Möglichkeit unverstellten Natur-Zugangs. Im „Wesen des Christentums“ hebt Feuerbach die großartige Naivität der Alten hervor, die mit der Welt in Harmonie lebten. Für die egoistische, rein praktische Anschauung ist Natur „*an und für sich selbst nichts*“, bloßes Objekt der „Nutznießung“ (S. 132). Die Griechen lassen „die Natur in Frieden gewähren und bestehen“ und betrachten sie als „*Zweck ihrer selbst*“, als ein „*schönes Objekt*“ (ebenda). Für Feuerbach ist im Gegensatz zum neuzeitlichen Bewusstsein Theorie ursprünglich Ästhetik.

Das 2. und das 3. Kapitel, die Marx, Freud und der Kritischen Theorie gewidmet sind, überschreiten das ursprüngliche Thema des Autors. Dieser nimmt das Auftauchen des religionskritischen Motivs im Abschnitt über den „Fetischcharakter der Ware“ zum Anlass einzutreten nicht nur in innertheoretische Erörterungen der Marx'schen Kritik der politischen Ökonomie. Er will eine „Rekonstruktion des Historischen Materialismus“ liefern „unter der Form einer Aufarbeitung seines praktischen Gescheiterseins“. Die Gründe dafür sucht Schmieder nicht nur in neuen, unvorhersehbaren gesellschaftlichen Entwicklungen, „sondern auch in der überlieferten Gestalt des Historischen Materialismus selbst“ (S. 9). Es geht dem Autor, mit anderen Worten, um eine zeitgemäße Ortsbestimmung marxistischen Denkens. Sein Buch liefert einen, wenn auch nicht allseits befriedigenden, so doch beachtlichen Beitrag zu dieser geschichtsphilosophischen Aufgabe.

Die Studie empfiehlt sich durch gründliche Kenntnis der Primär- und Sekundärquellen, geschärftes Problembewusstsein und Lesbarkeit. Allerdings setzt sie erhebliche Vorkenntnisse beim Leser voraus.

Birger Linde: *De Store Kriser. Bd. I: Kriseteori og kriser i 1800-tallet – inspirationen fra Marx* [Die Großen Krisen. Bd. I: Krisentheorie und Krisen im 19. Jahrhundert – Die Inspiration von Marx]. International Development Studies. Project Paper. Roskilde University Center 2004. Dänisch mit einer fünfseitigen englischen Zusammenfassung. 198 Seiten. ISBN 87-7349-598-0.

Rezensiert von Holger Heide

„Wirtschaftskrisen und historische Umwälzungen scheinen dem heutigen westlichen Bewusstsein sehr fern zu liegen“ schreibt Birger Linde in der Einleitung. Abgesehen davon, dass es in den reichen Ländern nach der letzten „großen Krise“ der dreißiger

Jahre mit dem nachfolgenden verheerenden Weltkrieg keine spektakuläre Krise mehr gegeben habe, führt er das mangelnde Krisenbewusstsein auf eine „intellektuelle Austrocknung“ zurück. Ob die breite theoretische und politische Debatte, die durch die sog. „Regulationsschule“ ausgelöst wurde („Krise des Fordismus“, „Postfordismus“) und die anschließenden Versuche, die „Globalisierung“ zu verstehen, hierdurch aus der Betrachtung ausgeschlossen sein sollen, bleibt zunächst offen. Der Verfasser sieht seine Arbeit als eine „zusammenfassende Einführung für kommende Generationen in das Werk eines großen Denkers, dessen Ideen oft genug im marxologischen Einverständnis begraben und unzugänglich gemacht worden sind“ (S. VII).

Birger Linde ist außerordentlicher Professor am Universitätszentrum in Roskilde, Dänemark. Im Zusammenhang mit einem von ihm initiierten Forschungsprojekt ist das vorliegende Buch der erste Band einer auf insgesamt vier Bände angelegten großen historischen Studie mit dem – von Autor selbst so bezeichneten – „ambitösen Ziel“, Krise und ihre Reflexion in Krisentheorien seit dem Durchbruch des industriellen Kapitalismus bis heute zu untersuchen. Anlass ist die Suche nach einer grundlegenden Erklärung der gegenwärtigen seit den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts andauernden Krise. Birger Linde formuliert für sein Vorhaben die Hypothese, dass es trotz der sehr unterschiedlichen historischen Verhältnisse „in der kapitalistischen Marktwirtschaft immanente und wiederkehrende Mechanismen gibt, deren Verständnis uns eine historisch vergleichende Analyse näher bringen kann“ (S. IV). Er fragt sich also, was wir in Bezug auf Krisen – seien es nun die „zyklischen“ oder die „strukturellen“ – von den Klassikern lernen können.

In diesem ersten Band werden Krisentheorie und Krisen im 19. Jahrhundert behandelt. Linde versucht, die Marxsche Krisentheorie zu rekonstruieren und sie erstens an den realen Krisenverläufen zu messen, um sie dann ihrerseits zum Maßstab für die Beurteilung bürgerlicher Krisentheorien zu verwenden. Band 2 soll dann Krisentheorien und empirische Krisenanalyse nach Marx behandeln. Im dritten Band ist eine Auseinandersetzung mit den Theorien von Schumpeter und Keynes vor dem Hintergrund der Großen Weltwirtschaftskrise der dreißiger Jahre des 20. Jahrhunderts vorgesehen. Im vierten Band schließlich will Linde der heutigen „zyklischen und strukturellen Krise“ auf den Grund gehen, die ja den Anstoß zu seiner Beschäftigung mit dem Thema gegeben hat.

Zentrales Thema des ersten Bandes ist also die Suche nach der Marxschen Krisentheorie. Und da konstatiert Linde, dass er zu seiner eigenen Überraschung im gesamten von ihm gesichteten Quellenmaterial bei Marx (und Engels eingeschlossen) „überhaupt kein zusammenhängendes und konsistentes krisentheoretisches Denken“ gefunden habe (S. 163). Stattdessen gebe es „nicht weniger als vier, vielleicht fünf mögliche Krisentheorien“. Er erwähnt in diesem Zusammenhang den tendenziellen Fall der Pro-

fitrate, die *profit squeeze* Theorie, die Disproportionalitätstheorie, die Unterkonsumtionstheorie und die Überakkumulationstheorie. Das Entscheidende bei einer solchen Suche ist offensichtlich, wonach genau man eigentlich sucht, was man also unter „Krise“ versteht. Und das bei Birger Linde herauszufinden, ist mir zunächst nicht ganz leichtgefallen.

Er kreist den Begriff mehrfach ein: Dieser soll zum einen nicht zu „theoretisch“ gefasst, d.h. empirisch überprüfbar sein; er soll zum anderen nicht schlicht eine Tendenz ausdrücken, sondern sich zyklisch äußern; er soll den gesamten Akkumulations- und Produktionszyklus umfassen und nicht nur die Abschwungphase; und er soll schließlich zwar einen „ökonomischen Mechanismus“ beschreiben, allerdings auch weit über das bloß Ökonomische hinausgehen. Diese Anforderungen liegen zum Teil auf ganz verschiedenen Ebenen und sind m. E. nicht leicht in Übereinstimmung zu bringen.

Birger Linde entscheidet sich schließlich für eine Variante der Überakkumulationstheorie (S. 168ff.), wobei er betont, dass er diese nicht – „wie der gängige marxistische Sprachgebrauch“ – an die Theorie vom tendenziellen Fall der Profitrate koppelt (die er im Übrigen ausschließlich aus dem 3. Band des „Kapital“ rekonstruiert und als zu abstrakt und als theoretisch unhaltbar zurückweist). Es geht ihm weniger um die Identifikation unmittelbar Krisen auslösender Faktoren, als vielmehr um die „strukturellen Kausalzusammenhänge, die zu einem dynamischen Akkumulationsaufschwung mit nachfolgender Kontraktion“ führen.

Im Zentrum des Krisenbegriffs steht für Birger Linde also zum einen die Zyklizität kapitalistischer Entwicklung, für deren logische Erklärung er eine Theorie sucht, die schließlich empirisch überprüfbar sein soll. Letzteres ist gerade ein Einwand gegen die Formulierung des Gesetzes vom tendenziellen Fall der Profitrate, da ja – wie Linde richtig konstatiert – „*c*, *v* und *m* theoretisch gegebene Wertgrößen sind“ (S. 165). Linde bekennt, dass es für ihn ein „Anlass zu einer gewissen Enttäuschung“ gewesen sei, dass sich eine solche Theorie bei Marx „nur in rudimentärer Form formuliert“ finde. Er vermisst bei Marx eine „zusammenhängende und präzise Analyse des wellenförmigen Entwicklungsmusters des Kapitalismus, wo hektische Booms von markanten Abschwüngen abgelöst werden“ (S. 170). Das Problematische an der Betonung der Zyklizität räumt Birger Linde durchaus selbst ein. Aber die Krisen des 19. Jahrhunderts, mit denen sich Marx gewissermaßen „herumschlug“, seien ihrer Form nach eben zyklische Krisen gewesen.

Neben dieser nicht gelösten Problematik von Zyklizität einerseits und empirischer Verifizierbarkeit andererseits zieht sich noch ein Widerspruch durch Lindes Arbeit: Nach seinen eigenen Worten „sympathisiert“ er mit der „subjektiven“, humanistischen und Klassenkampf orientierten Sichtweise, dass nur bewusster menschlicher und klas-

senmäßiger Einsatz das ‚Fortschreiten der Geschichte‘ zu einem höheren menschlichen und gesellschaftlichen Stadium sichern kann“ (S. 171). Dennoch sucht er nach einer Theorie, die „die mehr objektiven ökonomischen Mechanismen untersucht und offen legt“, wenn sie diese auch nicht zu „allgemeinen und unausweichlichen ökonomischen ‚Gesetzen‘ ... fetischisieren“ soll (S. 171). Es ist ja – wie er auch schon in der Einleitung schreibt – sein „allererstes Ziel, die ökonomischen Mechanismen ... zu verstehen“ (S. IV).

Diese Suche nach der trotz allem „objektiven“ Theorie hat vielleicht die Auswahl der als wichtig in die Untersuchung einzubeziehenden Marxschen Werke und auch der Beiträge späterer Marxinterpreten (Oelssner, Sweezy, Mandel) beeinflusst. Insbesondere frage ich mich, warum Birger Linde bei seiner kritischen Durchsicht der Marxschen Werke im Hinblick auf die Interpretation des Rohentwurfs der „Grundrisse“ nicht offener gewesen ist. Er sieht ihren Wert hauptsächlich in den Ausführungen zur Methode. Daneben gebe es „eine Reihe kürzerer Reflexionen über Überproduktion und Krisen“ (S. 52). Es gehe Marx nicht um die Analyse tatsächlicher Krisen, sondern um die Grundkategorien des Systems, „um die Grundlage für das Ausbrechen von Krisen im Kapitalismus“ (ebenda). Das trifft ganz sicher zu. Aber genau diese Grundkategorien wären m.E. für die Klärung des Krisenbegriffs ganz wichtig gewesen. Christian Gierschner hat z.B. auf der kategorialen Ebene gezeigt, wie sich aus dem Gesetz vom tendenziellen Fall der Profitrate die Dynamik des Kapitals erklärt. Und als Kontrast zu Oelssner usw. hätte sich eine Auseinandersetzung mit Antonio Negris Interpretation angeboten, der die von Linde eingeforderte subjektive und klassenkampforientierte Dimension ins Zentrum stellt und der im Übrigen auch den wesentlicheren Unterschied der Ausformulierung der Theorie vom tendenziellen Fall der Profitrate zwischen den „Grundrissen“ und dem 3. Band des „Kapital“ deutlich macht.

Das Buch ist sehr gut lesbar geschrieben. Man kann dem Verfasser durch all die verschlungenen Pfade seiner Auseinandersetzung mit dem umfangreichen Themenkomplex folgen, wenn man sich darauf einlässt. Dies nicht zuletzt deshalb, weil Birger Linde versucht, Marx' Gedanken im Prozess ihrer Entstehung zu folgen. Das ist in der üblichen objektivistischen Literatur über Marxsche Theorie und Philosophie ein eher seltenes Herangehen, obgleich Marx selbst dieser Dimension bei seiner kritischen Auseinandersetzung mit früheren Philosophen insbesondere in seinen „Frühschriften“ durchaus Bedeutung beigemessen hat (siehe dazu einige Aufsätze von Helmut Reichelt¹). Marx' persönliche Lebenserfahrungen und Krisen bekommen so – neben den

¹ Helmut Reichelt: Theoriekonstruktion und Subjektivität des jungen Marx. In: Heinz Eidam, Martin Blumentritt (Hrsg.): Kritische Philosophie gesellschaftlicher Praxis. Würzburg 1995; Helmut Reichelt: Zum Verhältnis von Psychologie und dialektischer Methode in der Marxschen Ökonomiekritik. In: Diethard Behrens (Hrsg.): Geschichtsphilosophie oder das Begreifen der Historizität. Freiburg 1999.

historischen Veränderungen in Anlässen, Verläufen und Folgen ökonomischer und gesellschaftlicher Krisen – Bedeutung für das Verständnis seiner theoretischen Urteile und gewinnen eine bemerkenswerte „Lebendigkeit“.

Dem entspricht auch der chronologische Aufbau der Arbeit. Das erste Kapitel widmet Birger Linde unter dem Titel „Krise und Revolution 1844–49“ der Zeit, in der Marx, nachdem er in den Ökonomisch-philosophischen (Pariser) Manuskripten den Zusammenhang von Arbeit, Entfremdung und Befreiung thematisiert und zusammen mit Engels u.a. das Kommunistische Manifest geschrieben hat, von einem engen Zusammenhang zwischen Krise und Revolution ausgeht. Im zweiten Kapitel, das Linde unter den Titel „Krise und Kapitalanalyse 1850–59“ stellt, werden die Realgeschichte und das Marxsche Schaffen in London bis zur Verarbeitung der Krise von 1857 dargestellt. In diese Zeit fallen die meisten detaillierten journalistischen Krisenanalysen wie auch die Abfassung der „Grundrisse“, in denen Linde zwar als zentrales Thema die Widersprüchlichkeit des Kapitals aufspürt, aber als etwas Abstraktes, und des Manuskripts „Zur Kritik der politischen Ökonomie“ mit seinem problematischen Vorwort. Das dritte Kapitel behandelt ausführlich (auf 60 Seiten, d.h. fast einem Drittel des Werkes) die drei Bände des „Kapital“. Hier weist Linde gleich einleitend darauf hin, dass das Marxsche Spätwerk bekanntlich unvollendet geblieben ist, dass insbesondere der 3. Band in vieler Hinsicht nicht unproblematisch von Engels aus teilweise unfertigen Manuskripten zusammengestellt worden sei und dass die Behandlung der Krisen explizit für einen späteren Band vorgesehen war.

Mehrfach formuliert Linde eine Kritik, die seinem Wunsch entspringt, die Theorie möge „beweisbar“ sein und das nicht nur „logisch“. So wünscht er sich einen „handfesteren Beweis“ für die Gültigkeit der Arbeitswertlehre bzw. des Wertgesetzes (S. 105) und verweist auf die hochentwickelte Analyse schon bei Engels 1844 in seinen „Umrissen zur Kritik der Nationalökonomie“; und zum Gesetz vom tendenziellen Fall der Profitrate im 3. Band will er einen „empirischen“, sprich statistischen Beweis. Im vierten und letzten Kapitel geht Linde noch einmal ausführlich auf die verschiedenen krisentheoretischen Interpretationen ein, auf die er gestoßen ist, und identifiziert schließlich in seiner Schlussfolgerung drei Ebenen der Krisenanalyse, von denen sich in Marx' Werken zwei wiederfinden (S. 179f.): Auf der ersten, der „allgemein-abstrakten“ Ebene werde die grundlegende Logik und Widersprüchlichkeit des Kapitalismus entwickelt, so wie es in Marx' theoretischen Werken der Fall sei; auf der dritten, der „empirischen“ Ebene gehe es um die „komplexe, empirisch-historische Untersuchung konkreter Krisenverläufe“, wie sie sich in Marx' und Engels' konkreten Analysen konkreter Krisenverläufe niederschläge. (Sind diese Analysen wirklich Ausdruck einer „Marxschen Krisentheorie“ oder zeigen sie nicht einfach, dass beide sich auf der Ebene der Konkurrenz hervorragend auskannten und ein außerordentlich gutes

„Gespür“ für die Stimmungen in der „Wirtschaft“ hatten?). Zwischen diesen beiden Ebenen liege eine „Vermittlungsebene“, auf der es darum gehe, Begriffe und Kategorien zu finden, die die Ebene 1 mit der Ebene 3 vermitteln könnten. Und gerade diese zweite Analyseebene sei bei Marx „unfertig und nicht abgeklärt“, die gelte es also zu entwickeln.

Zwischenruf: Angesichts dieser Überlegungen bei Birger Linde glaube ich, dass wir uns fragen sollten, wozu wir eigentlich eine so „konkret“ ausgestaltete Krisentheorie brauchen. Doch sicher nicht, weil wir die Krisen als Geburtshelfer der Revolution betrachten und daher so gut wie möglich vorbereitet sein wollen! Bliebe als alternatives Motiv die Suche nach Wegen zur Vermeidung der zyklischen Schwankungen, entweder (a) um den Kapitalismus zu stabilisieren oder/und (b) um die schlimmsten Folgen für die Arbeiterklasse zu vermeiden.

Die Variante (a) passt offensichtlich zur allgemeinen Theorie der Wirtschaftspolitik und da insbesondere auf die Theorie von Keynes, die Variante (b) wäre dann eher die klassische sozialdemokratisch motivierte Variante, die ja z.B. im Schweden der dreißiger Jahre einen großen Erfolg hatte und nachträglich als „Keynes vor Keynes“ charakterisiert werden konnte.

Um was es bei der Marxschen Krisentheorie m.E. wirklich geht, ist ihre Fähigkeit, die sich immer wieder aufdrängenden Mystifikationen durchbrechen zu helfen. Zu diesen Mystifikationen gehören: (1) dass – bei aller Kritik – der Kapitalismus letztlich doch funktioniert und wir vielleicht sogar geneigt sind, sein Funktionieren (z.B. mit der Begründung: „zum Wohle der Arbeiter“) wo es nötig scheint, zu verbessern oder sogar, (2) dass der Kapitalismus insgesamt unser Leben schließlich doch verbessert habe, so dass es weder möglich noch wünschenswert sei zu rebellieren.

Diese Erkenntnisse können wir aus der Marxschen Krisentheorie allerdings nur dann ziehen, wenn wir sie mit der offenen Bereitschaft studieren, mehr aus ihr heraus zu lesen als dass „das Kapital“ für unsere Misere verantwortlich sei, und dass wir selber die Verantwortung für unser eigenes Mittun an der Reproduktion des Kapitals zu übernehmen. Die Marxsche Analyse macht deutlich, dass Kapitalismus eine tödliche Logik ist – auch wenn viele von uns sich davon noch nicht unmittelbar betroffen fühlen –, und dass jeder Reformismus im Grunde den Ausstieg hinausschiebt. Es wird erkennbar, dass das, was uns als „krisenfrei“ erscheint, bei genauer Analyse für andere Menschen, Kontinente, Teile der Natur usw. tödliche Zerstörung bedeutet. Diese Zusammenhänge können wir aus der Marxschen Theorie lernen.

Die Rebellion selbst aber, der Prozess der Befreiung – in welcher Form auch immer: ob als gewalttätiger Aufstand, als bewusstes Sich-Entziehen (Subtraktion) oder als Entscheidung, endlich seine Bedürfnisse ernst zu nehmen – kann nicht Gegenstand der Theorie sein. Theorie kann die Verdinglichungen aufdecken; sie kann und darf aber

nicht die Lebendigkeit der Menschen einfangen. Ich kann mir vorstellen, dass ich mit diesen Gedanken den Intentionen von Birger Linde nach einer „subjektiven“ Interpretation recht nahe komme. (Ende meines Zwischenrufs.)

Birger Linde hat bewusst versucht, eine allzu „wissenschaftliche“ Sprache zu vermeiden, um die Thematik möglichst vielen Interessierten zugänglich zu machen. Das erleichtert das Lesen ungemein; und selbst das ist nicht ganz unproblematisch: Können wir dem Marxschen Anspruch gerecht werden, die Mystifikationen, also die „Verkehrungen“ des Denkens, die sich in unseren Begriffen zeigen, zu durchbrechen, wenn wir nicht gerade unsere Sprache einer radikalen Kritik unterziehen? Und kann eine Kritik des Alltagsbewusstseins ohne weiteres allgemeinverständlich sein?

Ich habe die Arbeit von Birger Linde – die leider noch nicht auf Deutsch vorliegt – mit großem Gewinn gelesen. Sie enthält viele Hinweise auf Aspekte der Marxschen Theorie, die in der bekannt gewordenen marxistischen Debatte „verschüttet“ wurden. Insbesondere wäre die Studie aber als Anregung für eine intensive Diskussion der Thematik – einschließlich der möglicherweise entscheidenden Frage, wozu wir überhaupt eine Marxsche Krisentheorie brauchen (siehe oben) – hervorragend geeignet. In einer solchen Diskussion würden sich sicher einige der teilweise widersprüchlichen Anforderungen, die Birger Linde an eine Krisentheorie stellt, produktiv auflösen lassen.

Gespensterkunde

Dick Howard: *The Specter of Democracy*. New York: Columbia Press 2002. 353 Seiten. ISBN 0-231-12484-8.

Rezensiert von Harald Bluhm

Gespensterkunde scheint in jüngerer Zeit um sich zu greifen: Bei Marx war bekanntlich schon 1848 vom Gespenst des Kommunismus die Rede, 1990 titelt der Dramatiker und Dichter Heiner Müller „Ein Gespenst verläßt Europa“, und „Germania 3“ behandelt „Gespenster am toten Mann“ (1996), Jacques Derridas Buch aus dem Jahr 1995 trägt den Titel „Marx' Gespenster“ und nun – so die Überschrift des vorliegenden Bandes – geht es um das Gespenst der Demokratie. Die Aufgabe sei, die Demokratie neu zu denken (S. 22), eine immanente Kritik der Demokratie zu entwickeln. Dafür nach 1989 gerade Marx zu nutzen, ist die erklärte Absicht von Dick Howards anregendem und instruktivem Buch. Er strebt zweierlei an: zum einen geht es inhaltlich darum, die Demokratie, die demokratische Frage in das Zentrum der politischen Theorie zu rücken, zum anderen wird Marx philosophisch gedeutet. Was aber heißt es, in

diesem Zusammenhang vom Gespenst der Demokratie zu reden? Hat diese sich, so eine Möglichkeit, zum Gespenst verflüchtigt oder aber gilt es, ihren Platz innerhalb gesellschaftlicher und politischer Imaginationen zu erkunden, um sie neben der symbolischen auf der realen Ebene in eine wirksame Macht zu verwandeln? Das Buch nimmt beide Fragen auf.

Dick Howard zählt zur undogmatischen amerikanischen Linken und verfügt über die besondere Stärke, sich frei und vertraut in drei Kontexten politischer Wissenschaft und Philosophie, nämlich dem amerikanischen, französischen und deutschen, bewegen zu können. Er vollbringt als kosmopolitischer Intellektueller mit eigener systematischer Perspektive den Transfer und die Vermittlung zwischen Diskursen, die sich wechselseitig nur partiell wahrnehmen. Sein, wenn ich recht sehe, zehntes Buch – die Themen reichen „The Development of Marxian Dialectic“ (1972), über „From Marx to Kant“ (1985) bis zu „Political Judgments“ und „A l’origine de la pensées critique“ (2001) – ist ein Sammelband mit zwischen 1996 und 2001 verfassten theoretisch-politischen Interventionen. Der Denkgestus ist politisch, wird von Radikalität im Fragen getragen, will zugleich konkret sein und die ethische Dimension von Politik berücksichtigen. Wie weit der Autor zuspitzt, verdeutlicht eine Stelle in der Einleitung, wo von der Korrektur der Geschichte eines 200jährigen Irrtums der Formen von Antipolitik die Rede ist (S. 21). Diese Formulierung erinnert an den ausholenden Stil heideggerianisch-arendtianischen Denkens, in dem Jahrhunderte flugs übersprungen werden.

In der Regel wendet sich Howard differenzierter seinem zentralen Thema zu, einer genuin politischen Theorie, die nicht in Soziologie und Ethik oder Moralwissenschaft auflösbar ist – ein Ansinnen, das er mit Hannah Arendt teilt. Mit diesem Anliegen steht er Marx und dessen ökonomischer Gesellschaftstheorie sowohl nahe wie auch fern. Seine Hauptkritik an Marx lautet, er favorisiere eine antipolitische Politik, indem er sich auf spezifisch politische Fragen, wie die nach Verfassung und Rechten, nicht systematisch einlasse. Aber ungeachtet dieser Einschätzung bleibe die „Intuition“ von Marx, nämlich seine Ablehnung jeder Heteronomie, relevant. Ein Beleg, den der Autor hierfür im Sinn hat, dürfte die Passage zum „*kategorischen Imperativ, alle Verhältnisse umzuwerfen, in denen der Mensch ein erniedrigtes, ein geknechtetes, ein verlassenes, ein verächtliches Wesen ist*“ aus der Einleitung von „Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie“ des Jahres 1843 sein (MEW Bd. 1. S. 385; MEGA[®] I/2. S. 177). Man kann – dies soll das Zitat verdeutlichen – die Leitorientierung von Marx durchaus mit dessen Worten benennen, statt ihm, was die Deutung vage macht, eine Intuition zuzuschreiben.

Der Band besteht aus zwei Teilen, im ersten Teil „Marxismus und Intellektuelle“ sowie in der Einleitung und dem Schluss finden sich die interessanten Überlegungen zu Marx. Der zweite Teil thematisiert die republikanische Demokratie bzw. demo-

kratische Republik. Hier geht es um das Verhältnis von amerikanischer und französischer Revolution und deren politischer Konstitutionen, die einen Hauptgegenstand der Forschungen von Dick Howard bilden. Seine resümierenden Überlegungen zu einem Teil dieses Themas liegen auch auf Deutsch vor¹, weshalb dieses Themenfeld soll hier nur knapp skizziert werden soll.

Warum aber soll Marx nach 1989 neu gelesen werden? Man könnte ja auch – wie mannigfach geschehen – das Gegenteil fordern. Was also können, ja sollten wir von ihm lernen? Howards Antwort lautet, Ansatzpunkte für die immanente Kritik der Demokratie. Dazu benötigen wir eine spezifisch politische Theorie, keine Soziologie oder Geschichtsphilosophie und müssten Marx als Philosophen lesen. Kapitel Eins entwickelt diesen Gedanken in Form eines Aufrisses von Problemen des Marxismus in der postkommunistischen Welt. Es stellt die Herangehensweise und die Aufgaben vor, die zur philosophischen Reinterpretation und zu einer „linken politischen Agenda“ führen sollen. Im zweiten Kapitel wird der Frage nachgegangen, ob französische Intellektuelle dem Marxismus entkommen können oder im Banne einer spezifischen Interpretation der Französischen Revolution bleiben, die die Einzigartigkeit und Unabgeschlossenheit dieser Umwälzung betont. Unterstellt wird dabei, dass dieses Paradigma substantielle Beiträge zur politischen Theorie verhindert, und zwar vor allem, weil der der französische Intellektuelle kein Marxist ist, sondern die Kultur marxistisch sei (S. 27). Mehr noch: Es gebe kaum nennenswerte marxistische Beiträge aus Frankreich und die Ausnahmen spezieller Art lägen im Feld der politischen Philosophie.

Im dritten Kapitel wird der bekannte Wandel der Frankfurter Schule von der Kritischen Theorie zur Kulturtheorie nachgezeichnet und im Anschluss daran die Reorientierungen Kritischer Theorie bei Jürgen Habermas diskutiert. Das kenntnisreiche Kapitel vier thematisiert dessen Schriften von „Erkenntnis und Interesse“ über die „Theorie des kommunikativen Handelns“ bis hin zu „Faktizität und Geltung“. Es zeige sich, dass Habermas eine politische Theoriebildung, die nur in diesem Rahmen möglich sei, zugunsten allgemeinphilosophischer und moralphilosophischer Fragen – nämlich der Erörterung der Bedingungen der Möglichkeit, eine Kritische Theorie auf das Konzept kommunikativen Handelns zu gründen – vernachlässige. So rückten erst in „Faktizität und Geltung“ die Bedeutung des Rechts und auch immer mehr die Rolle von Institutionen des Staates wie der zivilen Gesellschaft, und mithin die Demokratietheorie, in den Vordergrund. Dass Howard, der die Bewegung von Marx zu Kant befürwortet, hier voll des Lobes ist, überrascht nicht, aber es wäre auch interessant gewesen, einmal die Verluste der Abwendung von Hegel auszuloten, hat doch der Altmeister der Dialektik den Realisierungsprozessen von normativen Vorgaben in der Praxis von Institutionen in seiner Rechtsphilosophie mehr Aufmerksamkeit geschenkt

¹ Dick Howard: Die Grundlegung der amerikanischen Demokratie. Frankfurt a.M. 2001.

als Kant und fast alle Autoren die ihm folgen. Hervorhebenswert ist die Kritik, dass Habermas sich dem Stalinismus und Kommunismus nie als Thema sui generis gewidmet habe (S. 54), da er unterstellte, dass man dabei nichts für die moderne Gesellschaft lernen könne. Dem steht freilich der Diskurs der französischen und amerikanischen Linken entgegen, die den Totalitarismus als andauernde Gefahr und Möglichkeit der Moderne begreifen. An diesen Debatten gemessen fällt der Revisionsbedarf, den Habermas nach 1989 eingesteht, zu gering aus und wird rasch – so könnte man zuspitzen – mit der Formel vom nötigen antitotalitären Konsens der modernen Demokratie zugeeckt. Die Gefährdungen der Demokratie würden so letztlich in einem defizitären Rahmen gedacht werden.

Der Aufsatz über die Gruppe *Socialisme ou Barbarie*, die von 1949 bis 1964 bestand, leitet zum Kernstück des Bandes über. Hier wird eine kreative und dynamische intellektuelle Bewegung sichtbar, deren Protagonisten Cornelius Castoriades und Claude Lefort sind, zu der aber auch Jean-François Lyotard gehörte. Treffend wird deren damalige theoretische Orientierung als antikommunistischer Marxismus bezeichnet. Als trotzkistische Opposition, die sich an den Zuständen in der UdSSR, den bürokratischen Substitutionsformen der Herrschaft des Proletariats um die kontemporalen Vokabeln zu nutzen, entzündete. Als Kernproblem dieser Gruppierung, die im Gegensatz zu Sartre steht, kann die Suche nach einem neuen Verständnis von Politik und politischer Theorie angesehen werden, die der Moderne und ihren Gefährdungen gerecht wird. Bemerkenswert ist, dass diese Autoren im Laufe der Zeit nicht das politische Lager komplett wechselten, sondern unabhängige Autoren der weit gefassten politischen Linken blieben.² Zu dieser Gruppe gibt Howard eine erfrischende engagierte und distanzierte Darstellung, die viel Detailkenntnis offenbart, wobei der Vermittler zwischen Kulturen seine Stärke ausspielen kann. Besonders wichtig sind die Kapitel zu Lefort und Castoriades (Kap. 6, 7).³ In dem langen Aufsatz, der das Denken von Lefort thematisiert, wird persönliche Nähe deutlich, die biographisch seit dem Ende der 1960er Jahre währt.

Leforts neue Auffassung des Politischen wurde sukzessive gewonnen. Den Ausgangspunkt bildete die Kritik am Stalinismus, dann wurden Anstöße durch Merleau-Ponty wichtig.⁴ Sie reichen von Rationalismuskritik über ein Erfahrungskonzept bis hin zu konstitutionstheoretischen Theoremen, nach denen der Raum des Politischen ein

² Das unterscheidet sie von der Gruppe enttäuschter Trotzkisten und New Yorker Intellectuals wie etwa Irving Kristol, die Anfang der 1970er Jahre zu Gründern des Neokonservatismus wurden.

³ Zu Lefort und zu den französischen Debatten um das Politische siehe den Überblicksband von Oliver Flügel, Reinhard Heil, Andreas Hetzel: Die Rückkehr des Politischen. Demokratietheorien heute. Darmstadt 2004.

⁴ 1958 verlässt Lefort die Gruppe *Socialisme ou Barbarie*, da sie zu bürokratisch geworden sei.

besonderer Phänomenbereich ist. In Leforts großer Studie über Machiavelli (1972) werden, so Howard, die Konturen eines neuen Verständnisses des Politischen deutlich. Von nun an wird das Politische als eine symbolische Ordnung von der Politik im engeren Sinn unterschieden. Das Politische umfasst gleichermaßen die symbolischen Deutungsmuster wie den Prozess der Formgebung von Politik.

Theoretisch geht es in allen drei Kapiteln zur Gruppe *Socialisme ou Barbarie* und ihren Protagonisten immer wieder darum, dass politische Philosophie auf Phänomenologie aufbauen sollte, da nur so die Konstituierung des Objektes durch den intentionalen Akt, wie die Bestimmtheit dieses Aktes durch das Objekt gedacht werden kann. In diesem Umstand liege die Unbestimmtheit und Offenheit der Politik begründet, die deshalb aber keineswegs zufällig sei. Die Indeterminiertheit der Politik sei gerade das Spezifikum, das die Demokratie zu einer fragilen Regierungsform mache. Mehr noch, erst vor diesem Hintergrund kann verstanden werden, dass der Ort der Macht leer ist und durch das politische Handeln geformt wird. Diese konstitutions-theoretische Sicht eint Lefort, Castoriades und ihren Interpreten Howard, der sie vergegenwärtigen möchte, in systematischer, aber auch politischer Hinsicht.⁵ Politisch wird so nämlich deutlich, dass der Totalitarismus ein Problem der Moderne ist, der den Raum der Politik substantiell ausfüllt (z.B. S. 107). Auch wenn, wie im Falle des Kommunismus, die Ideologie nicht den totalen Staat anstrebt, sondern vom Ende der Ausbeutung und von Humanismus spricht, füllt sie die Politik mit Notwendigkeit und Kausalität aus. Der derartig geformte Raum verunmöglicht die Offenheit ideologisch, wie er gleichzeitig aufgrund einer geradezu ontischen Offenheit unterhalb der Ideologie der Machtpolitik Tür und Tor öffnet.

Der knapp vorzustellende zweite Teil des Bandes behandelt die französische und amerikanische Revolution unter dem Titel: demokratische Republik oder republikanische Demokratie. Sie bilden das exemplarische historische Bezugsfeld für Howards politische Theorie. Marx' Denken spielt hier eine geringe Rolle.⁶ Den Ausgangspunkt bildet die Überlegung, dass die politischen Ideen Republik und Demokratie beide normativ gehaltvoll seien. Während Republik so auf Aktivbürgerschaft zielt, stellt Demokratie bekanntlich auf die Selbstherrschaft des Volkes ab. Vor diesem Hintergrund werden dann Differenzen und Überschneidungen diskutiert.

⁵ Foucault spielt in dem ganzen Band nur eine kleine Nebenrolle – das verzeichnet zwar die Proportionen des französischen politisch-philosophischen Denkens etwas, ist aber interessant, weil damit eine optische Täuschung behoben wird, der man von Außen leicht erliegt, nämlich sich nur an den bekanntesten Theoretikern zu orientieren.

⁶ Marx' Auffassung der USA, der amerikanischen Revolution und des Bürgerkrieges scheinen im Unterschied zu seinen vieldiskutierten Deutungen von Frankreich und auch Russland nach wie vor ein Desiderat zu sein. Dies behindert auch einen noch ausstehenden Vergleich mit Tocqueville, von dem es im Marxschen Frühwerk einige Lesespuren gibt.

Frankreichs Republikanismus sei nach wie vor etatistisch, die USA in der Anlage eher bürgergesellschaftlich. Dies wird wie folgt plausibilisiert: in Frankreich sei Inklusion in dem Sinne eine Leitvorstellung, dass universelle Staatsbürgerrechte als politisches Projekt begriffen würden. Politik zielt auf Inklusion, was lange mit dem Gedanken der Revolution verknüpft gewesen, aber Ende des 20. Jahrhunderts von ihm abgelöst worden sei. Inklusion kann und soll in Problemfällen auch mit staatlichen Eingriffen zugunsten der einen unteilbaren Republik realisiert werden. Die Kritik richtet sich hier gegen Exklusion. Im US-amerikanischen Republikanismus sei dagegen Inklusion in Gemeinschaft die Voraussetzung für Politik, daher gehe hier der Republikanismus Hand in Hand mit dem Kommunitarismus (S. 175ff.). Beide Republikanismen befänden sich in einer „symmetrischen Asymmetrie“, sofern nämlich dort, wo die Franzosen auf Inklusion setzten, die Amerikaner vorgängige kulturelle und soziale Inklusion präferierten. Die amerikanische Variante attackiert, wiewohl das Modell auf ihnen beruht, die abstrakten Staatsbürgerrechte als bloß liberal und die französische Variante verteidigt in der Praxis die abstrakten Rechte, die nominell nicht an erster Stelle stehen. Von beiden Seiten aus kann man das politische Problem moderner Demokratien begreifen und beide sind defizitäre Lösungen. Das sind treffliche Beschreibungen und Paradoxien.

Der Weg für Frankreich, die revolutionäre Politik des Willens bzw. ihr staatsinterventionistisches Erbe zu überwinden, sei, so Howard, sie durch eine Politik des Urteilens zu ersetzen. Dies erfordere praktisch eine Stärkung der zivilen Gesellschaft, der intermediären Institutionen und eine Veränderung der politischen Kultur. Der Weg zu einer republikanischen Demokratie sei in Frankreich seit einigen Jahren eröffnet. Der generelle Imperativ republikanischer Demokratie laute, wie Howard ganz im Geiste von Madisons *Federalist No. 10* formuliert: „multiply the number of representative political institutions“ (S. 193). Für dieses Konzept ist eine politische Lesart der Amerikanische Revolution die Grundlage: sie nämlich nicht nur eine als Verteidigung der Gesellschaft gegenüber den britischen politischen Absichten und Zumutungen zu verstehen, sondern als bewusste Konstitution einer neuen Ordnung.

Nur lose über den Zusammenhang von Revolution und Religion verbunden, aber sehr informativ ist das Kapitel zum amerikanischen Fundamentalismus. Im Zentrum steht hier die charismatische Pfingstbewegung, als eine Erweckungsbewegung mit antiinstitutionellem, antikirchlichem Affekt, die einen erheblichen Teil des konservativen Wählerblocks bildet. Howards Vermutung, dass wir in einer säkularisierten „Weber“-Welt leben, mag ich allerdings nicht unbedingt zu teilen, zumal Säkularisation schubweise erfolgt und durch Gegenbewegungen und Sakralisierungsprozesse verändert wird. Hier hätte der Anschluss an jüngere Forschungen zur Säkularisierung, zu politischen Religionen und politischer Theologie, die Weber und Durkheim hinter sich

lassen, gut getan. Für das Argument die amerikanische Bürgerrechtsbewegung sei als Muster für eine sinnvolle Beziehung von Politik und Religion zu begreifen, bei der demokratische Mobilisierung ausschlaggebend war, bedeutet dies allerdings keine Einschränkung.

Das Schlusskapitel sucht die Gedankenstränge zu bündeln und bietet eine Darstellung von Marxens Entwicklung. Dieser wird ein konstanter Kern zugeschrieben, nämlich das Motiv der Verwirklichung der Philosophie und des gleichzeitigen Philosophisch-Werdens der Welt (S. 243). Dass aus dieser Sicht die Revolution die Stelle des Hegelschen Geistes einnimmt, ist plausibel, aber recht schlicht gedacht. Vor allem werden bei dieser Deutung die Brüche im Denken, die Umorientierungen nach den enttäuschten Revolutionserwartungen, wie sie 1850 und 1857 erfolgten, unterschätzt.⁷ Das Gleiche gilt für die Spannungen im Werk von Marx. So gibt es neben den philosophischen Orientierungen beim jungen Marx positivistische Ansätze, etwa wenn in der „Deutschen Ideologie“ davon die Rede ist, nur von empirisch konstatierbaren Fakten auszugehen, als ob Fakten ohne Konzepte wahrnehmbar seien. Ähnliches gilt für den späten Marx, der eher eine Art Universalgelehrter, denn primär Philosoph ist und separate Philosophie ganz in die Wissenschaften auflösen wollte. Sein Verzetteln in immer neue Forschungen zur Chemie, zur Geologie und zur Elektrizitätslehre ist dafür ein guter Indikator. Die Orientierung auf Kritik aber und die Verbindung der philosophischen Momente von „genesis and normativity and the methodological moments of phenomenology and logic“ (S. 286) sind, wie zu Recht betont wird, prinzipielle Charakteristika Marxschen Denkens.

In Marx' Werk wimmelt es, wie Howard und Derrida betonen, von Fetischen und Gespenstern.⁸ Man denke an den Warenfetisch und die trinitarische Formel im „Kapital“. Dabei sollte man nicht vergessen, dass Marx auch ein Freund der romantischen deutschen Literatur war, in der von Adalbert von Chamisso und E.T.A. Hoffmann gespenstische Personen und Zustände, als Phänomene des Alltags beschrieben wurden.⁹ In viel größerem Maße gilt dies für die von Marx bewunderten künstlerischen Genies, Shakespeare und Balzac. Nimmt man das Thema einmal ernst, so steht die akademische Gespensterkunde wohl noch am Anfang, auch wenn es nach dem Gespensterboom Mitte der 1990er Jahre schon Tagungen zu diesem Thema gab. In der

⁷ Meine Lesart, die diese Aspekte berücksichtigt, habe ich zuletzt dargelegt in: Freiheit und Gerechtigkeit bei Marx. In: Karl Marx' kommunistischer Individualismus. Hrsg. von Ingo Pies und Martin Leschke. Tübingen 2005. S. 57–80.

⁸ Vgl. Hartmut Böhme: Das Fetischkonzept von Marx und sein Kontext. In: Berliner Debatte Initial 8 (1997). Heft 1/2. S. 8–23.

⁹ Ich folge hier Anregungen von Franz Fühmanns E.T.A. Hoffmann-Deutung. Siehe dazu seine vier Reden bzw. Aufsätze in: Franz Fühmann: Essays, Gespräche, Aufsätze 1964–1981. Rostock 1983.

Disziplin ist man ist philologisch meist nicht sehr beschlagen und theoretisch selten gut informiert, es finden sich kaum Überlegungen zum Gespenstischenwerden von Bekanntem, zur Verselbständigung von Gespenstern, zum gespenstischen Unbekannten und zur Phänomenologie von Schein und Verzauberungsformeln. Wenn sie mehr als eine Mode sein soll, und da ist Howards Buch überzeugend, dann muss sie in das Studium der symbolischen Ordnungen und Deutungen von Gesellschaften eingebettet werden. Dazu braucht man weit mehr als wissenssoziologische und metaphorologische Untersuchungen. Die DDR könnte ein besonderes Objekt solcher Gespensterkunde sein, denn je irrealer, je gespenstischer diese Ordnung wurde, um so mehr musste sie sich der Realität versichern und genau dies war Anfang der 1970er Jahre die Geburtsstunde der Formel vom „realexistierenden Sozialismus“, die den Maßstab der eigenen Ideologie zu invisibilisieren suchte.

Doch zurück zum Thema des Bandes über das Gespenst der Demokratie. Die Reklamierung von Marx für eine genuin politische Theorie bringt interessante Einsichten. Sie geht allerdings mit einer erheblichen Verkürzung des Zeithorizontes einher. Für Marx ist die große Französische Revolution nicht nur unter dem nie realisierten Titel einer „Kritik der Politik“ relevant¹⁰, sondern sie wird als ein andauerndes Projekt begriffen. So betont er in der „Heiligen Familie“ nicht nur „*Napoleon* war der letzte Kampf des *revolutionären Terrorismus* gegen die gleichfalls durch die Revolution proklamierte *bürgerliche Gesellschaft* und deren Politik“ und datiert die Revolution bis 1815. Wenig später heißt es dann „Die Lebensgeschichte der französischen Revolution, die von 1789 her datiert, ist mit dem Jahr 1830 ... noch nicht beendet.“ (MEW. Bd. 2. S. 131.) Nach 1848 erfolgt schließlich ein Aufschub in der Erwartung der sozialistischen Revolution, die 1789 vollenden soll. Der Horizont ist hier weit, strukturell und geschichtsphilosophisch geprägt. Aber dass eine zeitliche ausholende Sicht erst die Vielzahl der gesellschaftlichen Veränderungen in den Blick zu bekommen mag, hat auch Furet, ein Gewährsmann von Howard, gezeigt. Dessen enorme Ausdehnung der revolutionären Epoche auf den Zeitraum von 1770 bis 1880 nimmt Howard nicht auf.¹¹ Dennoch ist die Kritik einer Politik des Willens (S. 192) eine gelungene Erklärung. Die Fokussierung auf die Revolution im engeren Sinne, also die Ereignisse von 1789 inklusive der Menschen- und Bürgerrechtserklärung und der Verfassungen, die Howard vornimmt, lässt viele gesellschaftlich-strukturelle Faktoren und Wirkungen außen vor. Es könnte sein, dass sich hier ein generelles Defizit einer phänomenologisch inspirierten Erklärung von Revolutionen zeigt.

¹⁰ Hierzu aus marxistischer Sicht nach wie vor instruktiv: Hans Peter Jaeck: Die französische bürgerliche Revolution im Frühwerk von Karl Marx (1843–1846). Berlin 1979. S. 94ff.

¹¹ Siehe François Furet: *Revolutionary France 1770–1880*. Übers. v. A. Nurill. London, 4. Aufl. 2001 [Orig.: *La Révolution: de Turgot à Jules Ferry, 1770–1880*. Paris 1988].

Insgesamt ist es erstaunlich, dass man einem Meisterdenker des 19. Jahrhunderts, der im folgenden Jahrhundert extensiv interpretiert und ideologisch wie politisch in Anspruch genommen wurde, wieder etwas abgewinnen kann. Auch wenn man viele Punkte anders sieht und andere theoretische Ansätze favorisiert, gilt: Dick Howard kommt ohne lange Umstände und philologische Umschweife auf drängende Fragen zu sprechen und zeigt, wie sie mit Marx gedacht wurden und wie man sie mit Marx denken könnte. Schon das ist die Lektüre wert. Hinzu kommt, dass der Sammelband aus gut geschriebenen übersichtlichen Kapiteln besteht und mit griffigen Formeln und Titelvariationen aufwartet.

Allerdings kommt nach der Lektüre, trotz mannigfacher Anregungen, die Frage auf, ob die Suche nach einer politischen Theorie bei Marx bzw. mit Marx nicht zwangsläufig nur bei Denkanstößen enden muss. Es gab ja bereits viele Versuche, den geschichtsphilosophischen Ballast abzuwerfen, sich nur an der Methode zu orientieren oder nur bestimmte Konzepte aufzunehmen. Der Grund, warum all diese Strategien fehlschlagen, liegt im genuin gesellschaftstheoretisch-holistischen Charakter der Marxschen Theorie. Politik gilt in diesem Rahmen nicht als selbständiger Sach- bzw. besser Kampfbereich, und daher kann es keine politische Theorie im engeren Sinne geben. Das Projekt von Marx ist vielmehr das einer „Kritik der Politik“, wie es 1843 einmal heißt und nicht eine „positive“ Theorie. Das hat auch Konsequenzen für das Konzept einer immanenten Kritik der Demokratie, denn diese setzt eine Theorie ihres Funktionierens ebenso voraus wie die Theorie des Kapitalismus. Die Frage ist dann allerdings, ob eine Theorie des Kapitalismus nicht auch neu ansetzen muss und ob, wenn überhaupt, nur aus der Verbindung beider ausstehender Theorien im Marxschen Sinne eine Kritik der Demokratie gewonnen werden könnte. Demgegenüber geht es Howard „nur“ darum, mit Lefort und Castoriades die moderne Demokratie zu deuten. Vielleicht löst er diese machbar erscheinende systematische Aufgabe, wie zu wünschen ist, in einem künftigen Buch ein.

Zusammenfassungen

Dick Howard: Von der Politik des Willens zur Politik der Urteilskraft. Eine kantianische Deutung des Marxschen Systems

Ausgehend vom dialektischen Versuch Hegels, Kants Transzendentalphilosophie durch das Aufzeigen nicht nur der erkenntnistheoretischen Bedingungen der Möglichkeit, sondern auch der systematischen Notwendigkeit der realen Welt hinter sich zu lassen, kann Marx als derjenige gelten, der mit dem Anspruch, sowohl die Möglichkeit als auch die Notwendigkeit der Verwirklichung einer Welt gezeigt zu haben, in welcher Theorie und Praxis wahrhaft vereint sind, eine Radikalisierung der Dialektik vorgenommen hat. Dieser *konstitutive Fehler*, der Marx' systematischer Theorie zugrunde liegt, hinterließ seinen geistigen Erben ein zwiespältiges Vermächtnis in Form einer *Politik des Willens*. Die Rückkehr zu den politischen Fundamenten der philosophischen Einsichten von Marx – Einsichten etwa in die Französische Revolution, in Fichtes radikale, mit dem Ziel einer tiefgreifenderen, „deutschen“ Revolution unternommene Kantlektüre sowie in Burkes hellsichtige Kritik des abstrakten Radikalismus der Revolutionäre – führt den Autor zu einer Neubewertung von Kants *Kritik der Urteilskraft*. Die von Kant entwickelten methodologischen Instrumente stellen die Mittel bereit, die eine Verwirklichung der systematischen Ziele von Marx mithilfe einer *Politik der Urteilskraft* erlauben, einer Politik, die nicht in die Sackgassen des Marxismus führt.

Christoph Henning: Übersetzungsprobleme. Eine wissenschaftstheoretische Plausibilisierung des Marxschen Gesetzes vom tendenziellen Fall der Profitrate

Dieser Aufsatz rekonstruiert und verteidigt das Marxsche Argument der fallenden Profitrate aus wissenschaftstheoretischer Perspektive. Zwei Punkte werden betont: Erstens ist die Annahme, dass die Profitrate langfristig tendenziell fällt, sehr viel komplexer und wohlbegründeter als meist angenommen wird. Anders als die heute prominentere Krisenrhetorik geht diese Theorie nicht nur vom momentanen Augenschein aus. Zweitens gibt es interne Gründe, warum dieses Argument so lange unterschätzt wurde. Allerdings sind diese nicht offensichtlich, da sie theoriegeschichtlicher Natur sind:

Marxens' Argumente sind im ökonomischen Denken schnell in eine andere Theorie-sprache gebracht worden, nämlich in die der Neoklassik. Sein Argument hat diese Übersetzung nicht überlebt, da die Voraussetzungen hier andere sind. Nur wenn der klassische Marxismus in seiner eigenen Grammatik verstanden wird, wie es hier ver-sucht wird, wird das Argument der fallenden Profitrate verständlich.

Christian Schmidt: Entfremdung und die Reproduktion der Unvernunft

Das problematische Verhältnis zwischen Individuum und den überindividuellen Or-ganisationsformen der Gesellschaft ist das Thema der Entfremdungsdiskussion. Für eine entsprechende Lektüre der Marxschen Ansätze der „Ökonomisch-philosophischen Manuskripte“ ist es notwendig, die anthropologische Lesart der „Manuskripte“ gegen einen Interpretationsansatz auszutauschen, der auf Hegels „Grundlinien der Philoso-phie des Rechts“ zurückgeht. Die Rede vom Gattungswesen in den „Manuskripten“ ist dann durch das Faktum der gesellschaftlichen Arbeitsteilung motiviert. Entfremdungen sind danach schon bei Marx fehlende Aneignungsmöglichkeiten innerhalb der gesell-schaftlichen Reproduktion. Freiheit als Gegenstück zur Entfremdung sollte deshalb weder als Übereinstimmung mit der Natur, noch als Konsens über notwendige Herr-schaft verstanden werden, sondern als Möglichkeit der Aneignung von Reproduktions-prozessen.

Falko Schmieder: Zur Kritik der Rezeption des Marxschen Fetischbe-griffs

Der Aufsatz unternimmt den Versuch einer Neuinterpretation des Marxschen Fetisch-begriffs. Er ist um den Nachweis bemüht, dass der Marxsche Fetischbegriff neben der ökonomie- und bewusstseinskritischen auch eine historisch-kulturelle Dimension hat, die in den bisherigen Interpretationen nur unzureichend in den Blick gekommen ist. Das Marxsche Fetischkonzept, so wird gezeigt, hat einen Doppelcharakter, der sich aus ökonomischen und historisch-kulturellen Formbestimmungen konstituiert. Die Betrach-tung beider Dimensionen in ihrem Zusammenhang führt auf die Frage nach den his-torisch-kulturellen Voraussetzungen, unter denen es möglich war, eine „Kritik der politischen Ökonomie“ in Form einer Fetischtheorie zu unternehmen. Es wird die These vertreten, dass sich die ökonomiekritische Fetischkonzeption nur dann ange-messen verstehen lässt, wenn sie im Zusammenhang mit der Bewegung der Aufklä-rung, dem Bedeutungsverlust der Religion und den einschneidenden Transformationen der zeitgenössischen kulturell-medialen Wahrnehmungsbedingungen betrachtet wird. Damit zeigt die Untersuchung zugleich die wesentliche Historizität des Marxschen Fetischkonzepts auf, dessen ökonomischer Kern zwar heute noch intakt ist, dessen kulturelle Voraussetzungen und revolutionäre Implikationen aber unwiderruflich der Vergangenheit angehören.

Manfred Schöncke: Die Bibliothek von Heinrich Marx im Jahre 1838. Ein annotiertes Verzeichnis

Anhand des 1968 von Heinz Monz publizierten Nachlassverzeichnisses von Heinrich Marx wird erstmals versucht, systematisch alle Buchtitel zu ermitteln. Durch Vergleich mit der Liste römischer Autoren von Karl Marx (MEGA[®] IV/1), seines Notizbuches 1844–47 (MEGA[®] IV/3) und der „Daniels-Liste“ werden Spuren des väterlichen Erbes in der Bibliothek von Karl Marx nachgezeichnet. So kann die Herkunft der Werke bestimmt werden, welche Marx bei seinen Studien in Berlin und Bonn nutzte. Etwa dreißig Titel in fast neunzig Bänden kommen dafür in Frage, von denen dreizehn juristische Themen behandeln, was zeigt, dass Marx sich Zeit seines Lebens für solche Fragen interessierte. Auch die Erwähnung der Titel im Werk von Marx wird dokumentiert und auf besuchte Vorlesungen verwiesen. Zugleich erhält man einen Einblick in die beruflichen und literarischen Interessen von Heinrich Marx als einem – durchaus auf der Höhe der Zeit stehenden – rheinischen Liberalen in Preußen. Die vorliegende Arbeit wird so die erforderlichen Annotationen der zukünftigen MEGA-Bände erleichtern.

François Melis: Georg Weerth als Redakteur der „Neuen Rheinischen Zeitung“. Notwendige Autorschaftskorrekturen in Vorbereitung der MEGA[®]-Bände I/7–I/9

Aus dem Umstand, dass alle Artikel in der „Neuen Rheinischen Zeitung“ anonym erschienen sind und an ihr acht Redakteure mitgearbeitet haben, resultieren erhebliche Schwierigkeiten, die von Marx und Engels verfassten Texte für die MEGA[®]-Bände I/7–I/9 annähernd zweifelsfrei zuzuordnen. In der Publikation „Fragmente zu internationalen demokratischen Aktivitäten um 1848“ (2000) verweisen Hans Pelger und Jacques Grandjone mit entsprechender Begründung darauf, dass die dreizehnteilige Artikelserie über den belgischen Prozess „Affäre Riquons-Tout“ von Engels verfasst worden sei. Das erweist sich als Irrtum. Aufgrund zahlreicher Fakten und Indizien kann nachgewiesen werden, dass Georg Weerth Autor dieser Serie ist. Das trifft auch für vier weitere Artikel in Editionen und in der Forschungsliteratur zu, die fälschlich Marx und Engels zugeschrieben wurden.

Summaries

Dick Howard: From the Politics of Will to the Politics of Judgement. A Kantian Reading of Marx's System

Building on Hegel's dialectical attempt to go beyond Kant's transcendental philosophy by showing not only the epistemological conditions of possibility but also the systematic necessity of the real world, Marx can be interpreted as radicalizing the dialectic by claiming to show both the possibility and the necessity of realizing a world in which theory and praxis are truly unified. This *constitutive error*, which is the basis of Marx's systematic theory, left his heirs an ambiguous legacy in the form of a *politics of will*. By returning to the political basis of Marx's philosophical insights—in the French Revolution, in Fichte's radical reading of Kant that seeks a deeper “German” revolution, and in Burke's often-prescient critique of the abstract radicalism of the revolutionaries—the author is led to a re-evaluation of Kant's *Critique of Judgement*. The methodological tools elaborated by Kant provide the means permitting a realization of Marx's systematic goals by means of a *politics of judgement* that can avoid the dead-ends of Marxism.

Christoph Henning: Translating the Falling Rate of Profit: A Case for the Marxian Argument from the Perspective of the Philosophy of Science

This paper reconstructs and defends Marx's argument of the falling rate of profit from the perspective of the philosophy of science. Two points are emphasized: first, the rationale for the tendency of the rate of profit to fall is a highly complex and well argued argument that often tends to be underestimated. It must be distinguished from other, more popular theories of crisis that depend almost entirely on momentary perceptions. Second, there are reasons internal to the argument that explain why it has been underestimated for so long. As these reasons are embedded in the history of ideas, they are not easy to detect. In the history of economic thought, Marx's own arguments were swiftly translated into a different theoretical language, that of the neoclassical theory. But, because of the different conditions that obtain in that theoretical language, the translation distorted the whole argument. Only if Classical Marxism is presented in its own terms, as it is attempted here, the argument of the falling rate of profit can be shown to make sense.

Christian Schmidt: Alienation and the Reproduction of Unreason

The problematic relation of the individual and the supra-individual forms of the organisation of society is the subject of the debate on alienation. An appropriate reading of the approaches taken by Marx in the “Economic and Philosophical Manuscripts” demands the abandonment of the anthropological interpretation of the “Manuscripts” in favour of an interpretation derived from Hegel’s “Foundations of the Philosophy of Right”. The treatment of the species-being in the “Manuscripts” then shows itself to be motivated by the fact of the social division of labour. It then follows that, for Marx already, alienations represent wanting possibilities of appropriation in the framework of social reproduction. Freedom, as the counterpart to alienation, should therefore be regarded neither as accordance with nature, nor as consensus on necessary domination, but as the possibility of the appropriation of reproduction processes.

Falko Schmieder: A Critical Reevaluation of Marx’s Concept of Fetishism and of its Reception

The article undertakes a new interpretation of Marx’s concept of fetishism. The author demonstrates that, in addition to the dimensions that manifest themselves in the criticism of economic forms and conscience, Marx’s concept of fetishism has an inherent cultural dimension which has been fairly overlooked in the past debate. The article makes obvious that Marx’s concept of fetishism has a twofold character which comprehends both economic and cultural dimensions. The consideration of these two dimensions and their inherent connection leads to the question of the specific cultural premises which allowed Marx to conceive his critical analysis of capitalist production as a theory of fetishism. Marx’s concept of fetishism is shown to be properly understood only when it is considered in connection with cultural phenomena like the enlightenment, the decrease in significance of religion, and the drastic historical changes in the cultural, media-transmitted conditions of perception. Thereby the article emphasizes the essential historicity of Marx’s concept and demonstrates that, although its core aspect of economic criticism remains untouched, its cultural premises and its revolutionary implications are irrevocably a thing of the past.

Manfred Schöncke: An Annotated List of the Library of Heinrich Marx

With the help of Heinz Monz’s 1968 list of Heinrich Marx’s inheritance, it, for the first time, becomes possible to indicate the titles of all his books. By comparison with Karl Marx’s list of Roman authors (MEGA[®] IV/1), his notebooks for 1844–47 (MEGA[®] IV/3), and the “Daniel’s list”, the traces leading from his parental inheritance to Karl Marx’s own library are established. In this way the origins of what Marx utilized in his studies in Berlin and Bonn can be traced. This amounts to about thirty

titles of, in total, almost ninety volumes. Thirteen of these titles are of a legal nature and this shows how Marx was for his entire life interested in such questions. In addition, a documentation of the references to these titles in Marx's works and the lectures that Marx attended is undertaken. Finally, we receive insight into what were the professional and literary interests of Heinrich Marx who comes forward as a well-educated liberal of the Prussian Rheinland well at the height of his time. This prepared list will be of help to the annotation necessary in future MEGA volumes.

François Melis: Georg Weerth as Editor of the „Neue Rheinische Zeitung“. Necessary Corrections of Authorship in Preparation of the Volumes I/7–I/9 of MEGA®

Since articles in the “Neue Rheinische Zeitung” were published anonymously and since the number of its contributing editors amounts to eight, there are considerable difficulties to discern with certainty the texts written by Marx and Engels. In the publication “Fragments to international democratic activities around 1848” (2000), Hans Pelger, and Jacques Grandjonc claim with accordant justification that the 13-part series on the Belgian lawsuit “Affair Riquons-Tout” was composed by Engels. This identification proves to be mistaken. As a result of numerous facts and evidences, it can instead be shown that Georg Weerth is the true author of the series in question. The same applies to four other articles which have been mistakenly attributed to Marx and Engels in editions of their works as well as in several works of research literature.

Autorenverzeichnis

PD Dr. Harald Bluhm, Humboldt-Universität, Philosophische Fakultät III, Institut für Sozialwissenschaften, Unter den Linden 6, D-10099 Berlin

Prof. Dr. Beatrix Bouvier, Leiterin Museum/Studienzentrum Karl-Marx-Haus, Johannisstr. 28, D-54290 Trier (Beatrix.Bouvier@fes.de)

PD Dr. Olaf Briese, Lychener Str. 80, D-10437 Berlin (olafbriese@gmx.de)

Dr. Markus Bürgi, Forschungsstelle für schweizerische Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Universität Zürich, Rämistr. 64, CH-8001 Zürich (mbuergi@hist.unizh.ch)

Dr. Werner Daum, Waldemarstr. 31, D-10999 Berlin (redazione@risorgimento.info)

Prof. Dr. Holger Heide, Mossängsvägen 146, S-68491 Munkfors (hheide@uni-bremen.de)

Dr. Johann Christoph Henning, Karl-Mannheim-Lehrstuhl für Kulturwissenschaften, Zeppelin University, Am Seemoser Horn 20, D-88045 Friedrichshafen (chenning@zeppelin-university.de)

Prof. Dick Howard, State University of New York at Stony Brook, Stony Brook, New York, USA 11794–3750 (rhoward@ms.cc.sunysb.edu)

Prof. Dr. Martin Hundt, Weinbergstr. 3, D-14469 Potsdam (prof.mh@gmx.de)

Prof. Dr. Thomas Kuczynski, Kleine Homeyerstraße 2A, D-13156 Berlin (czy@gmx.net)

Dr. François Melis, Schachtelhalmweg 85, D-12524 Berlin (francois.melis@t-online.de)

Prof. em. Dr. Alfred Schmidt, Johann Wolfgang Goethe-Universität, Fachbereich Philosophie und Geschichtswissenschaften, Institut für Philosophie, Grüneburgplatz 1, D-60323 Frankfurt a. M. (alfred.schmidt@em.uni-frankfurt.de)

Christian Schmidt, August-Bebel-Str. 61, D-04275 Leipzig (mail2chr@web.de)

Dr. Falko Schmieder, Zentrum für Literaturforschung, Jägerstraße 10–11, D-10117 Berlin (FalkoSchmieder@gmx.net)

Manfred Schöncke, Ahornweg 6, D-25436 Uetersen (schoencke@yahoo.de)

Dr. Christine Weckwerth, Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften, Marx-Engels-Gesamtausgabe, Jägerstraße 22/23, D-10117 Berlin (weckwerth@bbaw.de)